Taschenbuch

für

deutsche Literaturgeschichte.

Taschenbuch

für

deutsche Literatur-Geschichte.

Von

Friedrich Stemmann.

Erster Jahrgang.

Münster:
Friedrich Wundermann.
1834.

Vorwort.

Die Geschichte der deutschen Literatur ist bisher entweder kurz in einzelnen Mittheilungen in Journalen und Zeitschriften, oder ausführlich und zusammenhängend in Büchern und Kompendien behandelt worden.

Der Versuch eines Mittelweges zwischen diesen beiden bisher gewählten Wegen ist in dem

vorliegenden Taschenbuche unternommen, nimm
der Herausgeber bei diesem ersten Jahrgange die
Nachsicht der Sachverständigen und des gebilde
ten Publikums in Anspruch.

Inhalt.

Seite

I. Friedrich von Spee 1

II. Zur ältesten Geschichte der Oper in Deutschland 39

III. H. Heine 67

IV. Dramaturgische Blätter

Vorwort 97

1. Don Juan und Faust. Tragödie von Grabbe 104
2. Die Schule der Frommen. Lustspiel von Immermann 113
3. Die diebische Elster. Oper von Rossini 123
4. Isidor und Olga. Trauerspiel von Raupach 127
5. Vaudevilles und Lustspiele, von Angely 134
6. Der lustige Schusterfeierabend. Harnevalsoper von Wenzel Müller 140
7. Cardenio und Celinde. Trauerspiel von Immermann. 114
8. Emilia Galotti. Trauerspiel von Lessing 147
9. Die beiden Galeerensklaven und die Waise und der Mörder, Melodramen . 149

V. Roswitha, die älteste dramatische Dichterin Deutschlands 156
VI. Quellen des Drama: Wilhelm Tell von Schiller 166
VII. Bijouxkritiken 179
1. E. T. A. Hoffmann's Serapionsbrüder. 2. L. Tiecks dramaturgische Blätter — 3. Fr. Horn's Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit. — 4. C. Weisflog's Phantasiestücke; und Historien. — 5. Ingemann's Abenteuer und Erzählungen in Hoffmann's Manier. — 6. Fr. Rückert's Makamen des Hariri. — 7. A. W. v. Schlegels indische Bibliothek. — 8. Antisymbolik von Voss. — 9. Wolfgang Menzel's Strekverse. — 10. Tieck's neuere Novellen. — 11. Immermann über den rasenden Ajax des Sophokles. — 12. Varnhagen's biographische Denkmale — 13. Militz Orangenblüthen. — 14. ..... — 15. Cardenio und Celinde von Immermann. — 16. Casanova's Memoiren. — 17. Deutschland oder Briefe eines durch Deutschland reisenden Deutschen — 18. Gedichte von W. Gerhard. — 19. Sieben Mädchen in Uniform von Angely. — 20. Isidor und Olga von Raupach. — 21. Garderobe des Horaz von Dr. Nürnberger. — 22. Erläuterung des

Shakespeare von Dr. Fr. Horn. — 23. Manfred's Gedichte. — 24. Die Galeerensklaven nach dem Französischen von Th. Hell. — 25. Gran Takanno, aus dem Spanischen von Amalie Schoppe. — 26. Die beiden Sergeanten. Nach dem Französischen von Th. Hell. — 27. Der goldene Topf, Mährchen von E. T. A. Hoffmann. — 28. Goethe's Sonette. — 29. Cabanis von W. Alexis. — 30. Göthe's Ehrentempel von J. B. Rousseau. — 31. Johannes Witt gen. von Dörring Schriften. — 32. Wahrheit aus Jean Pauls Leben. — 33. Die Bekehrten, Lustspiel von Raupach. — 34. Fr. W. Riemer's Gedichte. — 35. Immermann's Trauerspiel in Tyrol. — 36. Peter Schlemihl von Chamisso. — 37. Virgils Georgika von Dr. Nürnberger. — 38. Der ewige Jude von W. Jemand. — 39. H. Heine's Reisebilder. — 40. Memoiren des Satan von Hauff. — 41. Contraverspredigt wider H. Clauren von Hauff. — 42. Die Tochter der Luft von Raupach. — 43. Immermann's Prinzen v. Syrakus. — 44. Turandot, Räthselalmanach von Lotz und Töpfer. — 45. Irrlichter. Erzählungen von Albi. — 46. Kunst und Alterthum von Göthe. — 47. Der Schiffskapitain, Vaudeville nach dem Französischen von

Blum. — 48. Paganini im Reisewagen etc. G. Harrys. — 49. Immermann's Gedichte. Neue Folge. — 50. Dessen neuer Pygmalion. — 51. Der fertige Barbier oder Selbstunterricht des Bartabnehmens. — 52. Drei Tage aus dem Leben eines Spielers von Th. Hell — 53. Kotzebue's dramatischer Almanach von C. Lebrün für 1831. — 54. Fr. Rafsmann's Lexikon der deutschen pseudonymen Schriftsteller. — 55. Der unterhaltende und belehrende Frauen-Anwald von Dr. Ungewitter. — 56. Müchler's Anekdotenalmanach für 1832. — 57. Tulifäntchen, Heldengedicht von Immermann. — 58. Berliner Musenalmanach für 1831. — 59. Johannes Witt genannt von Dörring Fragmente. — 60. Novellenkranz von Dr. Nürnberger. — 61. Ueber Göthe von Alfred Nikolovius. (Zweiter Theil *in spe.*) — 62. Kotzebue's dramatischer Almanach von Lebrün. — 63. Th. Hell's dramatisches Sträuschen. — 64. Politisches Taschenbuch von Witt genannt von Dörring — 65. Die Seeräuber. Trauerspiel von Houwald. — 66. Der Jude von C. Spindler. Zweite Auflage. 198

I.

Friedrich von Spee.

Friedrich von Spee, gleich ausgezeichnet als Mensch, Gelehrter und deutscher Dichter, aus dem adlichen, jetzt gräflichen, rheinischen Geschlecht der Spee von Langenfeld, wurde zu Kaiserswerth, einer kleinen Stadt am Rhein, zwei Stunden von Düsseldorf entfernt, im Jahre 1595, nach Einigen 1591 geboren. Er studierte zu Cöln, und widmete sich besonders der Theologie, trat im Jahre 1615 daselbst in den Jesuitenorden, und lehrte unter ungetheiltem Beifall Philosophie und Moraltheologie. Eine Zeitlang hielt er sich zu Würzburg auf, wo er mit Johann Philipp von Schönborn, damals Canonicus, dann Bischof von Würzburg und zuletzt Kurfürst von Mainz, in herzlicher Freundschaft zusammenlebte. Aus Franken wurde Spee nach Paderborn, wo er von 1622 — 31

lebte, *) und dann nach Hildesheim versetzt, wo er mit solchem Eifer für das Wohl der Kirche begeistert strebte, dafs er das niedersächsische Städtchen Peina, welches der Lehre Luthers zugethan war, in wenigen Monaten wieder in den Schoos der alten Kirche zurückführte. Die Hildesheimischen Nichtkatholiken, darüber aufgebracht, sendeten einen Verfolger aus, der ihn aufheben sollte, als er, seinem geistlichen Berufe nachgehend, allein seinen Weg nach einem Dorfe eingeschlagen hatte. Er empfing von seinem Nachsteller fünf bedeutende Wunden am Kopfe und zwei auf dem Rücken; erreichte aber dennoch den Ort seiner Bestimmung, und predigte daselbst, bis ihn seine Kräfte verliefsen. Glücklich genafs er zwar, litt aber bis zu seinem Tode in Folge der schweren ihm zugefügten Verwundungen an beständigen heftigen Kopf- und Rückenschmerzen. Sein letzter Aufenthaltsort war Trier. Als diese Stadt im Jahre 1636 von den Spaniern und Kaiserlichen belagert und eingenommen ward, wagte er sich hinaus ins Getümmel

*) Vergl. Gumoda. Taschenbuch von M. Bachmann. 1833. S 350. Zu Paderborn wurden noch kürzlich einige Gedichte im Manuscript von Spee aufgefunden.

des Kampfes, der in den Strafsen tobte, um den Verwundeten und Sterbenden die Sakramente seiner Kirche zu bringen. Erschöpft durch diese gefährlichen Anstrengungen für Freund und Feind sank er aufs Krankenlager, von dem er nicht wieder erstand. Er verfiel in ein Fieber, und entschlief, umgeben von allen Gliedern der Gesellschaft Jesu zu Trier am 7. August 1635. [1])

Er war ein Mann von grofser Seele, hohem Edelsinn und rastlosem Streben für das Heil seiner Mitmenschen, ein Priester im ganzen Sinne des Worts nur für den Dienst seiner Kirche und für seinen Orden lebend und sterbend, ein glühender Verkündiger des göttlichen Wortes, ein milder Lehrer der christlichen Liebe, ein muthiger Kämpfer für seine Kirche ein begeisterter Tröster in den ernsteren Lagen des menschlichen Lebens und ein unermüdeter Arbeiter in seinem Berufe, bei dessen Erfüllung er den letzten Athemzug aushauchte.

Das gröfste Verdienst erwarb sich Spee durch die damals erstaunenswerthe Kühnheit, öffentlich so-

---

[1]) Vergl. *Annales Trevirici Collegii Societatis Jesu* Hartsheim *Bibl. colon. p. 88.*

wohl im Gespräch, als zuletzt in einer Druckschrift sich wider den Aberglauben und das seit Jahrhunderten von Theologen, Rechtsgelehrten und Politikern unterstützte und von den europäischen Regierungen sanktionirte Verfahren gegen die s. g. Hexen und die gegen diese in Ausführung gebrachte empörende Barbarei zu erklären, und mit Freisinn und Nachdruck aufzutreten.

Die Hexenprozesse, diese privilegirten Greuel der Vorzeit, diese gesetzlich geheiligten Justizmorde der früheren Jahrhunderte, diese empörendste Ausgeburt der Barbarei waren es, wogegen Spee — der Erste in Europa! — eiferte. In nicht geringer Anzahl sind noch Hexenprozefsakten vorhanden, diese heillosen, schauderhaften Dokumente, welche das Entsetzliche bekunden, woran man gerne zweifeln möchte, wenn es nicht so unumstöfsliche geschichtliche Beweise für sich hätte.

Obgleich der Glaube an Zauberei und Hexerei in Europa viele Jahrhunderte hindurch allgemein war, und unter dem Namen von Zauberei alle Handlungen, die ein trügerischer Wahn mit wirklicher versuchter und geglaubter, oder auch nur bisweilen vielleicht mit vorgegebner Hülfe böser Geister verrichtete,

von den ordentlichen Richtern zur Untersuchung gezogen, und nicht selten mit dem Tode bestraft wurden, auch in einer besondern Bulle des Pabstes Johann XXII. alle zauberischen Handlungen auf das Schärfste verboten waren, so war dennoch bis jetzt*) weder eine so ausdrückliche Erklärung über die Wirklichkeit von Teufelskünsten, noch eine so bestimmte Beschreibung derselben in einem öffentlichen Dokumente geboten, noch weit weniger eine so entsetzliche Behandlung der Zaubereiverdächtigen als allgemeine Vorschrift gesetzlich und gerichtlich geboten, und ausserordentlichen Richtern aufgetragen, als jetzt in der Verordnung geschah, welche dieser Pabst unterm 5. Dezember 1484 ausgehen liefs.

Durch diese Bulle öffnete der Pabst der entsetzlichsten Tyrannei Thür und Thor; Leib und Leben Ehre und Gut wurden den rohen und unwissenden Hexen- und Ketzermeistern preisgegeben. Niemand war mehr sicher in seinem Hause; ein erschrecklicher Zustand der Dinge ward herbeigeführt. Freilich hatte früher schon dieser Zauberwahn sich also des ganzen Zeitgeistes bemächtigt, dafs es in allen Ständen und

*) Horst, II. S. 5 — 7.

besonders unter den Gelehrten immer Mehrere gab, von denen nicht blos geglaubt ward, sondern die auch von sich selbst gern glauben liefsen, sie hätten einen vertrauten Geist, durch dessen Beistand sie — wenn auch nicht Zauberthaten — doch grofse übernatürliche Dinge vermögten. Das wahnsüchtige Volk hielt Zaubereien nicht allein für möglich, sondern für wirklich. Hauptsächlich hatte sich in frühester Zeit; während die Männer mit Jagd, Krieg und anderen Arbeiten beschäftigt waren, die Müfsigkeit und geschäftigere Einbildungskraft der Weiber, von Alters her wirklich vieler losen Künste bemächtigt, so dafs noch in mehreren nordischen Sprachen die Benennung einer weisen und klugen Frau den verhafsten Sinn einer mit bösen Geistern einverstandenen, oder mit bösen Künsten vertrauten Frau, d. h. einer Hexe ausdrückt. Daher kam, dafs gerade Weiber am meisten in den Geruch der Hexerei kamen, und die päbstliche Bulle in jenen Zeiten überall Anklang fand.

In jenen finstern Zeiten, wo dem von Dummheit und Unwissenheit lang genährten Aberglauben so manches blutige Opfer gebracht ward, und über drei Jahrhunderte kein Strahl des menschlichen Geistes gewagt hatte, das Dunkel zu erhellen, worin fast ganz

Europa gehüllt war, in jenen Zeiten that Gott und die Natur nichts. Alles Unglück, Hagelschlag, verheerende Ungewitter, Viehfallen u. s. w. war blos das Werk der Zauberei. Deshalb glaubte jeder Bauer, sein Dörfchen wimmle von Unholden und Hexen; in jeder alten Frau sah er eine Zauberin, in jedem noch nicht gesehenen oder aufsergewöhnlich gekleideten Menschen den Teufel. Diesen Wahn benutzten Menschen, welche aus der Einfalt und Unwissenheit anderer Vortheil zu ziehen wufsten, und ihre Habgier und Quälsucht auf Kosten des Glücks und Lebens ihrer Mitmenschen zu befriedigen suchten. Hierzu gehörten vorzugsweise die zur Untersuchung der Zauberei angeordneten Inquisitoren, welche nicht unterliefsen mit ihren Helfershelfern die Geistesbeschränkten in ihrem Wahne zu bestärken.

Ein solcher habgieriger Inquisitor, den die Landleute als einen Halbgott betrachteten, hielt es für rathsam, nachdem er sein hochrichterliches Auge auf ein Dörfchen mit fetten Bauern geworfen, zuerst seine Helfershelfer dahin abzuschicken, welche so viele grausenerregende Geschichten von Hexereien und von dem Unheil, das solche mit dem Teufel Verbündete angerichtet, erzählten, dafs die geängstigten Landleute

den Richter förmlich einladen und bitten liefsen, ih
Gemeinde von dieser Pest zu reinigen. Hierauf ve
sprach dieser zwar zu kommen, liefs aber zuvor dur
seine genannten Gesellen den gewöhnlich verausz
zahlenden Beitrag zur Bestreitung der Kosten, d
von Thür zu Thür eingesammelt ward, beitreibe
Hierauf erschien der Richter selbst; nachdem er ab
die Köpfe der Bauern durch Schilderung der v
an solchen Unholden vorgenommenen Executione
der grausenerregenden Geständnisse derselben, u
zugleich durch derlei prahlende Lügen vollends i
Feuer gesetzt, stellte er sich, als wolle er wieder ab
reisen, liefs indefs unter der Hand heimlich von sei
nen Gesellen den Bauern begreiflich machen, dafs si
ihn durch ein neues Sümmchen leicht zurückhalte
könnten, zu dessen Einsammlung und Annahme sic
diese dann gern verstanden. Also sogen diese Unhold
ein Dorf nach dem andern aus, und bereicherten sic
auf diese Weise.

Bei der Ankunft erkundigte man sich gleich, we
im Dorfe in einem nicht allzugünstigen Rufe stehe
Diese — meistentheils Frauen — wurden auf de
Stelle gefänglich eingezogen, und dieser erste Schritt
war schon so gut, als das Verdammungsurtheil selbst;

denn Anklage und Verurtheilung waren bei diesen Prozessen schier dasselbe. Die Untersuchung begann sogleich unter dem Vorsitze des bestellten Inquisitors, dem gewöhnlich noch ein Rechtskundiger zur Abfassung der Protokolle und noch ein Paar unwissender Bauern als Schöffen zugesellt waren. Nachdem man der Unglücklichen die schweren Anklagepunkte, die sich meist weder auf Thatsachen noch Zeugenaussagen, sondern nur auf das allgemeine Gerücht gründeten, vorgehalten hatte, ward sie gütlich ermahnt zu einem freien, offenen Geständnisse. Suchte sich die Angeklagte zu vertheidigen und ihre Unschuld auf jede mögliche Weise an den Tag zu legen, so wurde darauf nicht geantwortet, und selten etwas von ihrer Exculpation zu Protokoll gebracht; denn der Gang des Verhörs blieb sich fast immer gleich, und man schritt von Stufe zu Stufe vorwärts, ohne sich von den Nebenumständen über die Schuld und Unschuld der Verklagten aufhalten zu lassen.

Die Inquisitin ward aufs neue ermahnt, nicht hartnäckig beim Leugnen zu beharren; denn alle Verantwortung hiefs Hartnäckigkeit. Fuhr die Angeschuldigte fort, ihre Unschuld zu behaupten, so wurde sie gefragt, ob sie auch teuflische Kennzeichen am Leibe

trage. Man stand nämlich in dem Wahne, der Teufel brenne seinen Dienern, wie der Schäfer seinen Schaafen, Kennzeichen in die Haut. Diese Zeichen mufsten beim Einstechen einer Nadel oder eines sonstigen spitzigen Instrumentes sich ohne Blut zeigen, und keinen Schmerz hervorbringen. Auf die natürlich erfolgende Verneinung der vorgeblichen Hexe mufste der Henker sie untersuchen, und da diesem daran gelegen war, stets solche Zeichen zu finden, so war er auf alle Fälle mit seiner Aussage bereit. Schrie z. B. die Beklagte beim Einstechen der Nadel, so erkünstelte sie Schmerzen, verbifs sie den Schmerz so hatte man, was man suchte, und wie leicht war es dem Henker, so mit der Nadelspitze in die Haut zu stechen, dafs kein Blut hervorkam.

Wollte nun dennoch die Unglückliche nicht bekennen, was sie nicht wufste, so wurde ihr die Folter zuerkannt. Ehe man dazu schritt, wurden ihr die Hände auf dem Rücken gebunden, die Haare abgeschnitten, oder mit einer Fackel abgesengt, damit sie darunter kein teuflisches Zaubermittel, das wider die Schmerzen helfe, verborgen halten könne. Anfangs ward mit der Folter gelinde verfahren. Gestand sie sogleich die Wahrheit, d. h. ihre Schuld, so liefs man

ab, und sie wurde wieder bis zur Verurtheilung in ihren Kerker abgeführt. Gestand sie aber nicht, oder widerrief sie ihre früheren Aussagen, so fuhr man mit den Martern fort, und wandte nach und nach alle Grade der Folter an. Bei solchen Qualen, von denen keine Wehklage, keine Thränen und Schwüre befreien konnten, sah sich die Arme gezwungen, zu dem einzigen Rettungsmittel für den Augenblick ihre Zuflucht zu nehmen, nämlich zum Bekenntnifs. Fehlte an der Vollständigkeit desselben noch etwas, so wurden die Folterinstrumente sogleich wieder angelegt, und war sie selbst nicht erfinderisch genug, so legte man ihr die Worte in den Mund.

Durch den, eine Reihe von Jahrzehnden, später Jahrhunderten hindurch zum stereotypen System gewordenen Gang der Untersuchung im Verein mit den entsetzlichsten Folterqualen, welche, zugleich auf den Geist wirkend, die Klarheit des Bewufstseins trübten, und die Kraft des Verstandes schwächten, selbst oft Besinnungslosigkeit und Wahnwitz erzeugten, mochte sich das schwache Opfer zuweilen selbst überreden, sie sei eine Hexe; und dann sprach sie im Armensündertone das Schuldig über sich selbst aus, alle Fragen, welche meist so gestellt waren, dafs sie mit

Ja beantwortet werden mufsten, bejahend. Oft war es auch der Fall, dafs die Angeschuldigte ein unsittliches Leben geführt hatte, und dieses that ihrem abzulegenden Geständnisse Vorschub; denn nun brauchte sie ihren Vergehungen nur einen Anstrich von Zauberei zu geben.

Wenn auch Einige durch starke Leibesbeschaffenheit glücklich genug mehrere Grade der Folter überstanden, ohne dafs man ihnen etwas auszupressen vermogte, so war dadurch ihr Schicksal nicht gemildert; denn nun — hiefs es — übten sie das *maleficium taciturnitatis*. Verzogen sie unter den unerträglichen Schmerzen das Gesicht, oder sanken in Ohnmacht, so war das nur Verstellung. Unterlagen sie ihren Qualen und starben auf der Folterbank, oder an den Folgen der Qualen im Kerker, so hatte der Teufel ihnen den Hals gebrochen, und sie wurden unter dem Galgen zur Erde bestattet. Uberwanden sie die Natur, und ermüdeten durch ihre Standhaftigkeit die Grausamkeit der Henker und Richter, so hatte man verschiedene Wege, dennoch zum Ziele zu kommen. Entweder verdammte man sie des *maleficii taciturnitatis* wegen, d. h. weil sie nicht bekennen wollten,

oder man sagte: wenn die Inquisitin keine Hexe wäre, wie hätte sie alle diese Peinigungen ertragen können? Oder sie wurde in einen Kerker geworfen, wo sie von Elend und Leiden gedrückt, bald ihres Lebens müde entweder demselben selbst ein Ende machte, oder durch die täglichen Zureden endlich ein Verbrechen eingestehen lernte, was sie nie begangen, und nur vom Hörensagen kannte.

Mit einem Geständnisse der eigenen Schuld waren aber die Inquisitoren nicht zufrieden; die Hexe mufste auch ihre Mitschuldigen nennen; denn dadurch bekam die unersättliche Straf- und Habgier der Richter, die überall Zauberei witterten, neue Nahrung. Trieben Leichtsinn oder Rachsucht die Angeklagte nicht selbst an, Personen zu nennen, die an der Zauberei Theil genommen, so wurden ihr mehrere Namen vorgehalten, und sie so lange gequält, bis sie solche als Mitschuldige zu nennen gezwungen war. Ein achtungswürdiger Schriftsteller erzählt, dafs eine solche vorgebliche Hexe, nachdem sie gezwungen worden, Personen als Mitschuldige anzugeben, von denen sie nicht das mindeste Böse wufste, und der Beichtvater ihr nicht die Absolution ertheilen wollte, diesem erklärte, sie wolle lieber ewig verdammt sein, als ihre Aussage

widerrufen, und dadurch Gefahr laufen, nochmals gefoltert zu werden. Auf den Grund einer solchen erzwungenen oder durch die Verzweiflung ausgepreſsten Denunciation wurden stets neue Opfer auf die Folter und meist von dort zum Scheiterhaufen gebracht.

Ueberhaupt fanden die Inquisitoren überall, wie man sich auch betragen mochte, Bestärkungen in ihrem einmal geschöpften Verdachte. Führte jemand ein gottloses Leben, so war er gewifs ein Zauberer: lebte er ordentlich, und zeigte ein frommes Aeufsere, so erging's ihm nicht besser; denn hinter dem Schein der Frömmigkeit — hiefs es — versteckten sich die Hexen und Zauberer am liebsten. Ebenso gab das Einsammeln der Beisteuer zur Bestreitung der angeblichen Kosten nicht minder Gelegenheit. Gab jemand wenig, so hiefs es, es sei ihm wenig daran gelegen, dafs der Inquisitor wegbleibe. Gab er viel, so sagte man, er wolle die Gerechtigkeit bestechen. Hatte jemand das Unglück gehabt, dafs seine Eltern oder einer von Beiden wegen Zauberei verbrannt worden, so hielt es schwer, dem Verdachte zu entrinnen, da man glaubte, dafs Hexen entweder ihre Kinder in der Zauberei unterrichteten, oder sie dem Teufel überbrächten. Hörte jemand, er sei in den Verdacht der Zauberei gerathen, und kam zu den Richtern, sich zu vertheidigen, so hiefs

es, er klage sich selbst an. Floh er aus Furcht eingezogen zu werden, so sagte man: habe er sich frei gewufst, so sei er nicht geflohen. Keine Möglichkeit keine Auswege also dem Scheiterhaufen zu entrinnen! Wie häufig solche Scheiterhaufen auflohderten, geht unter andern gleichzeitigen Mittheilungen und Nachrichten aus einer im Jahre 1589 zu Cöln erschienenen Zeitung hervor, worin es wörtlich heifst:

„Wir sehen und hören täglich, wie allenthalben durch ganz Deutschland (Gott erbarm's) manch tausend Mensch der leidige Feind in solchen Schaden gebracht und nach Kaiserlichen Rechten mit dem Fewr gestraft seynd.“

Die Art und Weise des Hexenprozefsverfahrens war von zwei vom Pabst angestellten Hexeninquisitoren Jakob Sprenger, und Heinrich Kremper sogar in ein System gebracht, welches gedruckt schon im Jahre 1489 unter dem Titel: *Malleus Maleficarum* (Hexenhammer) *in tres partes divisus, in quibus 1. Concurrentia ad Maleficia, 2. Maleficiorum effectus 3. Remedia adversus Maleficia et modus denique procedendi ac puniendi Maleficos abunde continetur, praecipue autem omnibus Inquisitoribus et divini verbi concionatoribus utilis ac necessarius* in 4. zu Cöln erschien.

Die fanatischen Verfasser des Hexenhammers überwältigten gewissermafsen die theologische Facultät zu

Cöln, das Buch förmlich zu approbiren. Die Bulle des Pabstes ward vorgedruckt, darauf folgte eine von ihnen verfafste Apologie, und endlich wufsten sie sich ein Diplom vom Kaiser Maximilian zu erschleichen. Betrachten wir diesen Criminal-Codex näher.

Das erste Buch verhält in achtzehn Hauptfragen und Antworten sich über Alles, was sich bei der Zauberei zusammenfindet, als da sind der Teufel, der Zauberer oder die Hexe und die göttliche Zulassung. Das zweite Buch enthält nur zwei Hauptgegenstände: wie man sich vor der Macht der Zauberei zu verwahren habe, wobei von den verschiedenen Arten und Wirkungen derselben gehandelt wird, und dann: wie man die Zauberei wieder aufheben, lösen und heilen könne, wenn man dadurch beschädigt worden ist. Das dritte Buch endlich besteht aus dem eigentlichen Criminalcodex, wie sowohl vor geistlichen als weltlichen Gerichten wider die Zauberer, Hexen und Ketzer inquirirt werden soll. Es besteht aus 35 Abschnitten, worin von der Art, den Prozefs anzufangen, fortzusetzen und das Urtheil zu sprechen, einzeln und umständlich gehandelt wird.

Durch Herausheben der Grundprincipien und Hauptansichten, welche dieser peinlichen Gerichtsordnung zum Fundamente dienen und darin ausgesprochen sind,

wird sich die Verderblichkeit der Tendenz auf das Klarste zeigen.

Das Hexenrichteramt war ein privilegirtes, wodurch nicht allein die Competenz und Rechte der weltlichen Obrigkeit, sondern auch die bischöfliche Jurisdiction geschmälert ward, und die gröfsten Eingriffe erlitt. Vor das Hexengericht wurden Männer und Frauen, Schuldige und Unschuldige, Uebelberüchtigte und Unbescholtene gezogen und verurtheilt. Auf das blofse Gerücht: es gäbe da oder dort Hexen kann die Untersuchung eingeleitet werden; denn es ist Pflicht des Richters: „in einer so seelengefährlichen Sache nicht erst einen Ankläger abzuwarten, sondern sogleich *ex officio* zu inquiriren." Zwei oder drei Zeugen genügen zum vollständigen Beweise, und vorwurfsfreie Zeugen in Glaubenssachen „sind sogar Infame, Excommunicirte, Mitschuldige; ja in Ermanglung besserer Zeugen wird der eine Ketzer gegen den andern, die eine Hexe gegen die andere als unverwerflich angesehen, nämlich wenn sie **wider** den Beschuldigten, nicht aber **für** ihn zeugen, und in jenem Falle können auch Gatte gegen Gatte, Kinder gegen Eltern und umgekehrt Zeugnifs geben. Selbst **Feinde** liefern **halben** Beweis. Vertheidigung eines der Zauberei Beschuldigten und Bestellung eines Defensors ist gestattet; „vertheidigt aber der Defensor seinen Clienten über Gebühr,

so wird er billig für noch schuldiger als der Zauberer oder die Hexe selbst, für einen Hexen- oder Ketzer-Patron gehalten. Wollte also ein Vertheidiger seiner Pflicht nur einigermaßen genügen, so gerieth er selbst in Gefahr, Ehre, Freiheit und Leben zu verlieren. Niemand hatte daher Lust, die unglücklichen Schlachtopfer einer solchen Justiz zu vertheidigen, und deshalb findet man auch nur wenige Beispiele davon.

Schrecklich sind die Bestimmungen über die Folter. Läßt sich die Hexe am ersten Tage auf der Folterbank auf nichts ein, so fährt man am andern und dritten Tage damit fort; denn man darf die Folter nicht „wiederholen", wenn sich nicht neue Indicien gezeigt; aber „fortsetzen" durfte man sie. Und der Richter muß alsdann das Folterurtheil dahin fassen: „Wir verurtheilen dich, daß morgen die Folter „fortgesetzt" werden soll." Auch ist es erlaubt, der Hexe das Leben zu versprechen, um sie zu einem freiwilligen Geständnisse zu bringen. Die Appellation gegen das gewöhnliche Urtheil, welches die Strafe des Feuertodes ausspricht, muß zugelassen, aber erschwert werden. Muß sich der Richter solche gefallen lassen, so braucht er den Prozeß doch nicht so geschwind aus den Händen zu geben; er muß die Sache möglichst verschieben u. s. w.

Dieser Criminalcodex war das Gesetzbuch, wonach

bei Katholiken und Protestanten drei volle Jahrhunderte hindurch inquirirt und geurtheilt ward, ja man ging häufig noch weit grausamer zu Werke.[4])

Wie leicht war es hiernach, dem Hexengerichte zu verfallen! Kein altes Mütterchen konnte sicher auf den mühseligen Ueberrest ihrer abgelebten Tage hinterm Spinnrocken rechnen, weil die Triefaugen Indicien einer Hexe waren. Gesellten sich dabei entfernte Umstände, z. B. es starb des Nachbars Pferd, oder sein schlecht gebrautes Bier wurde sauer, wenn nur eine Betagte von beschriebener Art seine Schwelle betreten hatte, so bedurfte man keines weitern Zeugnisses. Man machte ihr den Prozeß, übergab sie dem Richter, und dieser ließ sie — mehr um Holz, als Menschen zu schonen — schaarenweise verbrennen.[5])

Wider dieses Phantom seiner Zeit trat Friedrich von Spee auf, erst in Gesprächen mit Freunden, dann öffentlich und zuletzt durch seine Schrift: *Cautio criminalis seu de processibus contra Sagas-Liber ad Ma-*

---

[4]) Horst's Dämonomagie oder Geschichte des Glaubens an Zauberei und dämonische Wunder u. s. w. Frankfurt 1818. II. S. 39.

[5]) Weddigens westfälisches Magazin, 1787. Band 3. Heft 10. S. 177 — 78.

gistratus Germaniae hoc tempore necessarius, tum autem Consiliariis et Confessariis Principum, Inquisitoribus, Judicibus, Advocatis, Confessariis reorum, Concionitoribus caeterisque lectu utilissimus. Auctore theologo incerto. [6])

Durch Unterredung mit mehreren, dem Hexengericht verfallenen Individuen, welche er als Seelsorger und Beichtiger in ihren grausen Kerkern zu besuchen viel Gelegenheit hatte, und durch lange Forschung und Prüfung war Spee zu der Ueberzeugung gekommen, dafs alle s. g. Hexen und Zauberer als unschuldige Schlachtopfer des Aberglaubens hingerichtet wurden. Der Eine — sagt er — wird verbrannt, weil er sein fälschlich angeschuldigtes Laster aus Schwäche seines Nervensystems auf der Folter bekennt, ein Anderer von festerem Entschlusse und Körperbau gesteht — seiner Unschuld sich fest bewufst — nichts, und dennoch wird er zum Scheiterhaufen verdammt, weil er „durch höhere Magie" nichts bekannt hat. Geht dies so fort, so verbrennt man den Erzbischof, den Pater Spee dazu, und zuletzt die ganze bemittelte Welt, nur die reich gewordenen Richter in derselben nicht.

---

[6]) Die erste Auflage erschien zu Rinteln 1631. Sie ward gleich vergriffen. Die zweite Auflage besorgte *Johannes Gronaeus Austrius* (vielleicht war es der Verfasser selbst) Frankfurt a. Main 1632. Zu Sulzbach

Vor Spee hatte schon der Baierische Jesuit Adam Tanner sich mündlich wider den Hexenprozefs geäufsert, und den Richtern gröfsere Vorsicht bei den Hexenprozessen empfohlen, und insbesondere sich gegen die Entscheidung nach willkührlichen Anzeigen erklärt. Indefs gerieth er dadurch in Gefahr, als Ungläubiger zur Untersuchung gezogen zu werden. Er entging derselben zwar; ihm wurde indefs im Jahre 1632, als er starb, ein christliches Begräbnifs verweigert, was in jenen Zeiten der Strafe des Scheiterhaufens bei Lebenden analog war.

Spee war der erste, welcher unmittelbar die deutschen Regenten, Obrigkeit, Richter, Beichtväter, Kanzelredner auf den gräfslichen Wahnglauben aufmerksam zu machen, und sie aus seiner eigenen Erfahrung über die Unvernunft und Grausamkeit jener peinlichen Ge-

---

erschien 1695 bei M. Endter die dritte in 12., die vierte folgte 1718, und in den Jahren 1647 und 1649 erschienen zwei deutsche Uebersetzungen, wovon die eine den Titel führte: Gewissensbuch von Prozessen gegen die Hexen, von Joh. Seiffert, schwedischem Feldprediger. Bremen 1647. 1660 zu Lyon eine französische, 1657 zu Amsterdam eine holländische Uebertragung. Vgl. Weddigen a. a. O. S. 480. *Hartzheim bibliotheca coloniensis* 1747. S. 80.

richte zu belehren strebte. Das Beispiel Tanners mochte ihn veranlassen, nicht mit seinem Namen aufzutreten: er liefs das Buch anonym ausgeben, und auch in der Abfassung desselben geht er mit der gröfsten Vorsicht zu Werke. Dem Scheine nach gibt er die Existenz der Hexen und Zauberer zu, und scheint nur wider das grausame Processverfahren zu eifern. Auch belegt er die einzelnen Abschnitte des Buches beinahe mit dem Namen: „Zweifel". Allein aus vielen Stellen der Schrift geht deutlich hervor, dafs er den ganzen Zauberglauben verbannte.*)

Ganz als Leugner da zu stehen, durfte er nicht wagen. In dieser Hinsicht beginnt er sein Buch mit folgenden Worten:

„Wenn ich gleich selbst viel in Kerkern mit Elenden, welche der Gemeinschaft mit dem Satan beschuldigt waren, in geistlichem Berufe verhandelt habe, wenn ich gleich selbst mit Fleifs und aufmerksamer Forschung — ich will nicht sagen: Neugierde — all mein Denken so in diesen lichtlosen Abgrund versunken gefunden habe, dafs ich beinah endlich nicht mehr wusste, was ich davon glauben sollte, so habe

*) Joh. Georg Walchs philosophisches Lexikon Th. 1. S. 1422 ff.

ich dennoch, die Summe der Gedankenrechnung zusammenziehend, für wahr halten müssen, dafs solche Verbrechen und derselben Schuldige wahrhaftig bestehen, und dafs ohne Frevelsinn und groben Unverstand sie nicht geleugnet werden könnten; dafs aber alle, welche verbrannt worden, wirklich schuldig sind, glaube weder ich noch andere gottesfürchtige Männer. Es soll mich auch Niemand so leicht überreden, der nicht mit ungestümem Schreien oder blinder Autorität gegen mich treten, sondern mit Vernunft und Nachdenken die Sache beleuchten will."

Zwar hat man Spee nicht für so aufgeklärt halten wollen, *) dafs er an das Reich der Hölle und eine thätige Propaganda ihres Fürsten nicht geglaubt; vielmehr habe er als ein begeisterter Priester Jesu an die Pforten der Hölle, welche zu zerbrechen das Wort Fleisch geworden, geglaubt. Allein, obgleich Mitglied der Gesellschaft Jesu, war er sicherlich für sich von der Nichtexistenz der Zauberer und Hexen überzeugt; aus bewegenden Gründen durfte er aber öffentlich nicht leugnend auftreten. Viele derjenigen, welche die Hexengerichte verurtheilt haben, sind schuldlos gewesen — sagt er frei und offen; und das war wahrlich genug

*) Vergl. die Vorrede und Charakteristik zu der Trutznachtigall, welche 1817 in Berlin erschien.

und viel für die Zeit, worin er lebte. Hatte er selbst doch fast 200 dieser unglücklichen Schlachtopfer zum Scheiterhaufen begleitet, sie als Tröster und Beichtvater geprüft und erforscht, dafs Schwäche, Dummheit, Verwirrung, Folterschrecken und Folterqualen sie zum Selbstgeständnisse nie begangener Thaten vermocht hatten.

Leider ward Spee nicht die Wonne zu sehen, wie sein Mühen allüberall segensreiche Früchte trug; erst nach seinem Tode erkannte man die Wahrheit seiner Worte; doch wirkte seine Schrift, während er noch lebte, so viel zu seiner Freude, dafs sein Freund, der Canonikus Johann von Schönborn zu Würzburg, als er den churfürstbischöflichen Stuhl von Mainz später bestieg, sämmtliche Akten über Hexenprozesse sich vorlegen liefs, wodurch viele bereits zum Feuertode verurtheilte Unschuldige gerettet wurden; späterhin verbot dieser Kurfürst das Hexenverbrennen in seinem Kurfürstenthume ganz und gar. Die Braunschweigischen Herzöge waren die nächsten nach ihm, welche dieses Verbot ausgehen liefsen.

Lange war der Verfasser der *Cautio criminalis* unbekannt geblieben.

Leibnitz nannte Spee zuerst als Verfasser der Schrift öffentlich; er hatte seinen Namen vom Kurfür-

sten von Mainz selbst erfahren *). Spee's Muthe und seiner Menschenliebe verdankte die Menschheit zuerst Befreiung von diesen privilegirten Justizmorden. Spee war der Erste der Licht in diese düstre Nacht des Geistes brachte. Er betrat die Bahn zum Besseren zuerst; unter dem Schutze Friedrichs I. war Thomasius, in Spee's Fufsstapfen tretend, glücklicher. Der König hob das Prozefsverfahren wider Zauberer und Hexen gesetzlich auf, man folgte in andern Staaten diesem Beispiel, wiewohl noch lange hin und wieder Opfer dieses Aberglaubens nach namenlosen Martern und Qualen fallen mufsten. —

Friedrich von Spee gebührt nach Anerkennung dieser grofsen Verdienste als Mensch ferner einer genauen Würdigung als deutscher Dichter und Schriftsteller. Merkwürdig ist in dieser Beziehung das Urtheil von Leibnitz, der ihn hinsichtlich seiner Verdienste als glühender Kämpfer wider den Aberglauben so hoch stellt. Er schreibt nämlich an die Frau von Skudery **), wie ihm der Kurfürst von Mainz den Spee lebhaft empfohlen, und ihm dessen „güldenes Tugendbuch gegeben habe, darin ich Alles bewunderte, ausgenommen die deutschen Verse,

*) *Leibnitzii Tom. I. Theodicaea p. 187 u. 188.*

**) *Feller's ined. Trimestr. IV. Nro. 25.*

deren wahrer Geschmack in der katholischen Kirche noch theils unbekannt ist. Doch habe ich es um der schönen und tiefsinnigen Gedanken, die es vortrefflich genug vorträgt, um auch die gemeinsten weltversunkensten Seelen zu rühren, ungemein liebgewonnen.“ Allein Leibnitz Misfallen an Spee's deutschen Versen ist keine gültige Autorität, der Niemand auch je zu irgend einer Zeit gehuldigt hat; vielmehr machen seine Gedichte auf die gröfste Anerkennung Anspruch.

Leider war Spee als Dichter geraume Zeit hindurch ganz vergessen; sein Dichtername war gleichsam verschollen und in das Buch der Vergessenheit eingetragen. Erst im Beginn unseres Jahrhunderts wurden sie durch Wessenberg, der 1802 selbe, jedoch bearbeitet, und durch Friedrich Schlegel, der mehrere derselben im poetischen Taschenbuch für 1806 mittheilte, der Vergessenheit wieder entrissen. Spee war Zeitgenosse des deutschen Dichter Martin Opitz, der vom Kaiser als Poet gekrönt ward, wie des besonders als Dramatiker ausgezeichneten Andreas Gryphius. Der Erstere, welcher als Stifter einer Dichterschule dasteht, hat auf Spee nicht den mindesten Einfluss gehabt; möglich dass Spee nicht einmal ein Gedicht von ihm gesehen hat. Er scheint

vielmehr, ganz unbekannt mit dem Zustande der damaligen Poesie in Deutschland, für sich gedichtet zu haben.) Er ist lyrischer Dichter, und hat sich den Ruhm eines tüchtigen Dichters errungen, der ihm unangefeindet bleiben wird. Seine Gedichte sind geistliche Lieder und Gesänge, er ist der vorzüglichste wie älteste katholische deutsche Sänger geistlicher Lieder, von echt religiösem Sinn und romantischem Geiste durchdrungen, bildereich, belebt von Gefühl und Fantasie, in grofsem Abstande von den einfacheren, aber auch minder fantasiereichen Produktionen der protestantischen Liederdichter Luther, Flemming, Paul Gerhard u. s. w., wenn gleich ihnen Kraft und Ruhm, wodurch sich diese auszeichnen, abgehen. Insbesondere verdient Berücksichtigung, dafs er als Jesuit in deutscher Sprache gesungen, da wir sowohl von Mitgliedern dieses Ordens früherer wie späterer Zeit nur Gesänge in lateinischer Sprache besitzen, und die wenigen deutschen Gedichte das Prädikat schlecht verdienen; selbst die deutschen Gesänge Jakob Balde's, dessen lateinische Gedichte wegen ihrer Vortrefflichkeit allgemein bekannt und als ausgezeichnet anerkannt sind.

Der Tod rief den Dichter zu früh ab, dafs er nicht selbst zur Herausgabe seiner Gedichte, die sich

von seiner eigenen Hand geschrieben noch in der Bibliothek zu Trier vorfinden, schreiten konnte. Einem seiner treusten Schüler wurde von der Gesellschaft Jesu die Herausgabe übertragen, und Spee's Beichtkind, der Buchhändler Wilhelm Friesten zu Köln, nahm mit jenem schönen Eifer, den er in seiner Vorrede dazu und der Dedikation an den seligen Verfasser auf rührende Weise darlegt, Theil. Die Gedichtsammlung erschien unter dem Titel: Trutz Nachtigal, ein geistlich poetisches Lustwäldlein, desgleichen noch nie zuvor in deutscher Sprache gesehen worden. Durch den ehrwürdigen Pater Friedrich Spee, Priester der Gesellschaft Jesu zuerst im Jahre 1649 zu Köln; zwei andere Ausgaben folgten 1656 und 1664. Der Verfasser charakterisirt die Sammlung selbst in der Vorrede also:

„Trutz Nachtigal wird dies Büchlein genannt, weil es trutz allen Nachtigallen süfs und lieblich singet und zwar aufrichtig poetisch, also dafs es sich auch wohl bei sehr guten lateinischen und anderen Poeten dürft hören lassen. Dafs man aber nicht allein in lateinischer Sprach, sondern auch sogar in der deutschen man recht poetisch reden und dichten könne, wird

man gleich aus diesem Büchlein abnehmen mögen, und merken, dafs es nicht an der Sprach, sondern vielmehr an den Personen, so es einmal auch in der deutschen Sprach wagen dürften, gemanglet habe. Derohalben hab ich mich Solchem zu helfen unterstanden, und beflissen zu einer recht lieblichen deutschen Poetika die Bahn zu zeigen, und zur gröfseren Ehre Gottes einen neuen geistlichen Parnassum oder Kunstberg allgemach anzutreten."

„Sollt nun Solches dem Leser, wie verhoffentlich, wohlgefallen, so sei Gott zu tausendmahl gelobt und gebenedeiet, denn ja anders nichts allhie gesucht noch begehrt wird, als dafs Gott auch in deutscher Sprach seine Poeten hätte, die sein Lob und Namen ebenso christlich, als andere in ihrer Sprachen singen und verkünden könnten, und also deren Menschen Herz, so es lesen oder hören werden, in Gott und göttlichen Sachen ein Genügen und Frohlocken schöpfen."

In derselben Weise spricht sich der Dichter im Eingangsgedichte aus:

Doch süfser noch erklinget
Ein sonders Vögelein;

Es seinen Sang vollbringet
Bei Mond- und Sonnenschein.

Trutznachtigall mit Namen
Es nunmehr wird genannt,
Und es den Wilden, Zahmen,
Obsieget unbekannt

Trutznachtigall man's nennet,
Ist wund von süfsem Pfeil,
In Lieb es lieblich brennet,
Wird nie der Wunden heil.

Gold, Pomp und Pracht auf Erden
Die Lüste es verspott't,
Die achtets für Beschwerden,
Nur suchend seinen Gott.

Es singet aller Orten
Von Gott und Gottes Sohn.
Und zu den Himmelspforten
Verweiset's jeden Ton.

Von Baum zu Baume springet,
Durchstreichet Berg und Thal.
In Feld und Wäldern singet
Weifs nicht der Lieder Zahl.

Es flieget auf und nieder,
Verwechselt Ort und Luft,
Bald findet man es wieder
Betrübt an finstrer Kluft.

Bald frisch und freudig schwebend
Hoch mit der süfsen Lerch',
Gott lobend und umgebend
Den trauervollen Berg.

Mit ihm will mich erschwingen
Und manchem schweben ob,
Den Lorbeerkranz erringen
In deutschem Gottes Lob.

Dieses vorgesteckte Ziel in Gottes deutschem, d. h. in deutscher Sprache gesungenem Lobe, als religiöser deutscher Dichter zu glänzen, hat Spee vollkommen erreicht. Alle seine Gedichte haben die christliche Religion zum Gegenstande, und unterscheiden sich von den Gedichten anderer geistlichen Sänger, dafs darin das Religiöse mehr als in diesen dem Poetischen untergeordnet ist. Das Lyrisch-darstellende, durch begeisterte Fantasie gehoben, ist das vorherrschende Element in Spee's Poesieen; Alles ist von der poetischen Seite aufgefafst, fern von Empfindelei, frisch und klar. Als besonders zu berücksichtigen verdient bemerkt zu werden, dafs sich keins unter der grofsen Zahl seiner Gesänge findet, welches die H. Jungfrau feiert; nicht einmal genannt wird der Nam Maria in der ganzen Sammlung. Maria Magdalenens

Besuch des Grabes am Ostertage [1]) allein wird durch ein herrliches Gedicht [2]) gefeiert.

In der äufsern Form, im Metrum und Vers, zeichnet sich Spee nicht minder, als durch Gehalt vor den übrigen deutschen geistlichen Liederdichtern aus. Die Mannigfaltigkeit in dieser Hinsicht ist grofs: lyrische Dialoge finden sich darin, wie Selbstgespräche und verschiedene Liederweisen; Vers und Reime behandelte er kunstgerecht in zahlreichen Modulationen, und leicht und frei handhabt er die Sprache. Einige Anfangsstrophen von Liedern mögen dies bewahrheiten.

Seite 35 (der gedachten Ausgabe:

Der trübe Winter ist vorbei,
Die Kranich' wieder kehren:
Nun reget sich der Vogelsbrei,
Die Nester sich vermehren
Laub mit Gemach.
Nun schleicht ein Tag.
Die Blümlein nun sich mehren,
Wie Schlänglein krumm
Gehn lächelnd um
Die Bächlein kühl in Wäldern.

[1]) Ew. Joh. Kap. 20

[2]) S. 54 — 74 der Ausgabe der Trutznachtigall. Berlin 1817.

S. 32. Süfs ist der Schmerz.
Gesund das Herz;
Ich mufs vor Freud' ermatten,
Ist krank das Herz,
Herb ist der Schmerz:
Bei Sonnenschein ist Schatten.

S. 234. Bei stiller Nacht zur ersten Wacht
Ein Stein begunn zu klagen,
Ich nahm in Acht, was sie doch sagt,
Thät sie mit Augen schlagen.

S. 302. Manche Stunden Jesu Wunden
Ich mir setz' ob Augen mein.
Thu mich wenden zu den Händen
Zu der Seit' und Füfsen sein, u. s. w.

Neuere Ausgaben der Trutznachtigall habe zwei; die erste von Willmanns erschien 1812 zu Köln, die andere ohne Namen des Herausgebers 1817 zu Berlin. Wessenberg gab 1802 auserlesene Gedichte und Friedrich Schlegel theilte im poetischen Taschenbuch für 1806 eine Auswahl mit. Aufser dieser Gedichtsammlung schrieb er auch eine Schrift ascetischen Inhalts, gleichfalls in deutscher Sprache unter dem Titel: Güldenes Tugendbuch, das ist Werk und Uebung der dreien Göttlichen Tugenden Glaubens, Hoffnung und Liebe. *R. P. F. spec. Exercitia aurea trium virtutum*

Theologicarum. Coloniae typo W. Friesem 1649. Auch dieses Buch erlebte mehre Auflagen; es enthält neben frommen erbaulichen Betrachtungen in verschiedener Form auch Lieder, deren einige die Berliner Ausgabe der Trutznachtigall mittheilt. Die neuste Ausgabe des Tugendbuchs erschien 1831, 2 Bde stark, bei Hölscher in Koblenz.

II.

Zur

ältesten Geschichte der Oper

in Deutschland.

Lyrik ist die erste und älteste Poesie. Sowohl bei ganzen Völkern als bei einzelnen Individuen sind die ersten poetischen Ausbrüche — lyrischer Art; manche Individuen und ganze Völker haben es in der Poesie nicht weiter, als bis zu dieser Dichtart gebracht [1]). Dafs die dramatische Form sich immer erst nach der lyrischen und epischen ausgebildet hat, lehrt die Geschichte der Poesie aller Völker [2]). Epos und Lyrik sind die einzigen reinen Formen der Poesie; denn

---

[1]) Vergl. H. Heine über Romantik in dem Kunst- und Wissenschaftsblatte zum Westfälischen Anzeiger. Nro. 31. S. 467 folgd. 1822.

[2]) Nur die Griechen bilden eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel: denn bei ihnen ging die Tragödie aus der lyrischen Chorpoesie hervor. Vergl. K. Immermann's Abhandlung: Ueber den rasenden Ajax des Sophokles Magdeburg bei W. Heinrichshofen 1826. In dieser Schrift ist obige Behauptung ganz überzeugend nachgewiesen

anders als erzählend oder betrachtend kann der Mensch von den Dingen nicht reden; Alles muſs entweder als in der Zeit sich folgend, oder im Raume neben einander seiend, als werdend oder geworden, dargestellt werden. — Indeſs fordert die stets mehr sich entfaltende Geisteskraft eine Steigerung jener Formen, und nun wird der kühne Weg eingeschlagen, die Sache darzustellen, d. h. zu dramatisiren. Diese Form ist indeſs nur eine Mischung aus jenen beiden Urformen und ein Produkt ihrer Verschmelzung. Das Epische bildet sich aus zu dem, was man Handlung nennt, das Lyrische erscheint als Charakterdarstellung.

Das Drama ist entweder tragisch oder komisch. Beide verhalten sich zu einander wie Ernst und Scherz; so wie der Ernst, auf den höchsten Grad gesteigert, das Wesen der tragischen Darstellungsart ist, so der Scherz das der komischen, und dadurch unterscheiden sich Tragödie und Komödie [b]).

---

[b]) A. W. v. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. Heidelberg 1817, Zweite Ausgabe Theil I. S. 59 folg.

Die Entstehungsart des deutschen Drama kümmert uns hier zunächst. Bei dem bisherigen Mangel einer genügenden kritisch-dramaturgisch-historischen Behandlung dieses Faches weiss ich nicht, ob die beiden, meiner Ansicht nach, alleinigen Quellen der deutschen dramatischen Poesie allgemein anerkannt und angenommen sind. Immermann nimmt nur eine Quelle an, nämlich die Erzählungen der aus Palästina im 12. und 13. Jahrhundert heimkehrenden Pilger, die ihre Abenteuer und Wunder des heil. Grabes abgesungen, und in Fortsetzung dieser Rhapsodengesänge und dem Gesetze der Epopee getreu sei als dialogisirtes Epos das Drama entstanden; die Passionsbrüderschaften hätten ihm die s. g. Mysterien geliefert u. s. w. *).

Allein jenes Faktum auch angenommen, so können jene Rhapsodengesänge und Mysterien doch nur die Quellen der ernsten dramatischen, der tragischen Poesie sein; denn z. B. aus der Darstellung der Leiden Christi kann sich doch unmöglich das Lustspiel erzeugt und gebildet haben, und hätte selbst eine seidenwurmartige Metamorphose, wodurch aus einer

*). Immermann über den rasenden Ajax etc. S. 60 folg.

Raupe zuletzt ein seidener Königsmantel oder ein Prinzessinnenbrautkleid hervorgeht, stattgefunden.

Mit gröfserer Gewifsheit sind folgende zwei Quellen anzunehmen, denen das deutsche Drama sein Entstehn verdankt:

Die Fastnacht mit ihrem Treiben ist die Quelle des Lustspiels. Man vermummte sich, und diese Vermummungen gaben von selbst Veranlassung, kleine Scherze erst aus dem Stegreif, dann eingelernt aufzuführen, sowohl auf den Strafsen wie in den Häusern, — und daraus gingen die Fastnachtsspiele und Fastnachtaspieldichter hervor [5].

Selbst der bedeutendste Fastnachtsspieldichter, Hans Sachs, läfst in seinem Gespräch mit der Fastnacht dieselbe also sprechen [6]:

Die Fastnacht sprach: hie merk mit fleifs
Vil thörichter freudt und abweifs,
Die umb mich Fastnacht allseit klingen
Mit purschen, spiel, täntz, reyen, singen,
Mit allerlei Fewerwerk brennen,

[5]) Tieck in der Vorrede zu seinem deutschen Theater. Berlin 1817. 2 Bde. Bd. 1. S. VIII.

[6]) Vgl. H Sachs sämmtliche Werke. Originalausgabe. Nürnberg. Bd I Thl I Blatt 534.

Mit krönlein stechen und scharp rennen,
Mit Kölbenstechen in dem Stroh,
Schwertänz, Reifftänz ist man auch froh,
Vil Fastnachtspiel bring ich herbei
Und oba zal gar vil mummerei.

Auf Schulen, in Klöstern, bei feierlichen Kirchenumzügen und Prozessionen wurde die Leidensgeschichte des Herrn, Stoffe und Geschichten aus dem alten sowohl wie neuen Testamente dargestellt; anfangs zogen die Gruppen still daher, später wagte man, sie durch Wort und Geberde zu beleben, und daraus entwickelte sich unser ernstes Drama, unsre Tragödie frei und ohne Nachahmung der Alten. An Fest- und Feiertagen pflegte die dahin gehörige biblische Begebenheit zuerst gespielt zu werden; späterhin erweiterte sich dieses; man gab dergleichen Darstellungen auch zu anderer Zeit, an Sonntagen, an Musetagen, wie auch bei festlichen Begebenheiten, fürstlichen Hochzeiten, Friedensschlüfsen u. s. w., und zuletzt wurden sie zu jeder Zeit gespielt.

Dieses ergibt sich u. a. aus einer (Sachsen) Freiberger Chronik [1]), wonach am 11., 12. u. 13. Mai

[1]) Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Morgenblatt 1808 Nr. 278.

1516 (an den drei Pfingstfeiertagen) in Gegenwart Herzogs Georgs zu Sachsen *ludi solemnes* aufgeführt wurden. Am ersten Tage die Geschichte von dem Fall der Engel, Erschaffung und Fall der Menschen, Austreibung aus dem Paradiese, und von den ungleichen Kindern Adams und Eva *), wie sie Gott der Herr thät anreden und examiniren. Am 2. Tage die Historie von der Empfängniſs, Geburt, Leiden, Sterben, Auferstehung und Himmelfahrt Christi mit 67 Personen. Am 3. Tage die Geschichte vom jüngsten Tage. Diese Darstellungen geschahen auf einem auf dem Markte aufgerichteten Gerüste.

„Es sind aber — fährt der Chronist fort — diese stattliche *Spectacul* und Spiele anfänglichen nur vom Fall der Menschen und der Geburt, fürnehmsten Wunderwerken, Leiden, Sterben und Auferstehung des Herrn Christi und zwar in der Marterwoche (Charwoche) gehalten worden gleichwie an andern Orten; hernach hat man sie zu Freiberg mit vieler

*) Bekanntlich benutzte H. Sachs diesen Stoff zu einer Komödie unter gleichem Titel, worin Gott der Herr die Kinder Adams aus Luthers Katechismus examinirt.

Zusätzen vermehrt und auf die Pfingsttage verleget [9])."

Die ersten dramatischen Produktionen waren nur recitirend, sie wurden gesprochen, und nur hie und da finden wir kleine Lieder namentlich solche, die grade zur Zeit viel gesungen wurden, eingeflochten, welche irgend eine Person des Stücks singt. So z. B. heifst es in dem Fastnachtspiel von H. Sachs: Der alt Buler mit der Zauberei [10]) „Marthe singt's Bauernmaidlein" ein damals allgemein bekanntes Volkslied, welches — soviel mir bekannt — nicht auf uns

---

[9]) Vgl. Faustus Chur- und Fürstlich Sächsischer Stammbaum S. 208. Viele dergleichen geistlicher Tragödien und Komödien sind durch den Druck auf uns gekommen, und kann Kürze halber auf Gottscheds nöthigen Vorrath zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst oder Verzeichnifs aller deutschen Trauer- Lust- und Singspiele, die von 1450 bis zur Hälfte des jetzigen Jahrhunderts im Druck erschienen, Leipzig 1750, verwiesen werden. Vgl. auch *Ancient Mysteries described, especially the English Miracle Plays, founded on Apocryphae new. Test. Story etc. By William Hone. London 1823.*

[10]) Geschrieben am 1. Febr. 1554 H. Sachs Werke Bd. II. Thl. 4. Blatt 29 — 33.

gekommen ist. Von demselben Dichter kommt der Anfangsvers vor:

Bauernmaidlein, lafs dir's wohl gefallen.

An Singspielen und Opern ward bis dahin noch nicht gedacht; in den bändereichen dramatischen Produktionen von H. Sachs findet sich keine derartige dramatisch-lyrische Arbeit; vielweniger noch bei H. Rosenblut, seinem Vorgänger, von welchem überhaupt nur einige Fastnachtspiele handschriftlich auf uns gekommen sind, weshalb als erster uns bekannter deutscher Singspieldichter Jakob Ayrer da steht. Er war Notarius und Prokurator zu Nürnberg, und zwar, wie es in der Vorrede zu der Sammlung seiner dramatischen Schriften heifst: Kayserlicher Notarius Burger und der Gerichten allhie zu Nürnberg geschworner Prokurator, der das Laster *Ocium* (*Otium*, Müfsiggang) genannt hefftig gescheuet, und in erregung des alten *Proverbii: Ocia dant Vitia* aller jugendt ein gutes Exempel gegeben, in seinen lebzeiten, neben seinen nicht wenig obgelegenen, sowohl Ampts als Privatgeschefften, nach fleifsiger Expedirung derselben, zu seinen müssigen Ruhestunden und Erquickzeiten, jhme belieben lassen, in der Löblichen Poeterei, dazu er dann son-

derlich einen guten geist und *foelix* ja *Divinum ingenium* gehabt, sich selbst zu erlustirn und zu ergötzen. Er lebte zwischen dem letzten Drittel des 16. und ersten Drittel des 17. Jahrhunderts. Nach Tiecks Meinung [11]) mögten die wenigsten seiner Stücke vor 1610 geschrieben sein. Sie erschienen nach seinem Tode — wie die Vorrede besagt — im Jahre 1618 unter dem Titel:

Opus theatricum oder dreifsig ausbündige schöne Komedien und Tragedien von allerhand denkwürdigen alten römischen [12]) Historien und andern politischen Geschichten und Gedichten etc. durch Jakob Ayrer. Nürnberg 1618.

Gottsched besafs diese Sammlung in einem geschriebenen Folianten. Aufser den in der gedruckten Ausgabe enthaltenen Stücken waren von Ayrer noch vierzig andere vorhanden, und heifst es in der

---

[11]) Tieck a. a. Orte Bd. I S. XXII.

[12]) Vergl über ihn: Gottscheds Vorrath I. S. 121. Will's Nürnberg. Gelehrtenlexikon I. S. 68 — 77. Desselben Nürnberg Münzbelustigungen IV. S. 58. 116. Lukas gelehrtes Oestreich I. Stück 1. Rüffners Charaktere deutscher Dichter S. 433. Sulzers Theorie der schönen Künste III S. 601. Jördens Schriftstellerlexikon.

Vorrede zum *Opus theatricum*, dafs man dieselben herausgeben würde, wenn der erste Band gut aufgenommen werde. Diese sind jedoch nicht im Druck erschienen, und mögte schon daraus zum Theil zu entnehmen sein, dafs Ayrers Schriften nicht den Grad der Vollkommenheit, wie H. Sach's Poesien, erreicht haben, mindestens wenig Beifall fanden. Und dieses ist auch gegründet.

Der desfallsigen Nachweise sind wir indefs hier überhoben, da wir J. Ayrer nur als Singspieldichter zu schildern haben. Dafs seine Singspiele (Singetaspiele, wie er schreibt) eigenthümlich und ohne Nachahmung ähnlicher Produktionen anderer Nationen sind, ergibt sich gleich beim ersten Anblick, und gleichen die ersten auswärtigen Versuche im Fache der Operndichtung den Ayrerschen Singspielen gar nicht. Und so kann man kühn behaupten, dafs die deutsche Oper echt deutsch, mindestens ihr Beginn deutschen Ursprunges ist, und erst später fremde Einflüsse auf sie gewirkt, und sie zu dem, was sie jetzt ist, mehr oder minder gemacht haben.

Italien war das Land, wo sich die Oper zuerst ausbildete, und was den musikalischen Theil betrifft am vollkommensten gestaltete. Der Zeitpunkt der Entstehung der italiänischen Oper ist noch nicht ganz mit Gewifsheit ausgemittelt. Die ersten Nachrichten, die

sich bei *Albertinus Mussatus* [12]) finden, lassen nur den Schluss zu, dass auf den Bühnen Lieder gesungen wurden, die die „*amplissima regum ducumque gesta*" zum Gegenstande hatten. Das erste ganz in Musik gesetzte Stück scheint in das Jahr 1480 zu fallen [13]). Als erste eigentliche Oper ist indefs die von Otto Rinuccini verfafste und von Caccini und Jak. Peri in Musik gesetzte, im Jahre 1594 zu Florenz aufgeführte Daphne sein.

Frankreich erhielt die Oper aus Italien, Spanien entlehnte sie von Frankreich [14]). England hat in seinem ältesten Trauerspiele: Gordobuc Chöre, die gesungen wurden (zuerst aufgeführt 1561 [15])) und die älteste eigentliche Oper, welche in England (1674) erschien, war *Ariadne or the Marriage of Bacchus*, indefs aus dem Französischen übersetzt und von dem Franzosen *L. Grabut* komponirt.

Was die deutsche Oper betrifft, so sind in Ayrers

---

[12]) *Alb. Mussati* (lebte 1260) *Prolegomena de Gestis Ital.* Buch 9 in Muratori's *Scriptores Italici, tom X.*

[13]) *Sulpitius* in der Zueignungsschrift seiner *Notae ad Vitruvium* an den Kardinal Riari.

[14]) Vergl. Sulzers Theorie Band III. S. 596 u. folg.

[15]) *Warton hist. of Poetry tom III. pag. 375. Select Collection of old Plays. Tom I. pag. 99.*

Opus theatricum von Blatt 137 — 167 neun Sing »piele enthalten. Die Namen derselben sind folgende:

Ein schön Singetspil, der verlarft Franzishus mit der venedisch jungen Wittfrauen mit vier Personen. In defs Rolands Thon. Blatt 137 — 140.

Ein schön neues singetsspil von einem vngerechten Juristen, der ein Münch worden mit sechs Personen. Im Thon: Lieb haben steht eim jeden frey. Blatt 140 — 144.

Ein schön neues singetsspil von dreyen bösen Weibern, denen weder Gott noch jre Männer recht können thun, mit sechfs Personen. Im Thon: Wie man den Englischen Roland singt. Blatt 144 — 146.

Ein schön singets Spil, der Forster im Schmaltzkübel, mit 4 Personen. Im Thon: Aus frischem freyen Muth, Tauts du mein edles Blut. Blatt 146 — 149.

Ein schönes neues singets Spil von dem Knörren Cüntzlein, mit vier Personen. Im Thon: Venus du und dein Kind, seind alle beyde blint u. so w. Bl. 150 — 153.

Ein schönes singets Spil, ist genannt der Münch im Kefskorb mit fünf Personen. Im Thon wie man den Englischen Roland singt. Blatt 153 — 156.

Ein singets Spil, der Wittenbergisch Magister in der Narrenkappen mit sieben Personen. Im Thon wie man den Dillathey: o Narr dummel dich singt. Blatt 156 — 160.

Ein Singets Spil von etlichen Reden dels Claus Narren vnd anderer mit 6 Personen, Bl. 160 — 163.

Ein schönes neu's singets Spil von dem Eulenspiegel, mit dem Hauffmann und Pfeiffenmacher mit sechs Personen. In dem Engelendischen Rolands Thon, Bl. 162 — 167.

Wie schon aus den Zusätzen auf dem Titel: Im Thon u. s. w. hervorgeht, wurden diese Opern durchgehends nach einer Melodie gesungen. Diese Melodien waren theils Meistersängerliederweisen oder Weisen von bekannten Volksliedern *). Eine Strophe wurde

*) Aufser handschriftlichen Ueberlieferungen sind die Volkslieder des 16. und 17. Jahrhunderts in zahlreichen gedruckten Liedersammlungen mit den Melodien auf uns gekommen. Für die Lieder selbst ist bis dahin viel geschehn, und bedarf es hier nur der Erinnerung an Herder (Volkslieder), Achim von Arnim und Brentano (Wunderhorn), von der Hagen und Büsching, Docen, in deren Liedersammlungen die vorzüglichsten Volkslieder aufgenommen, und dadurch allgemein verbreitet worden sind. Seltsamer Weise ist dem eigentlichen musikalischen Theile der alten Liedersammlungen bis dahin wenig Aufmerksamkeit gewidmet worden, wiewohl sie kein frucht- und nutzloser Vorwurf für Musiker sind, und eine interessante Ausbeute liefern würden. Wir halten uns eine Mittheilung über die musikalischen Liedersammlungen des 16. und 17. Jahrhunderts in diesen Blättern bevor.

nach der andern von den aufführenden Personen hergesungen, gewifs oft höchst langweilig für den Zuhörer, da ein solches Singspiel zwischen 50 bis 80 Strophen enthält, wobei nur einigermafsen ein Wechsel durch die Stimmenverschiedenheit der exekutirenden Individuen eintrat. Zudem sind viele dieser Lieder eigentlicher Choralgesang, und mehrere Kirchenliedermelodien der heutigen Zeit wurden früher auf den deutschen Bühnen gesungen, indem die Reformatoren nach jenen Volksmelodien Lieder dichteten oder auch nur den Text umarbeiteten.

Was den Stoff der Operndichtungen Ayrers selbst betrifft, so mögten sie in Vergleich mit dem, was heut zu Tage in dieser Gattung überhaupt geliefert worden ist, zunächst Anspruch auf das Prädikat gut machen, da unsere heutigen Operntexte mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen [*]) schlecht genannt zu werden verdienen. — Wir theilen aus dem zuerst genannten Singspiel Ayrers: der verlarvte Franziskus, das erste Duett zwischen der Wittwe Leonore und ihrer Magd Ancilla als Probe den Lesern mit:

[*]) Es bedarf nur der Erinnerung an Friedrich Kind's Operndichtung: der Freischütz.

Leonore.

Ach! weh meinem jungen Herzen,
Dafs mir mein Mann ist todt!
Das bringt mir grofse Schmerzen,
Darzu Jammer und Noth,
Dafs ich auf dieser Erden
All meines Lebens Tag
Nimmer kann fröhlich werden.

Ancilla.

Ach, Frau, was soll die Klag'?

Ihr seid ein junges Weibe,
Auch reich an Geld und Gut,
Und habt ein graden Leibe!
Um euch auch werben thut
Viel mancher junger Geselle.
Nehmt euch einen andren Mann,
Der euch nur Ungefälle
In Freud' verwandeln kann.

Leonore.

Ach schweig! was du thust sagen.
Ich will meines Lebens Tag
Nach keinem Mann mehr fragen,
Zubringen in Leid und Klag'
Und in der Kirche beten,
Hören Predigt und Mefs;
Darum thu mir nachtreten,
Dafs ich mein's Leid's vergefs'!

Kein Mensch auf Erden mich beredt,
Dafs ich vergess' meines Manns;
Keines Andren Gunst mir nicht eingeht.

Ancilla.

Ei ja — der Signor Hans,
Der Nächten euch hofiret,
Ist traun! ein schöner Mann.

Leonore.

Lafs mich nur unvexiret;
Du hörst: ich will keinen Mann.

Bei der Aufführung dieser Singspiele wurden alle Arien und Chöre nach einer und derselben Melodie abgesungen.

In der Weise der Operndichtungen Ayrers sind mindestens keine ähnlichen und zugleich deutschen Ursprungs auf uns gekommen. Martin Opitz übersetzte zwei Singspiele aus dem Italiänischen, wovon das eine, Daphne genannt, in Dresden beim Beilager der Schwester des Churfürsten von Sachsen mit dem Landgrafen von Hessen, 1627 von Heinrich Schütz komponirt, zur Aufführung kam; aufserdem mufs es nur als Gelegenheitsgedicht betrachtet werden. Ueber

die Aufführung des zweiten: Judith ist nichts bekannt [19]).

Die Oper Alceste von Paul Thiemich wurde zu Leipzig 1695 gegeben, war indefs gleichfalls aus dem Italiänischen übertragen. Die erste deutsche Originaloper war Adam und Eva, und ward zu Hamburg 1678 gegeben. Unter dem Kurfürsten Georg II. bestand in Dresden schon eine italiänische Oper; es wurden aber auch im dortigen „herrlichst erbauten Schauhause" öfters deutsche und namentlich solche gegeben, welche einen biblischen Stoff behandelten. Chr. Dedekind, ein Geistlicher in Dresden, gab 1639 einen Band voll „geistlicher Schauspiele, beschwehmet zur Musik" heraus, welche er dem Kurfürsten gewidmet und italiänischen Mustern geschmacklos nachgebildet hat. Christi Geburt und Kreuzigung, die Höllenfahrt u. s. w. kommen darin vor, und der Gastwirth von Bethlehem und die Kriegsknechte figuriren darin als komische Personen.

Von 1678 wurden zu Hamburg sechszig Jahre hintereinander Opern aufgeführt, die jährlich eine

---

[19]) Beide finden sich in den Ausgaben der sämmtlichen *Poemata Martini Opitii* abgedruckt. Daphne in Tiecks Theater, Thl. II. S. 58 — 80. Vorrede S. VI.

Einnahme von 11 — 22000 Mark gewährten, aber meist mit dem Ruin der Unternehmer endeten. Als 1738 die deutsche Oper, nachdem der Direktor Monza Bankerott gemacht, aufhörte, hielt sich die neu gegründete italiänische Oper bis 1748. Man gab jährlich meist nur 2 — 4 neue Opern; der Komponist erhielt in der Regel für seine Komposition 50 Thlr. Leipzig hatte bereits im Jahre 1693 ein Opernhaus, das sich viele Jahre lang erhielt; denn erst 1730 kam es zum Georgenhause. Es ward im gedachten Jahre vom Königl. Sächsischen Kapellmeister Nikolas Adam Strunk gebaut. Die Sänger waren Studenten, welche um so leichter auftreten konnten, da nur in den drei Messen gespielt, und jede Messe hindurch nur eine und dieselbe Oper gegeben ward; so z. B. in der Ostermesse 1693: Alceste, und in der Michaelismesse: Nero; 1694 Syrinx und Amyntas und Phyllis, bis zum Jahre 1720, wo die letzte Oper Berenice gegeben wurde. Nürnberg's erstes Opernhaus ward 1697 erbaut, und die erste dort aufgeführte Oper führte den Titel: Arminius. Auch Braunschweig, Hannover und Weifsenfels hatten ein Opernhaus früh aufzuweisen, letzteres im dortigen herzoglichen Schlosse, dessen Einweihung 1685 stattfand. Der Hamburger Opern-

textdichter, Bartholomäus Feind sagt in seiner Schrift: „Gedanken von der Opera", dafs das Leipziger das pauvreste, das Hamburger das weitläufigste, das Braunschweiger das vollkommenste, und das Hannoversche das schönste sei. Das Hamburger Opernhaus war für jene Zeit bewundernswerth. Sein Erbauer, Gerhard Schott [20]), hatte dafür gesorgt, dafs die „Seitenscenen" (Coulissen) 39 mal verändert werden konnten, und von den „Mittelvorstellungen" (Prospekte, Vorhänge) gab es einige hundert. Eine Dekoration, der Tempel Salomonis soll „allein 15000 Thaler" (?) gekostet haben. Man war bei dergleichen Dingen sehr genau, und Feind gibt ausdrücklich an: dafs „es einfältig und armselig läfst, wenn man *il ponte Rialto* aus Venedig präsentiren und eine ordinaire Brücke bauen wollte"

Wenn in grofsen Städten solche Opernhäuser existirten, so mufs auch grofse Vorliebe für die Oper stattgefunden haben, und in der That würde aufserdem von einem Privatunternehmer so ein Gebäude

---

[20]) *Juris utriusque Lic.*, später Rathsherr, gestorben 1702. Ihm zu Ehren wurde die Oper: „der Tod des grofsen Pan" aufgeführt. Vergl. Zeitung f. d. eleg. Welt. 1832. Nro. 36. u. 37.

gar nicht haben errichtet werden können, wenn nicht zahlreicher Besuch die Kosten gedeckt hätte. Dies ergibt sich aber noch aus anderen Umständen. Man hatte damals Balletmeister, Tonsetzer und Dichter. In Hamburg war als Operntextdichter der Licentiat Postell angestellt; für Braunschweig arbeitete ein gewisser Bressand. Nach Postell's Tode kam Barth. Feind in Hamburg an seine Stelle. In seinen „deutschen Gedichten“ [20]) sind enthalten fünf grofse Opern, jede von drei und mehreren Akten. Alle Arien, Duo's, Trio's und sonstige mehrstimmige Scenen sind durch Recitativ verbunden, das „in einer von einem *exquisiten Musico* verfertigten Opern, wie von Reinhardt Kaysern fast ein *tertium quid* unter Singen und Springen war.“ Dieser R Kayser [21]) war einer der fruchtbarsten Opernkomponisten, und hat bis 1725 107 Opern gesetzt. Seine Kompositionen sollen viel Melodie gehabt haben, und stets originell gewesen sein.

Eine grofse Introduktion gehörte auch damals zum Modegeschmack. Feind war indefs kein Freund

---

[20]) Stade. 1708. 706 Seiten.

[21]) *Rinardo Cesare*, wie er sich auch nannte, geb. zu Leipzig 1673, gest. 1739.

derselben, denn — sagt er — es sei zwar kein geringes Lüster, wenn bei Aufziehung der Decke viele Personen auf dem Schauplatz sich rangirt, und mit einem Chor beginnen; allein es steht sehr *pauvre* und übel, wenn man eine Gewohnheit daraus macht, und alle Opern mit Chören anfängt." Auch galt ein grofses Finale für eine Hauptsache, und dagegen hatte er nichts einzuwenden. Auch in Hamburg „führte man damals ohne Arlechin keine Opern auf den Schauplatz. Eine Oper: das Karneval von Venedig, hatte grade dadurch allgemeinen Beifall gefunden, und so mufste auch er mit dem Strome schwimmen. Seine Buffonerieen waren aber für jene Zeit die züchtigsten und manierlichsten. Die Hauptarien schrieb er in italiänischer Sprache, sonst alles deutsch. Unter andern schrieb er einen *Masagniello furioso* [28]), ein Pendant zur Stummen von Portici unserer Tage, worin selbst der brennende Vesuv nicht fehlt, in deutscher Sprache, aber mit italiänischen Arien. In der 5. Scene des ersten Akts beginnt Masagniello mit:

Wer sich mir widersetzt
Und mein Gebot verletzt,
Der wisse nur, dafs er des Todes schuldig ist.

[28]) Sie wurde im Jahr 1706 zu Hamburg zuerst gegeben.

Und darauf folgt die Bravourarie: *Al orribile crudo delitto, u. s. w.*

Andreas Gryph (Gryphius) 1616 — 1664 übersetzte ein Singspiel aus dem Italiänischen und bearbeitete ein anderes nach *de la Lande: Berger extravagant.* Piastus ein Lust- und Gesangspiel — wie er nennt —, und Majuma ein Freudenspiel, welches im Jahre 1652 aufgeführt wurde, sind unbedeutend. Merkwürdig — sagt Tieck [24]) ist sein Singspiel: Verliebtes Gespenst, zu Glogau im Jahre 1660 dargestellt. Es ist in Versen geschrieben und hat vier Akte; nach jedem Akte flicht er prosaische Scenen ein, die mit dem versificirten Stücke nicht im Zusammenhange stehn, und die er die verliebte Dornrose, ein Scherzspiel nennt [25]).

Nach Ihnen folgte als Operntextdichter Johann Christian Halmann, späterhin Hinsch, Bressand, B. Feind und König [26]), als die bekanntesten Opernkom-

[24]) Tieck a. a. O. Vorr. zu Bd. II S. XVII.

[25]) Die genannten Stücke finden sich in Gryphius sämmtlichen Schriften. Breslau 1660. Sulzer's Theorie Bd. III S. 601.

[26]) Vergl. Sammlung theatralischer Gedichte. Dresden 1713. 8.

ponisten gelten Brenner, Frank, Strunk, Theile, Förtsch, Kayser, Steffani und Andere. Vorzüglich schrieben auch Postel und F. C. Hunold Operntexte, und auf dem Theater zu Hamburg kam die erste Oper, komponirt von Brenner, im Jahre 1678 zur Aufführung; die Theater zu Braunschweig und Leipzig folgten. Merkwürdig sind die Gutachten der Universitäten Halle und Leipzig, oder vielmehr die theologischen Fakultäten daselbst, welche sie bei Veranlassung der ersten Darstellungen von Opern geben mufsten, ob dieselben auch dem öffentlichen Besten und der Moral zuwider seien. Glücklicherweise verneinten die gelehrten Perückenherrn diese Fragen, und so stand der Oper in dieser Beziehung nichts im Wege *).

Eins dieser Gutachten lautet also:

Auf die Frage, ob die Opern, welche mit gröfsester Sorgfältigkeit und Präcavirung alles dessen, was einigermafsen scandalös sein kann, getrieben werden, in einer Stadt tolerirt werden können? erachten wir, V. R.: Ob zwar insgemein in denen Opern dergl. Liebes- und andre Gedichte vorgestellt zu werden pflegen, dadurch die Zuseher, absonderlich aber die jungen

*) Die Gutachten selbst finden sich abgedruckt in Hommels Miscellaneen.

Leuthe geärgert und vom guten ab auf allerhand böse sündliche Lüste und deren Ausübung auch zu Müfsiggang und Verschwendung der kostbahren Zeit angetühet und gereitzt werden, hiernächst in Vorstellung geistlicher Geschichte gemeiniglich eine Profanation göttlichen Nahmens mit unterläuft, und auch nicht abziehen können, auf was für Weise solche Scandala mit Nachdruck präcaviret werden möchten; dahero weil dem gemeinen Wesen gar kein Nutzen, besondern vielmehr ein merklicher Schaden zuwächset, nicht zu rathen, dafs dieselbe in wohlbestellten Republiquen und vornehmen Städten eingeführt werden; demnach aber und dieweil in der uns vorgelegten Frage präsupponiret wird, dafs die Opern mit gröfsester Sorgfälligkeit und Präcavirung alles dessen, was einigermafsen scandalös sein kann, getrieben werden; so erscheint daraus soviel, dafs solche Opern, welche mit gröfsester Sorgfältigkeit und Präcavirung alles dessen was einigermafsen scandalös sein kann, getrieben werden, in einer vornehmen Stadt tolerirt werden mögen [22].

[22]) Ernsthafte, aber doch muntere und vernünftige thomasische Gedanken und Erinnerungen über allerhand auserlesene juristische Händel. Thl. 3. pag. 174.

Wie sehr im 18. Jahrhundert und zwar im Anfange desselben die Oper in Deutschland herabsank und in Verfall gerieth, ergiebt sich aus einem Vermerke in Gottscheds nöthigem Vorrath [19]), indem er daselbst folgende Titel vordmals erschienenen Operntexten anführt:

Die Klugkeit der Obrigkeit in Anordnung des Bierbrauens. Arnstadt 1705.

Die Kunst zu Schmarotzen. Durlach 1714.

Fröhlicher Brüder Sauflust. Durlach 1714.

Im Jahre 1741 verschwanden die Opern gänzlich von der Bühne; in diesem Jahre wurde zu Danzig die letzte gegeben. Hauptsächlich war es Gottsched, der gegen sie zu Felde zog und siegreich heimging. An verschiedenen Höfen und auf den Bühnen grofser Städte fanden hierauf die italiänischen Opern Eingang und Aufnahme. Wien, Berlin und Dresden gingen vor, und mehrere Städte folgten. J. A. Scheibe machte im Jahre 1749 durch seine Thusnelda den Versuch, sie zu retten [20]). Dann folgten Daniel

[19]) S. 275 und 288

[20]) Vgl. Scheibes kritischer Musikus. S 66. Weifse's Selbstbiographie S 25. Jördens Band VI S. 557. Gottsched's kritische Dichtkunst und Beiträge zur kri

Schlebeler (Scipio), Wieland (Alceste 1773 und Rosamunde 1778) und Andere.

Schliefslich mufs noch einer Oper unter dem Titel: Kunst über alle Künste, ein böses Weib gut zu machen, in einem sehr lustigen freudenvollen Possenspiele, Steppersdorf in 12. erwähnt werden; die Jahrszahl fehlt; der Sprache nach kann sie aus der Mitte des 17. Jahrhunderts sein.

---

tischen Histori der deutschen Sprache. Stück 9. S. 272, Morpurg's hist. krit. Beiträge Bd. III. S. 278. 462. Bd. IV. S. 419. Bd. V. S. 409.

III.

H. Heine.

Unter den Zeitschriftstellern unserer Tage gehört H. Heine zu den vielgelesensten und geistreichsten. Seine literarischen Leistungen, welche kaum seit einigen Jahren begonnen, haben nicht allein in ganz Deutschland, sondern auch im Auslande — besonders in Frankreich und England — Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt, aber zugleich auch die verschiedenartigsten Urtheile zur Folge gehabt. Er ist sogar vielfach mifsverstanden worden. — Seltsam! er, der klare, nie dunkle, der besonnene, nie bewufstlose, der bedächtige, nie leichtsinnige Schriftsteller ist mifsverstanden. Man hat sogar seinen Produktionen Schnelle und Augenblicklichkeit vorgeworfen. Wüfsten die Tadler nur, wie ruhig-kalt, wie langsam-bedächtig er fördert, wie jedes Wort wohlbedacht, jeder Gedanke wohlerwogen, jede Gefühlsregung mit Verstand geläutert, jeder Vers, jeder Satz

geprüft wird, ehe sie zum Druck für das Publikum niedergeschrieben, sie würden von ihrem Urtheil der Uebereilung bald ablassen. Ich behaupte nicht zu viel, wenn ich sage, dafs nach Bürger nie ein Schriftsteller und Dichter mehr gefeilt hat an dem kleinsten Produkte, nie die Horazische Regel: *nonum prematur in annum* mehr berücksichtigt hat, als grade Heine. —

Unter den vielen Biographieen und Charakteristiken, welche in Deutschland zu Tage gefördert werden, fehlt noch immer eine biographische Charakteristik Heine's. Ich will sie hier liefern.

H. Heine wurde im Jahre 1797 zu Düsseldorf geboren. Sein Vater S. Heine, Kaufmann daselbst, und seine Mutter, eine geborne van Geldern waren dem israelitischen Glauben zugethan. Er selbst deutet mehrmals in seinen Schriften auf seine Abstammung deutlich hin u. a.: Meine Ahnen gehörten aber nicht zu den Jagenden, viel eher zu den Gejagden *). Grade war sein Vater kurz vor der Geburt seines ersten Sohnes von einer Reise nach England zurückgekehrt, wo er einen Britten liebgewonnen, der den

*) Reisebilder Thl. II S. 73

Vornamen Harry führte, und zur Erinnerung an den neuerkorenen Freund nannte er seinen Erstling Harry.

Von seinen Kinderjahren ist wenig bekannt; er genofs Hausunterricht, und begann den höhern Unterricht auf dem Lyceum seiner Vaterstadt. Von ihr spricht er in einer seiner Schriften oft und mit Liebe, wie er sich überhaupt auch besonders seiner Mutter stets mit kindlich-gemüthlichem Sinne erinnert [1]): „die Stadt Düsseldorf ist sehr schön, und wenn man in der Ferne an sie denkt, und zufällig dort geboren ist, wird einem wunderlich zu Muthe. Ich bin dort geboren, und es ist mir, als müfste ich gleich nach Hause gehn. Und wenn ich sage: nach Hause gehn, so nenne ich die Bolkerstrafse und das Haus, worin ich geboren bin. Dieses Haus — fährt er in jovialer Stimmung fort — wird einst sehr merkwürdig sein, und der alten Frau, die es besitzt, habe ich sagen lassen, dafs sie bei Leibe das Haus nicht verkaufen solle. Für das ganze Haus bekäme sie jetzt doch kaum soviel, wie schon allein das Trinkgeld betragen wird, das einst die grauverschleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben,

[1]) Reisebilder Thl. II S. 168

wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickte, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einsperrte, wenn ich Trauben genascht, und auch die braune Thür, worauf Mutter mich die Buchstaben mit Kreide schreiben lehrte — ach Gott! wenn ich ein berühmter Schriftsteller werde, so hat das meiner armen Mutter genug Mühe gekostet. Aber mein Ruhm schläft jetzt noch in den Marmorbrüchen von Carrara, und der Makulaturlorbeer, womit deutsche Journale meine Stirn geschmükt, hat seinen Duft noch nicht durch die ganze Welt verbreitet.

Ueber den Unterricht, den er auf dem Lyceo genossen, äufsert er sich selbst ausführlich — wenn gleich nicht ironisch *): „Es wurde viel auswendig gelernt — die römischen Könige, die Jahreszahlen, die *nomina* auf *im*, die *verba irregularia*, Griechisch, Hebräisch, Geographie, deutsche Sprache, Kopfrechnen — alles mufste auswendig gelernt werden. Was das Lateinische betrifft, so haben sie keine Idee, wie das verwickelt ist; den Römern würde gewifs nicht Zeit genug übrig geblieben sein, die Welt zu erobern,

*) Reisebilder II. S. 181 und folgende.

wenn sie das Latein erst hätten lernen sollen. Diese glücklichen Leute wufsten schon in der Wiege, welche Nomina den Akkusativ auf *im* haben; ich hingegen mufste sie im Schweifse meines Angesichts auswendig lernen."

„Vom Griechischen will ich gar nicht sprechen[4]; ich ärgere mich sonst zuviel. Die Mönche im Mittelalter hatten so unrecht nicht, wenn sie behaupteten, dafs das Griechische eine Erfindung des Teufels sei. Gott kennt die Leiden, die ich dabei ausgestanden. Mit dem Hebräischen ging es besser; denn ich hatte stets eine grofse Vorliebe für die Juden, obgleich sie bis auf diese Stunde meinen Namen kreuzigen. Indessen — von der deutschen Sprache begriff ich viel mehr und die ist doch nicht gar so kinderleicht; denn wir armen Deutschen haben uns noch obendrein den Adelung aufgesackt, und quälen uns einander mit den Dativ und Akkusativ. Viel deutsche Sprache lernte ich vom alten Rektor Schallmeyer[5], einen braven, geistlichen Herrn, der sich meiner von kindauf annahm. Auch in der Mythologie ging es gut; ich hatte meine liebe

[4]) Reisebilder II. S. 186.

[5]) Den damaligen Direktor des Lyceums.

Freude an dem Göttergesindel, das so lustig nackt die Welt regierte."

Am allerbesten aber erging es mir in der französischen Klasse des Abbé Daulnoy, eines emigrirten Franzosen, der eine Menge Grammatiken geschrieben und eine rothe Perücke trug und und gar pfiffig umherspazierte, wenn er seine *art poétique* und seine *histoire universelle* vortrug. Er war im ganzen Gymnasio der Einzige, welcher deutsche Geschichte lehrte."

Was Heine scherzend hier vorträgt, ist zum gröfsten Theil lautre Wahrheit. Den beiden neuern Sprachen wandte er *ex officio* Fleifs und Eifer zu, da er zum Kaufmannsstande bestimmt war. Allein im Gefühle seiner geistigen Kraft und von höherm Streben erglüht, vernachlässigte er dieses Fach, besonders während seines Aufenthalts in Hamburg in den Jahren 1816 — 1819. Hier lebte er mit mehreren Männern, die sich nur literarisch beschäftigten, in Gemeinschaft, so mit dem Satyriker Friedrich, und hier schrieb er die meisten lyrischen Produktionen, welche er spätechin einer Sammlung unter dem Titel: Gedichte, herausgab. Unter dem pseudonymen Namen Sy. Freudhold Riesenharf, einem mühsam zu Tage geförderten Anagramm aus: Harry Heine aus Düsseldorf trat

er zuerst im Jahre 1817 in der damals in Hamburg erscheinenden Zeitschrift: der Wächter auf, indem er in Nro. 17 und 25 die auch in seiner Gedichtsammlung vorkommenden Poesieen: der Traum (Ein langer Traum gar fürchterlich etc.) und die Weihe (Einsam in der Waldkapelle etc) mittheilte.

Kaum nach der Errichtung der Rheinuniversität hatte er dem Kaufmannsstande ganz entsagt, und ging im Frühlinge des Jahres 1819 zu seiner weitern wissenschaftlichen Ausbildung nach Bonn. Das Studium der Rechtswissenschaft war zum s. g. Brodstudium gewählt, wie wenig im Ganzen auch seine Fantasie und sein reichpoetischer Geist sich durch Justinians Institutionen und Pandekten angezogen fühlte. Dafs er unter diesen Umständen die juristischen Vorlesungen zu Zeiten zu vernachlässigen für kein Verbrechen hielt, ergibt sich von selbst; aber mit desto regerem Fleifse und ununterbrochener Aufmerksamkeit wohnte er den übrigen Vorlesungen, welche seine Neigung gewählt, bei; ihr Besuch war trotz der grofsen Zahl derselben regelmäfsig und pünktlich. Geschichte und besonders deutsche Geschichte, so wie alles was auf deutsche Literatur Bezug hatte, war sein Lieblingsstudium, und die Zeit, welche ihm die vielen Vorlesungen, die er frequentirte, und die Revision der Hefte übrig liefsen, war der Muse gewidmet. Hierbei konnte Nie-

mand strenger gegen sich selbst sein als er, und schwerlich mögte jemand seinen poetischen Produktionen die Feile ansehen, welche er nimmer zufrieden stets wieder aufs neue anlegte, und deshalb förderte er auch im Ganzen nicht viel *(non multa, sed multum)* zu Tage.

Während seines Aufenthaltes in Bonn schrieb er einen Aufsatz über Romantik, den er aufs äufserste entrüstet durch eine in dem damals existirenden Kunst- und Wissenschaftsblatte zum Westfälischen Anzeiger eingerückte Satyre wider Romantik und romantische Form als Entgegnung darin abdrucken liefs. Aufserdem dichtete er sämmtliche in seiner Gedichtsammlung enthaltenen trefflichen Sonetten innerhalb jenes Zeitraums und die höchstgelungenen Uebersetzungen aus Lord Byrons Werken, worunter der Anfang des Trauerspiels Manfred als die vorzüglichste deutsche Uebertragung, welche wir bis jetzt besitzen, vorzugsweise hervorgehoben zu werden verdient. Mit besonderer Liebe studirte er Byrons Schriften, und nicht zu leugnen ist es, dafs sich zwischen beiden eine geistige Wahlverwandschaft findet. Das fühlte er damals auch selbst, und erkannte es, sich zu Freunden äufsernd, auch oftmals an. Späterhin hat er indefs seine Ansicht in dieser Beziehung einigermafsen geändert, indem er sich darüber also ausspricht *): „Wahrlich

*) Reisebilder II. S. 103.

— in diesem Augenblicke fühle ich sehr lebhaft, d. s ich kein Nachbeter oder besser gesagt Nachfrevler Byrons bin; mein Blut ist nicht so spleenisch schwarz, meine Bitterkeit kommt nur aus den Galläpfeln meiner Dinte, und wenn Gift in mir ist, so ist es doch nur Gegengift, Gegengift wider jene Schlangen, die im Schutte der alten Dome und Burgen so bedroblich lauern. Von allen grofsen Schriftstellern ist Byron just derjenige, dessen Lektüre mich am unleidlichsten berührt.“— Bemerkt zu werden verdient, dafs die Uebersetzungen aus Byron auf dem Rheine zu Tage gefördert wurden, indem Heine im Sommer des Jahres 1820 häufig sich den Strom hinauf in einem Kahne am Ufer bis nach Godesberg, dem eine Stunde von Bonn gelegenen Dorfe, fahren liefs, wo er dann, ein Bändchen von Byrons Schriften in der Zwickauer Ausgabe in der Hand, im Kahne ausgestreckt zu ruhen pflegte.

Die obengenannten poetischen Arbeiten waren die Einzigen während des Zeitraums vom Frühlinge 1819 bis Sommer 1820 in Bonn. Die Mitte des Augustmonats des letztgedachten Jahres bis zur Hälfte des Oktobers brachte er in dem Bonn gegenüberliegenden Dorfe Beul, wo er sich für die Ferien eingemiethe hatte, zu, und hier begann er in einsamer Zurückgezogenheit seine bekannte Tragödie Almansor, welche er über die Hälfte niedergeschrieben, als er zur

Fortsetzung seines Studiums nach Göttingen abging. Mit grofsen Erwartungen ging er hin, aber er fühlte sich getäuscht.

„Die ganze Familie Schmerz — schreibt er in einem Göttinger Briefe (von 29. Oktober 1820) — beginnt wieder ihr altes Treiben; meine vergnügte Stimmung verfliegt, die alten Schmerzen begeben sich wieder nach ihrer alten Kneipe, welches leider meine eigene Brust ist. Die blinde Grofsmutter Wehmuth höre ich trippeln, ein neu geborenes Töchterchen höre ich greinen. Fräulein Reue — so wird diese Kleine getauft, und in ihrem ewigem Gegreine unterscheide ich die Worte: du hättest in Bonn bleiben sollen.“ —

„Das sind ärgerliche Worte! Doch was hilft's, wenn ich sie in allerlei Variationen nachgreine und die ganze Tonleiter durchseufze? Ich habe es ja nicht besser gewollt, und war nicht viel klüger, als der Junge, der zufällig seine Schuhe in den Rhein fallen liefs, und aus Aerger seine Strümpfe ihnen nachwarf.“

„Ja — wie sehr ich mich auch dadurch blamire, so will ich doch ehrlich bekennen, dafs ich mich hier furchtbar ennuyire. Steifer, patenter, schnöder Ton — jeder mufs hier wie ein Abgeschiedener leben. Nur gut ochsen kann man hier; das war's auch, was mich herzog. Oft wenn ich in den Trauerweidenalleen meines paradiesischen Beuls zur Zeit der Dämmerung

dämmerte, sah ich im Verklärungsglanze vor mir schweben den leuchtenden Genius des Ochsens, in Schlafrock und Pantoffeln, mit der einen Hand Mackeldey's Institutionen emporhaltend, und mit der andern Hand hinzeigend nach den Thürmen der Georgia Augusta. Sogar die lauten Wogen des Rheins hatten mir alsdann mahnend zugerauscht:

Ochse, deutscher Jüngling, endlich!
Reite deine Schwänze nach!
Einst bereust du, dafs du schändlich
Hast vertrödelt manchen Tag.

„Klingt das nicht höchst tragisch? Wahrlich — es liegt ein ernsterer und schauerlicherer Sinn darin, als im Schwanengesang der Sappho des Herrn Grillparzer in Wien.“

So getäuscht in seinen Erwartungen wuchs seine Unzufriedenheit durch allerlei Misbelligkeiten geschürt von Tag zu Tag, und das einst so schön geträumte mit einem Verklärungsscheine geschmückte Göttingen zeigte sich ihm bald in seinem Nachtkleide, und ein anderer Brief (vom 4 Februar 1821) brachte die Nachricht, Heine sei auf ein halbes Jahr konsilirt, und die Ursache — Uebertretung der Duellgesetze. Seinen ganzen Hafs, seine Galle und seinen Ingrimm hat er im ersten Theile seiner Reisebilder wie bekannt über Göttingen ausgeschüttet. — Er war Willens eine Fufsreise

durch den Harz zu machen; indefs wurde nichts aus diesem Vorhaben; Berlin wurde das Ziel seiner Reise. In Berlin erhielt Heine's poetische Thätigkeit neuen Schwung. Er begann seine schon in Hamburg gefertigten lyrischen Poesieen in „poetischen Ausstellungen" im Gesellschafter (im Mai 1821) öffentlich mitzutheilen, und die allgemeine Aufmerksamkeit, welche sie erregten, und die ausgezeichnete Theilnahme, welche ihnen wurde, veranlafste ihn, sich nach einem Verleger für eine Sammlung derselben umzusehen. Von Göttingen aus war es schon geschehen. Das ausgezeichnet schöne kalligraphische Manuskript wurde dem Leipziger Buchhändler Brockhaus zum Verlage angeboten. Heine schreibt darüber nachstehendes in einem Briefe: Nun mufs ich endlich doch in einen sauern Apfel beifsen und Dir sagen, wie es mit meinen Gedichten steht. Du thust mir Unrecht, wenn Du glaubst, dafs ich an der Verzögerung der Herausgabe schuld bin. Ich habe dieselben von Brockhaus zurückerhalten mit der äufserst zierlich- und höflichsten Antwort, dafs er gar zu sehr in diesem Augenblicke mit Verlagsartikeln überladen sei. Ich will jetzt sehen, dafs ich sie irgend anders unterbringe. Es ist dem grofsen Göthe ebenso gegangen mit seinem ersten Produkte. Die Maurersche Buchhandlung nahm sie an und im Jahr 1822 ward die Sammlung ausgegeben.

Aufser mehreren kleineren Mittheilungen im Gesellschafter und Zuschauer verdient die im letzten Blatte im Junihefte 1821 von Nro. 74 bis 82 enthaltene ausführliche Recension des Trauerspiels: Tasso's Tod von W. Smets, hier erwähnt zu werden, indem Heine seine dramaturgischen Ansichten niederlegte und entwickelte. Das Novemberheft des Gesellschafters (1821) enthielt von Nro. 179 bis 186 Proben aus dem in Berlin beendigten Almansor. Aus Beul, wo er diese dramatische Arbeit begann und zum Theil vollendete schreibt er darüber:

„Ich habe jetzt bis auf einige Zeilen den dritten Akt meiner Tragödie geschlossen. Das war der schwerste und längste Akt. Hoffentlich werde ich diesen Winter die beiden übrigen Akte auch vollenden. Wenn das Stück auch nicht gefallen wird, so wird es doch wenigstens Aufsehen erregen. In diesem Stücke habe ich mein eigenes Selbst hineingeworfen mit sammt meinen Paradoxen, meiner Weisheit, meiner Liebe, meinem Hasse und meiner ganzen Verrücktheit. Sobald ich es ganz fertig habe, übergebe ich es ohne weiteres dem Drucke. Es wird schon aufs Theater kommen, gleichviel wann.“ —

„Ich habe mit aller Kraftanstrengung daran gearbeitet — schreibt er als das Stück beinahe beendigt war, aus Berlin — kein Herzblut und Gehirnschweifs

dabei geschont, habe bis auf einen halben Akt das Ganze fertig, und zu meinem Entsetzen finde ich, dafs dieses von mir selbst angestaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein keine gute Tragödie ist, sondern gar nicht mal den Namen einer Tragödie verdient, ach! — entzückend schöne Stellen und Scenen sind darin; Originalität schaut überall daraus hervor, überall funkeln überraschend-poetische Bilder und Gedanken, so dafs das Ganze gleichsam in einem zauberhaften Diamantschleier blitzt und leuchtet. So spricht der eitle Autor, der Enthusiast für Poesie."

„Aber der strenge Kritiker, der unerbittliche Dramaturg trägt eine ganz anders geschliffene Brille, schüttelt den Kopf und erklärt das Ganze für — eine schöne Drathfigur. Eine Tragödie mufs drastisch sein — murmelt er, und das ist das Todesurtheil der Meinigen. Hab' ich kein dramatisches Talent? — Leicht möglich. Oder haben die französischen Tragödieen, die ich sonst sehr bewundert habe, unbewufst ihren alten Einfluss geübt? Dieses Letztere ist etwas wahrscheinlicher. Denke Dir, in meiner Tragödie sind alle drei Einheiten höchst gewissenhaft beachtet; fast nur vier Personen hört man immer sprechen, und der Dialog ist fast so prözios, geglättet und gerundet

wie in der *Phèdre* oder in der *Zaire*. Du wunderst dich? Das Räthsel ist leicht gelöst: ich habe versucht, auch im Drama romantischen Geist mit streng plastischer Form zu verbinden. Deshalb wird meine Tragödie ein gleiches Schicksal haben mit (A. W.) Schlegels Jon, nämlich weil letzterer ebenfalls in polemischer Absicht geschrieben ist."

Die Tragödie Almansor erschien zugleich mit einem einaktigen Trauerspiel William Ratcliff und einer Sammlung kleinerer lyrischer Ergüsse, welche im Gesellschafter, in dem Gebauerschen Taschenbuch Aurora und an andern Orten einzeln abgedruckt waren, unter dem Titel: Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo im Jahre 1823 bei Dunker in Berlin.

Heine meldete es in einem Briefe vom 10. April desselben Jahres in aller Kürze mit den Worten: „Meine Tragödien haben eben die Presse verlassen. Ich weiß, man wird sie sehr herunterreißen. Aber ich will Dir im Vertrauen gestehn: sie sind sehr gut, besser als meine Gedichtsammlung, die keinen Schuß Pulver werth ist." —

Im Frühlinge des Jahres 1822 schrieb er aus Berlin mehrere Briefe, welche im Kunst- und Wis-

senschaftsblatte des Westfälischen Anzeigers ihre Stelle fanden; sie geben treu und interessant zugleich ein Bild des Treibens in der Hauptstadt und liefsen nichts als eine gröfsere Reihe zu wünschen übrig. Umstände bewogen ihn, von seinem ersteren Vorsatze, mehrere folgen zu lassen, abzugehn. Eine Reise nach Polen, welche er im Sommer des nämlichen Jahrs in Gesellschaft eines Freundes, den er in Berlin kennen gelernt und der Pole von Geburt war, veranlafste ihn zu einem Aufsatze über Polen, der im Gesellschafter mitgetheilt ward, und das im Ganzen unbekannte Land von vielen Seiten und in mehrfachen Beziehungen beleuchtete. Im Jahre 1823 verliefs er Berlin und ging durch besondere Motive veranlafst wieder nach dem gehafsten Göttingen zurück, um das Studium der Jurisprudenz vollen Ernstes wieder zu beginnen und sich durch Promotion den juristischen Doktorhut zu erwerben, was denn auch am 30. Juli 1825 wirklich geschah. Er bereiste vorher im Jahre 1824 den Harz, welche Reise er im ersten Theile seiner Reisebilder verewigt hat. Sie erschien während seines Aufenthalthaltes in Hamburg, welches er nach der Göttinger Promotion zu seinem Aufenthaltsorte wählte, im Jahre 1826 bei Campe und Hoffmann. Der

zweite Theil der Reisebilder folgte im Jahre 1827, wie auch das Buch der Lieder, worin er alle seine lyrischen Gedichte in einer Auswahl niederlegte.

Im Sommer des Jahres 1827 reiste er nach London, wo er sich mehrere Monate aufhielt und reichen Stoff suchte und fand zu einem dritten und vielleicht vierten Bande der Reisebilder. Ende desselben Jahres kehrte er nach Hamburg zurück. Man witzelte in öffentlichen Blättern, er habe eine Dosis englischen Spleens mit nach Hause gebracht, nicht ahnend, dafs seinem sichtbar umwandelten Wesen etwas ganz Anderes, Schlimmeres zum Grunde lag, — physische Schwäche und Uebelbefinden, die sich bald in einer bedeutenden Krankheit äufserten.

Die im zweiten Theile seiner Reisebilder enthaltenen höchst originellen politischen Raisonnements und Ansichten hatten Heine von einer ganz anderen, bis dahin unbekannten Seite gezeigt. Cotta trug ihm die Mitredaktion der in seinem Verlage erscheinenden politischen Annalen in Verbindung mit *Dr.* Lindner an. Er folgte dem Rufe, und reiste nach München ab. Wie vortheilhaft und das Unternehmen fördernd und hebend sein Beitritt ist, zeigen die ersten Hefte

des Jahrgangs 1828. Sein Aufsatz über Napoleon und sein Gespräch auf der Themse, welche darin enthalten sind, bekunden dies zur Genüge. Dahin gehört der im Morgenblatte (Märzheft) mitgetheilte Aufsatz über England. Dieselbe würdigende Beachtung verdienen die im dritten und vierten Hefte der Annalen enthaltenen Mittheilungen: die Emancipation der Katholiken in Irland, das neue englische Ministerium und die englischen Finanzen, ebenso der im Märzhefte des Morgenblatts mitgetheilte Aufsatz über England; vorzüglich in Betreff des englischen Volkscharakters betrachtet. Geistig ausgezeichnet durch scharfen Auffassungsblick, kühne Fantasie, reiches Gemüth hat er diese Gaben und Talente in seinen verschiedenartigen Schriften bewährt. Vielleicht mogte indefs darin der Witz gepaart mit einiger Bitterkeit bei seinem sonst milden Charakter vorherrschen; mindestens mufs es einem Jeden, der ihn noch nicht näher kennen gelernt, und sich mit seinem Charakter vertraut gemacht hat, also vorkommen. Wie er denkt, so äufsert er auch das Gedachte frei und ohne Hehl in jeder vorkommenden Beziehung.

„Ich kenne zu gut die Menschen — schreibt er

in einem Briefe — um nicht zu wissen, dafs man nur Lob erwartet, wenn man auch um die eigentliche Meinung, um die strengste Beurtheilung allerdemüthigst bittet, dafs man doch im Herzen letztere ungerecht ansieht, wenn sie tadelnd oder ganz zermalmend ausfällt, und dafs, wenn man auch den ehrlichen Beurtheiler defswegen just nicht hassen wird, man ihn doch defshalb nicht noch destomehr lieben wird; denn die Menschen sind die eitelsten unter allen Kreaturen. Das ist aber mein Wahnsinn, und das macht mich allgemein verhafst, dafs ich jene Erfahrung kenne, und doch nicht anwende. Du kennst von Alters her meine ehrliche Strenge und strenge Ehrlichkeit."

Und diese ehrliche Strenge und strenge Ehrlichkeit kennt jeder, der sich zu seinen Vertrauteren zählt; und wie er Beide gegen Andere übte, so übte er sie auch nicht minder gegen sich selbst in allem seinem Thun und besonders bei seinen schriftstellerischen Arbeiten. „Schone nicht — so reibt er ermahnend an einen Freund — das kritische Amputirmesser, wenn's auch das liebste Kind ist, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein anderes Gewächschc mit zur Welt gebracht hat. Sei streng gegen

dich selbst; das ist des Künstlers erstes Gebot. Ich glaube Dir hierin oft ein Beispiel gegeben zu haben. Lieblich singt der persische Göthe, der herrliche Sady:

Streng sei gegen dich selbst! Beschneide die üppigen Reben;
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

Aber besonnene Strenge gegen sich selbst ist ganz etwas anderes, als das ganz unbesonnene Gedichte-Autodafen eines wahrscheinlich Besoffenen. Indessen kenne ich gut das Gemüth eines Dichters, um nicht zu wissen, dafs ein Poet sich weit eher die Nase abschneidet, als dafs er seine Gedichte verbrennt. Letzteres ist nur ein stehender Ausdruck für Beispiellegen. Nur eine Medea kann ihre Kinder umbringen. Und müssen nicht Geisteskinder uns viel theurer sein als Leibeskinder?“ —

Schon in Bonn bereitete er die Herausgabe seiner kleineren Gedichte vor. Er hatte sie nachgesehn, revidirt und gefeilt. Da er mit A. W. v. Schlegel in nähere Bekanntschaft unterdessen getreten war, so übergab er diesem das Manuscript zur Durchsicht; willig übernahm dieser dieselbe und erklärte ihm offen, was er dawider auszusetzen habe; er deutete seine

Erinnerungen durch Bleistiftstriche in der Handschrift an, und als Heine also dieselben wiedererhielt, hatte er keine andere Beschäftigung, als alle die kleinen Mängel, worauf ihn der kompetente Lehrer aufmerksam gemacht, auszumerzen und zu bessern; und das geschah mit einer Strenge, fast Unbarmherzigkeit, die ohne Gleichen war. Stundenlang brütete er über die Aenderung eines Verses, und fühlte sich belohnt genug, wenn ihm die Korrektur gelungen, und Freunde ihm ihren Beifall sollten.

Heines Gedichte, welche 1822 erschienen, beginnen mit einer Reihe Traumbilder, einer Dichtungsart, welche durchaus neu und original ist. Sie bestehen aus einer Mischung von lyrischer und Balladen-Poesie. „Nächtliche Unholde spielen darin, aus der verpesteten Todeskammer steigend, ihr grausiges Spiel; heifs fühlt man's über dem Rücken laufen, und die Haare sträuben sich, wie wenn der Alp uns heimsucht.“ Und wie diese Poesieen reich und interessant sind durch den Reichthum und das Interesse ihres Inhalts, so ist auch das äufsere poetische Gewand, worin sie gekleidet, durch fantastische Kühnheit und reichen poetischen Farbenschmelz ausgezeichnet. Die Minnelieder (woran sich das in den Tragödien eingeflochtene lyrische Intermezzo anschliefst) sind Variationen des Themas Es lautet:

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andren erwählt;
Der Andere liebt eine Andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu.
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Die Romanzen zeichnen sich durch den darin vorherrschenden Volkston aus und nehmen unter den Gedichten, welche auf den Namen Volkslied Anspruch machen, die erste Stelle ein. Als das vorzüglichste Volkslied mögten „die Grenadiere" gelten, die Treue bis zum Tode, womit der französische Krieger seinem Kaiser und Feldherrn zugethan war, feiernd. Wäre diese Romanze in französischer Sprache geschrieben — gewifs lebte sie ewig im Munde des französischen Volkes. Sonette und vermischte Gedichte, folgen, letztere minder bedeutend, erstere sind indefs zu den vorzüglichsten Produktionen dieses Genre, welche in deutscher Sprache erschienen, zu zählen. Die Uebersetzungen aus Byrons Werken machen den Schluss, und diese sind unbezweifelt allen bis jetzt erschienenen Uebertragungen

vorzuziehen; selbst Göthe hat einige dieser Stücke übersetzt, hat aber Heine's Uebersetzung nicht erreicht.

Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo war die zweite Schrift, welche im Jahre 1823 im Druck erschien. Die erstere darin enthaltene: William Ratcliff in einem Akte war für die Bühne bestimmt und auf Bühneneffekt berechnet, übrigens ein Sprößling aus dem tragischen Schicksalsgerichtshause. Die Ausführung ist kurz und kräftig, viele einzelne Specialitäten sind trefflich und viele vorzügliche poetische Bilder, die Charakteristik aber äußerst gering. Von dem lyrischen Intermezzo gilt dasselbe, was von den in der Gedichtsammlung enthaltenen Liedern gesagt ist. Die Tragödie Almansor ist — wenn gleich nicht für die Bühne geeignet — vollendet zu nennen in Plan und Idee, wie in Charakteristik und Ausführung. „Romantisch ist der Stoff, die Form ist plastisch," sagt der Dichter selbst in der vorausgestellten einleitenden Stanze. Durch das Ganze ist die Parallele zwischen Christenthum und Muhamedanismus scharf und wahr gehalten; die Poesie schwingt sich auf ihren Adlerfittigen kühn über Beide empor, und das Gedicht wird — wir lassen es dahin gestellt, ob absichtlich oder nicht — streng ge-

nommen doch eine Apologie des Muhamedanismus, wenn gleich auch dem Christenthum Gerechtigkeit wiederfährt. Blühende Sprache mit orientalischer Glut gepaart hebt das Ganze zu einem vollendeten Gemälde, und erhebt den Dichter in die Reihe der vorzüglichsten Tragiker.

Von einer ganz andren bis dahin unbekannten Seite zeigte sich Heine, als er mit dem ersten Theile der Reisebilder 1826 öffentlich auftrat. Ein zweiter Liedercyklus in bekannter Manier eröffnet unter dem Titel: die Heimkehr den Band mit 88 Liedern; der Totaleindruck dieses acht und achtzigtheiligen Ganzen ist tief zum Herzen gehend, wie denn jedes einzelne Lied auch aus der Tiefe des Herzens gekommen ist. Die Harzreise ist Fragment und bestimmt, Fragment zu bleiben; mit klarer Anschauung und Auffassung gibt der Dichter Alles, was er auf dieser Reise geschaut, wieder, verwebt mit Reflexionen, Raisonnements, Gedankenspielen, Einfällen, welche theils auf seine durch Forschung und Studium gegründete Ansicht des Lebens sich stützen, theils zufällige und augenblickliche Ereignisse sind. Der Unmuth und Hafs, den er gegen Göttingen hegt, sind auf der ganzen Reise seine treuen Begleiter; ihnen mufs er als

solchen Freiheit zugestehn, und überall brechen dieser Groll und Ingrimm unverholen und mit lauter Stimme hervor. Aber es sind keine trockenen, nüchternen, gewöhnlichen Alltagsausfälle; echte Satyre, sinnige Laune und kerniger Witz würzen sie und fesseln das Interesse des Lesers bis zu Ende. Der zweite Theil der Reisebilder, 1827 erschienen, beginnt mit der Nordsee. Der erste Theil enthält die erste, der zweite Theil die zweite Abtheilung dieser echt poetischen, bald humoristischen, bald ernstgewichtigen Ergiefsungen durch den Anblick der Nordsee veranlafst, welche der Dichter während seines Aufenthalts auf der Insel Norderney im Jahre 1826 oftmals erblickte. Höchst originelle Auffassung einzelner Momente und Erscheinungen, woran dann Heine's reiche Fantasie Ideen und Bilder, neu und überraschend zugleich, anknüpft, zeichnen diese Poesieen, welche antik-moderne Oden genannt werden können, aus, und die fast in allen vorkommende und durchgeführte Antithese zwischen der alten Mythologie und ihren Mythenbildern auf der einen Seite, und auf der anderen dem Leben, der Ansicht und Betrachtung unserer Zeit fördert die Originalität noch mehr. Ebensowenig wie vor Heine die deutsche Li-

teratur Traumbilder aufzuweisen hat, hat sie Produkte, welche diesen Nordseebildern gleichen, hervorgebracht. Der Nordsee dritte Abtheilung schliefst sich hieran; sie ist auf der Insel Norderney geschrieben in der Art und Weise der Harzreise, indefs, ohne sich auf dieses Eiland zu beschränken, reich mit ferner liegenden Ideen und Betrachtungen durchwebt, die sich über Literatur und Kunst, Zeitgeschichte und Reflexionen über ältere Geschichte, Zeitgegenstände u, so w. verhalten. Ein Aufsatz: Ideen betitelt mit der zweiten Bezeichnung: das Buch Le Grand, setzt — wenn gleich durchaus in anderer Einkleidung — die vorhergehende Mittheilung fort, und enthält vor allen Jugenderinnerungen aus dem Leben des Dichters, deren wir mehrere im Anfang dieser Biographie daraus entlehnt haben. Beide Aufsätze enthalten einen Schatz gediegener Lebensweisheit, neuer treffender Ansichten und Raisonnements, denen man, wenn gleich sie auch meist zu enthusiastisch gehalten, Beifall und Zustimmung nicht versagen kann. Die Briefe aus Berlin, wovon schon oben die Rede war, machen den Beschluss.

In dem Buche der Lieder, welches Ende 1827 erschien, hat der Dichter seine ausgezeichnet-

sten lyrischen Ergüsse nach sinniger Wahl gesammelt und zusammengestellt, hell und heiter, trüb und ernst, voll tiefen Weh's bis zur Ausgelassenheit gesteigert, üppig und wild, innig und mild, voll tiefen Gefühls und voll bitterer Ironie — ein reicher tönender Liederwald. Möge der Dichter uns bald mit neuen lyrischen Gaben erfreuen! —

Im Jahre 1830 erschien der dritte Theil der Reisebilder, welchen im darauf kommenden Jahre Nachträge zu den Reisebildern folgten. Dasselbe Jahr brachte auch die Schrift: Kahldorf über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke. Bemerkenswerth sind aufserdem seine im Jahre 1831 und 1832 zur Augsburger Allgemeinen Zeitung gelieferten Aufsätze und Korrespondenzartikel aus Paris unter dem Titel: Frankreichs Zustände, welche Ende 1832 zusammengestellt im Druck erschienen.

Eine Charakteristik dieser Schriften sowie insbesondere Heine's als politischen Schriftstellers im nächsten Jahrgange.

IV.

Dramaturgische Blätter.

Vorwort.

Krisis und Kritik sind die beiden verhängnifsvollen Würfel, welche über Sein und Nichtsein, Leben und Tod entscheiden, erstere über Menschendasein, letztere über Bücherleben. Absichtslos, durch ewige Naturgesetze bedingt, rollt und fällt der erste Würfel; aber den anderen werfen und lenken Absicht, Leidenschaft, vorgefafste Meinung, geistige Kurssichtigkeit, naserümpfender Eigendünkel, ekler Hochmuth. Der Würfel der Krisis ist sonder Falsch; der Würfel der Kritik ist gefälscht, und viele Kritiker sind falsche Spieler. Wehe dem, der an ihrem Tische pointirt; der kritische Banquier wird ihm oft ein *Perde!* zurufen. —

Die Kritik ist bald der belebende Prometheusfunke, bald der vernichtende Stral eines — wenn auch nur Menschen-Zeus, die Göttin Hygiea mit der Le-

benswchale, selbst Schlangen tränkend, oder die düstere Parze, den Lebensfaden unerbittlich zerschneidend, die freundliche Hebe mit dem Tranke der ewigen Götter oder die grause Gorgo, oft auch nur eine widrige, schadenfrohe Harpye. Sie ist bald Mutter, den Säugling an ihrer Brust hegend, bald freche Mörderin, ihm Todesgift statt Muttermilch reichend. Aber sie ist auch die wahre, unbestechliche Richterin, unwandelbar, partheilos, ohne Leidenschaft. —

Die kritischen Scharf- und Stumpfschützen unserer Zeit haben einen Scheibenstand besonders lieb gewonnen, den nämlich, wo das Theater als Zielscheibe aufgestellt ist, und die deutsche Dame Kritik zielt vorzugsweise darnach, trifft oft gar wacker, pufft aber noch öfter tüchtig vorbei. Die Wahl geschah mit bestem Fug und Recht. Die Zeit auser unserm Beruf ist heut zu Tage neben der Politik schier allein der Bühne gewidmet; wo gesprochen, geschrieben, gedruckt wird, wird von Theater gesprochen, geschrieben, gedruckt. Das Theater ist die wichtige, heilige Volksangelegenheit, der einzige Gegenstand, worüber das ganze Volk selbst ohne Repräsentativverfassung frei und mit eigenem Hirne und Munde sich bespricht und berathschlagt, wie ihm Maul und Hirn gewachsen. Es ist der beliebte Leithammel der Konversation, dem — um mit Erbauhnis im Bilde zu bleiben — Böcke und Schafe

folgen, ohne irgend eines Hirten oder Hundes als Führer zu bedürfen, um auf dem bunten Blumen- und Wiesenteppich der Kunst zu grasen und sich zu erlustigen im beredtesten Geblöcke über alle die Schönheiten, welche die Theaterkunst entfaltet vom gerundeten Spiele eines Bühnengastvirtuosen bis zu den schön gearbeiteten Saffianstiefeln an seinen Füßen. Es ist der Hand- und Wegweiser durch die öden, unwirthbaren Gesellschafts-Steppen, der zu freundlichen Oasen führt, der belebende, galvanische Schlag, der alle Glieder des todten Konversationsfrosches in Bewegung und Thätigkeit setzt, wenn auch nur durch gewaltsames Zucken für kurze Zeit; es ist der Kompaß auf der Fahrt durch das vielbefahrne stille Meer zum Vorgebirge der guten Hoffnung eines lebendigeren Ideentausches und geistreicheren Gedankenverkehrs, der leuchtende Blitzstral in der gewitterschwülen, leer- und hohlmurmelnden Geisternacht der Thee's, das Steuerruder und der geübte Lootse beim Laviren der Geselligkeitsschiffe durch die dumpfrauschende Brandung zwischen den Sandbänken der Langweile und den Felsenriffen raisonnirender Nichtigkeit, die Konversationswalkmühle unserer Zeit, die leuchtende Argandsche Lampe in der dunklen Nacht des geselligen Verkehrs, die hellleuchtende Sonne, wornach sich alle menschlichen Sonnenblumenköpfe — gleichviel ob gefüllt oder leer — dre-

ben, die grofse Kreuzesspinne, welche die verschiedenen Gedankenfäden zu einem Gespinst zusammenspinnt, kurz — das Alpha und Omega im Alphabete der Unterhaltung.

Bei diesen öffentlichen, aber unblutigen Assisen, wobei das ganze liebe deutsche Volk als Juri zu Gericht sitzt, streben Einige, sich auf eigene Faust zu Wortführern und Repräsentanten aufzuwerfen. Das sind die s. g. Theaterrecensenten, die aber grade wegen dieses anmafslichen Aristokratismus viel Widerspruch haben und arg verschrieen sind Und wahrlich — es ist ein schlimmer Stand der Theaterrecensentenstand. So viele Feinde im Vögelgeschlechte die Eule am Tage hat, mit ebensovielen Gegnern hat der Theaterrecensent zu kämpfen.

Das erste Glied in dem feindlich wider ihn anrükkenden Quarré nehmen die Theaterdichter (Tragödien-, Lustspieldichter, Possen-, Vaudevillen-, Melodramen- und Liederspiel-Schreiber) ein, ein Geschlecht, zahlreich wie das Geschlecht der Pilze, und empfindlich wie die Sinnpflanze. Sie wagen für ihre Geisteskindlein, die sie unter Mühen und Weben zu Tage gebracht, Gut und Blut, und wäre ihnen von Beiden auch nicht viel zu Theil geworden. Hat eins seiner neugebornen Kindlein auf irgend einer Bühne zum erstenmal die Wände beschrieen, d. h. ist es zum

erstenmal aufgeführt worden, so schreibt er entweder selbst oder gute Freunde und Hiobsbrüder ein halbes Dutzend Recensionen, die einen Wettstreit im Lobhudeln unter einander führen, für ein halbes Dutzend Zeitschriften, deren gefällige Redaktionen halbjährlich auf Verlangen und mit Vergnügen bezeugen, dafs der Theaterdichter nie Recensionen schreibe, noch einsende zum Abdruck. Gibt nun aber auch der Theaterrecensent seine Ansicht und Meinung über das Windelkindlein des Theaterpoeten zum Besten, nennt den Kleinen nach besten Theateranatomischen Kenntnissen u. a. einen Wechselbalg, eine Mifsgeburt u. dgl. so rückt der tiefbeleidigte Vater ihm mit allen lobenden Selbstkritiken aus dem halbdutzend Journale zu Leibe, und beweist aus diesen väterlichen Steckbriefen die gesunde, tüchtige dramatische Konstitution des Kindes und die Abwesenheit besonderer, fataler Kennzeichen, als da sind Warzen, Pockengruben, Fisteln und dergleichen, tauft den Recensenten einen literarischen Henkersknecht, kämischen Blutrichter, pfuschenden Accoucheur u. so w.

Die Schauspieler und Schauspielerinnen bilden die zweite Reihe des kriegerischen Vierecks wider den Theaterrecensenten. Hat dieser es gewagt, sie zu tadeln, so lassen sie ihrer geübten Zunge freien Lauf in Schimpf- und Scheltworten, berufen

sich auf ihre „Naturrechte, deren Zahl Legion ist,“ als da sind Husten, Schnupfen, Heiserkeit, Unpäßlichkeit. Der empfindlichste Fleck an einer Schauspielerin ist aber das Alter; hat der Theaterrecensent sie bei dieser allerempfindlichsten Seite angefaßt, so hat er eine Erz- und Todfeindin mehr.

Wider ihn gerüstet stehen ferner die s. g. Kunst- und Theaterfreunde. Mit diesem Ehrenprädikate pflegt man diejenigen auszeichnend zu begnadigen, welche mit irgend einem Bühnenmitgliede, besonders mit einem weiblichen, auch außerhalb dem Theater bekannt sind, „des Morgens sich nach ihrem Schlafe in der vergangenen Nacht, ihrem Wohlbefinden u. s. w. erkundigen, und des Abends auf der Bühne während den Pausen bei niedergelassenem Vorhange mit der geachteten Künstlerin ein Zwischenspiel, und nach beendigtem Theater ein Nachspiel zu Zeiten aufführen,“ wobei mehr die Natur als die Kunst in Anspruch genommen werden soll, wie die böse Welt plappert. Greift nun der Theaterrecensent eine solche Naturkünstlerin — sei es bei ihrer Natur- oder Kunstseite an — so hat er wie durch magnetische Wechselwirkung auch den Kunstfreund wider sich, getreu dem Bibelspruche: Was Einer gethan hat dem geringsten von meinen Brüdern resp. Schwestern, das hat er mir gethan.

Die Heerde der Abonnenten ist nicht minder Widersacherin des Theaterrecensenten. Ein solcher Abonnent ist „ein guter Kerl,“ der in's Theater geht, wenn alte Sachen gegeben werden; alles Neue und Gute wird ihm aufgehoben, d. h. es wird mit aufgehobenen Abonnement gegeben. Nennt nun der Recensent mit vollem Fug und Recht ein Abonnementsstück schlecht u. so w., so tritt er den Abonnenten auf das Hühnerauge, und der schreit und schimpft dann aus Leibeskräften.

Ein anderes Genre von Antipoden des Theaterrecensenten sind die Freibilletsherrn d. h. diejenigen, die nach der Pfeife der Theaterdirektion offenartig tanzend bei öffentlichen Lobhudeleien in und aufser dem Theater Kopf und Hände anstrengen müssen, und denen dafür ein Freibillet in die Hände gesteckt wird. Diese Bande sieht jedes Wort, was wider Theaterdirektion und Theater gesprochen wird, als Majestätsverbrechen an und schreit Zeter und Mord, am meisten also gegen den Theaterrecensenten.

Kurz — dieser Arme ist ein wahrer — wenn auch nicht blinder — Tobias, den alle jene Theaterschwalben mit ihrem Kothe zu beschmutzen streben, ihm das ungetrübte Augenlicht seines Geistes mifsgönnend, der israelitische Sündenbock, den man mit fremder Schuld beladen, aus dem gelobten Lande des Theaters her-

ausszustofsen strebt in die Wüste des Altagslebens. — Umsomehr scheint es gewagt zu sein, dafs ich meine Theaterkritischen Ansichten und dramaturgischen Expektorationen in diesen Blättern gesammelt in die Welt schicke. Indefs — ich hab's gewagt! —

1. Don Juan und Faust.

Tragödie von Grabbe.

Eine wahre Apostasie und Ketzerei wider den alten dramaturgischen Glauben, ein keckes Abtrünnigwerden vom Pabste Aristoteles und seinen Glaubenssatzungen — nichts anders ist diese Tragödie. Drob werden die kritischen Mönchs- und Bettelorden heulen, wehklagen und *Miserere* singen; zugleich aber auch als Leibgarde ihres Herrn das Ansehen seines Stuhls zu rächen und zu vertheidigen suchen wider solche poetische Gottlosigkeit. Nicht genug, dafs das Dogma von den drei Einheiten mit Füfsen getreten wird, auch die Katastrophe nach der heiligen Lehre der Dramaturgie fehlt; ganz mit Recht, denn wo der Teufel sein Spielchen treibt,

da stürzen alle Dogmen und Lehren. Mit schwarzer Kralle fährt er hinein, und es geschieht sein Wille; denn jede Theorie ist ihm grau — wenn nicht schwarz. Aber trotz aller dieser Anti-Aristotelismen ist die Tragödie Grabbe's ausgezeichnet und zwar zuvörderst durch ihre Charaktere. Sie sind grade die Seele eines Drama's; denn wo wahre Charakteristik fehlt, da sind die Personen des Stücks hölzerne Marionetten, und das Drama selbst, auch noch so streng und gewissenhaft nach dem Maafse der alten Poetik geschneidert, nicht's anders als eine Puppenspielskomödie, worin man Dräthe und Schnüre samt den Holzfüfsen der Puppen schaut, welche, wie der Pferdefufs den Teufel, Alles verrathen.

Sodann verdient die Idee, welche der Tragödie zum Grunde liegt, vollste Anerkennung; sie stellt in einem dramatischen Bilde die beiden Antipoden menschlichen Strebens dar, Faust und Don Juan: Jener strebt nach Erkenntnifs, dieser nach Genufs, beide sind und bleiben ungesättigt; ein ewiger Durst foltert sie; wo der Teufel ist, fehlt Glaube und Liebe. Faust ist Gedanke, Don Juan — Gefühl. Stellen wir beide Charaktere kurz da, wie sie sich in der Tragödie dargestellt finden. Don Juan's Ziel,

Gott und Seligkeit sind Weibesreize und Lust der Welt.

Die Erde ist so allerliebst, dafs mir
Vor lauter Lust und Wonne Zeit fehlt, um
An den zu denken, der sie schuf Ist's Gott —
Nun um so gröfsrer Ruhm für ihn — den Koch
Lobt man mit dem Genusse seiner Speise
Am Besten. (S. 127.)

Die Donna Anna such' ich auf, und hoff'
In ihren Armen seeliger zu ruhn
Als ihr im Paradies in Gottes Anschau'n. — sagt er zum Gouverneur. (S. 128.)

Nicht strebt er nach dem Besitze Einer: er will Alle nicht besitzen, sondern geniefsen. Defshalb ist ihm die Ehe ein Graus.

Todschlag von Räubern
Ist Kleinigkeit, doch Heirath! Heirath! Ha
Das ist der Winter, der wohl mit der Kraft
Des Eises, die bewegte Well' des Bachs
Anfesselt, doch sie auch erstarren macht —
Das ist der frevelhafte, künstliche
Versuch, die frei'ste, göttlichste Empfindung aus
Der Waldesfrei' in die Familienstub'
Zu locken, — das heifst Nachtigallen zu
Hausvögeln machen, — eine Glut, die nie
Gewohnheit werden kann und darf
Ha — das Mädchen, das

„Ich lieb', umarme, das ich hasse oder,
Das Geld hat, heirath' ich. (S. 150.)“

Und so ist ihm jedes Mittel zur Erreichung seines Zwecks gut. Durch eine Reihe von Verbrechen und Todsünden geht er seine Bahn, die er selbst im letzten Stündlein nicht bereuen will, und seine Antwort auf die Frage: Willst du bereuen und dich bessern? ist:

Was
Ich bin, das bleib' ich! Bin ich Don Juan,
So bin ich nichts, werd' ich ein Anderer!
Weit eher Don Juan im Abgrundsschwefel
Als Heiliger im Paradieseslichte!
Mit Donnerstimme hast du mich gefragt,
Mit Donnerstimme geb' ich dir die Antwort: Nein!

(S. 222.) Da wirft der Teufel seinen Mantel in die Höhe, und die Flammen der Hölle schlagen über Don Juan zusammen.

Faust strebt nach Erkenntnifs im quälenden Bewufstsein, nichts zu wissen. Düstere Nacht umgiebt seinen Geist; nichts schafft ihm Licht.

Golgatha,
Du Schädelstätte, wo das Licht der Welt
Der Todesnacht sich hingab, dafs es sie
Verklär' – Auch dein Strahl dringt nicht hieher! –

Du grofses Buch, du Bibel, (Fels des Glaubens sagt man)
Von Varianten voll und Doppelsinn,
Von Weisheit und voll sonderbarer Sprüche,
Mit keinem sichren Laubdach überwölben
In diesem dunklen Sturm mich deine Blätter;
Welk, trocken fallen sie wie Laub des Herbstes,
Und wenn ich's nicht im Innern spüre, führen
Nicht tausend Bibeln, tausend Paradiese,
Nicht alle Ewigkeiten mich zum Heil!

Er kann nichts glauben, ehe er es nicht weifs; nichts wissen kann er, eh' er es nicht glaubt. Das ist das Räthsel, das unaufgelöst vor ihm liegt. Er nennt selig, die den Schein für Licht halten und blindlings glauben. Aber er will lieber unter Qualen bluten, als glücklich sein aus Dummheit. Rom suchte den Blick der Menschheit in's Endlose aufzufangen; St. Peters Kuppel ist geborsten vor Luthers Donnerruf; er hat den Wahn verjagt, zernichtet, aber eswas Andres — Wahrheit hat er nicht gegeben; nur offener als je thut sich vor dem enttäuschten Auge die Tiefe auf. Er hat die Gottheit gesucht, und steht am Thor der Hölle. Ein Ziel mufs er haben. Gibt es einen Pfad zum Himmel, so führt er durch die Hölle — mindestens für ihn. Deshalb verschreibt er sich dem Teufel, dafs er ihn mit

all seiner Kraft von des Wissens Grenzen zum Reich des Glaubens trage. Doch auch er wird der Hölle Raub, ohne den Himmel erreicht zu haben.

So hat der Dichter den Faust des Nordens und den südlichen Faust — denn nichts anders ist Don Juan — aufgefafst, und um sie dem Leser und Zuschauer also vorzuführen, bedurfte es der Ereignisse — wie auch Aristoteles will, die den Rahmen bilden, worin die beiden Charaktere gleich Portraits gefafst sind.

Dies geschah in vier Aufzügen, die wir kurz den Lesern vorführen wollen. Wir verhehlen uns dabei nicht, dafs bei Darstellung Don Juan's der Dichter dem bekannten Operntexte in Verbindung mit Mozart's Musik gefolgt ist, bei Schildrung Faust's aber ihm Göthe und Byron (des letzteren Drama Manfred) vorgeschwebt haben, wobei wir indefs ebenso vor dem Gedanken einer — auch nur fernen Nachbildung warnen wollen; denn eine Phantasie, wie Grabbe sie zeigt, ist keines Nachahmens fähig.

Der erste Akt zeigt einen Platz in Rom als Dekoration. Don Juan, verliebt in Donna Anna, mufs sie noch am andern Abend besitzen. Unter dem Fenster der Donna wird von ihm und Leporello Lärm

fingirt; der Gouverneur und Oktavio, Anna's Bräutigam, treten heraus, und Juan windbeutelt, Faust habe den Lärm gemacht. Er gelobt, ihm im Verfolgen dieses Zauberers beizustehn, wofür der Gouverneur ihn auf Morgen zur Hochzeit einladet. Durch Annas Kammermädchen wird hierauf ausgeforscht, daſs ihre Herrin morgen allein in ihres Vaters Garten sei. Die Zeit will Don Juan benutzen. Der Entwurf zu diesem Akte ist meisterhaft, und die Ausführung steht nicht hinter ihm zurück; sie führt gleich ohne Umschweif *medias in res*. Don Juans erste Worte, poetisch schön, sind auch charakteristisch wahr.

Still sind die Plätze und die Strafsen, nur
Springbrunnen plätschern tändelnd in dem Dunkel.
Die ew'ge Roma schläft, ermüdet vom
Jahrtausendlangen Schlachtenkampf, vielleicht
Noch weit mehr von der Bürde ihres Ruhms.
Die arme Herrscherin der Welt! Sie hat
Die Liebe nicht gekannt.

Die zweite Scene dieses Akts entwickelt Faust's Charakter in der oben kurz angedeuteten Weise klar und grofs; er schliefst mit dem Bösen den Pakt, der in Gestalt eines schwarzen Ritters erscheint.

Im zweiten Akte lauert Don Juan im Gar-

ten des Gouverneurs auf Donna Anna; sie erscheint; Juan bestürmt sie mit Liebesanträgen; sie ruft Hülfe, gesteht aber ihre Liebe, der sie nicht wehren kann; doch ihre Ehre will sie retten. Der Ritter läfst Faust in einem Zauberspiegel Donna Anna sehen; er verlangt sie zu sehen; in verjüngter Gestalt tritt er in den Saal, wo die Hochzeitfeier begonnen; Don Juan hat Anna's Bräutigam niedergestofsen im Zweikampf; schon wähnt er sich im Besitze der Braut, als Faust dazwischen tritt, und der schwarze Ritter sie nach einem kaum auf Faust's Geheifs entstandenem Zauberschlofs auf dem Montblanc entführt. Das Schlofs ist schön; Faust's Befehl ist ein tüchtiger Bauplan.

Schnell! bau' mir mit Flammenkraft
Hoch auf des Montblanc's Alpenhorn
Ein Zauberschlofs im Schnee und Eise auf,
So glänzend als die Welt noch nie eins sah.
Ein gold'ner Frühlingsduft soll es umweben,
Und Regenbogen liebend diesen Duft
Umschlingen. Und die Fenster sollen leuchten
Wie Donna Anna's Abglanz — Purpur, feuriger
Als Unschuldsroth auf jungen Mädchenwangen,
Soll alle Wände schmücken, Teppiche,
Vor Wollust schwellend unter ihrem Tritt,
Den Boden küssen. Was der Schoofs des Meeres,
Der Erde Schachten dir an Perlen bieten
Und an Juwelen, dort soll's stralen.

Der dritte Akt beginnt mit der ersten Scene des ersten Akts der Oper — dem Tode des Gouverneurs durch Don Juan's Schwert. Ein prächtiges Gemach im Montblancschen Zauberschlosse führt die zweite Scene uns vor, Faust bestürmt Donna Anna vergeblich mit seiner Liebe; sie bittet ihn aber, sie an Don Juan, den Mörder ihres Vaters zu rächen. Dann treffen Faust und Don Juan sammt Leporello in einer wilden Gegend auf dem Montblanc zusammen; Don Juan verspottet den hoffnungslos liebenden Faust, der darauf sammt Leporello im Sturm davon und auf einen Kirchhof bei Rom geführt worden. Hier erfolgt die Einladung des steinernen Gouverneurs wie in der Oper. In der folgenden Scene wirbt Faust abermals um Anna's Liebe, sie verschmäht ihn, da ruft er das verhängnifsvolle Wort: stirb! und entseelt liegt Donna Anna am Boden. Der Teufel erklärt keine Macht, die Todte zu erwecken, zu haben. Faust bereut seine That.

Teufel! in einer Stunde bin ich dein!

Der Teufel jubelt ob seinem Siege über Beide, da Faust sein wird durch seinen eigenen Willen, Don Juan durch fromme Geisterhände.

Im vierten Akte ringen Faust und der Teufel mit einander, bis jener der Hölle Beute wird, und über Don Juan schlagen der Hölle Flammen.

Dies ist das Knochengerippe, das Skelett, welches der Dichter mit poetischen Muskeln und Nerven, Mark und Blut zu einer kräftigen dramatischen Gestalt erhoben hat.

Die kritischen *Medici* mit und ohne Doktorhütchen werden Eiter und Fäulnifs darin wittern. Schon wetzen sie mit Behagen ihre Secirmesser und Amputirinstrumente. So schneidet denn wacker zu, ihr Herren, es ist kein hektischer Cadaver, der vor euch liegt! —

2. Die Schule der Frommen.

Lustspiel von Immermann.

Immermann führt für diesmal das Steckenpferd der heutigen Modewelt, die Andacht, über die Bretter der Bühne, läfst das Röfslein wacker springen, und präsentirt es von allen, besonders den beiden Haupt-Seiten; denn dem Einen dient der Pietismus zur Unterhaltung, dem Andren zur Pfründe, wie

uns das Lustspiel selbst zeigen wird. Es hat einen Hauptvortheil, einen Hauptvorzug; es ist zeitgemäfs; die Zeit spuckt darin, und der Zeitgeist geht darin um, ein lebendiges Gespenst, das nicht abschreckt, sondern anzieht; es zählt viel Anhänger und Jünger vom Theesalon bis zur Schusterhütte; überall hockt und heckt die Frömmelei. Wer „die Freuden der Welt“ genossen hat mit allen fünf Sinnen, flieht sie jetzt; wem die Liebe irgend einen Streich gespielt, wählt einen Seelenbräutigam; wen das Podagra zwickt, bleibt hübsch daheim, und Alle verschlingen mit Wolfshunger die Bibel, Kubachs Morgensegen, Krummachers Predigten u. dgl. Erleuchtung, Heiland, Bekehrungswerk, Stammeln, Gnade, Buſse, Gebet, Schmerzenskelch, Zerknirschung, Sünder u. so w. bilden die Wörterskala, worin sich die Pietistenzunge übt und üben muſs, wie eine Theatersängerin in der Skala der Töne, in Trillern und Koloraturen.

Eine solche Zunge hat auch Cephise, eine junge Wittwe, die Nichte Arist's, eines Landedelmanns im Munde; sie hat schon groſse Fertigkeit sich erworben, weil die Andacht Cours hat. Cleanth, ein junger braver Mann, hatte sie als Mädchen geliebt;

doch ein Graf war vorgezogen; das kaum geschlossene Ehebündnifs hatte der Tod gelöst. Herr von Kamäleon stand im Sonnenschein der Gunst am Hofe des Fürsten, mit dem er die Freuden der Welt genofs. Da wird der alte Herrscher vom Podagra befallen; Tod und Hölle schrecken; er sieht des Satans Krallen; da betet er, wird bigott und wirkliches Mitglied des Pietistenklubbs. Kamäleon treibt sein altes Wesen fort; der Fürst hört's — und hinuntergestofsen wird er von der Leiter der Gnade. Da steht er ohne Mäcen, ohne Geld; der Hunger thut weh. Da legt der Wolf das Schaafskleid des Frommen an; Frau v. Fall — eine Frau v. Krüdener — die Direktrice der Frommen protegirt ihn; der Lüstling agirt den Tartüffe, um die Hand der frommen Cephise und zugleich mit ihr eine bessere Existenz zu gewinnen.

Herr von Kamäleon ist bereits als Seelenbräutigam Gast und Hausfreund in Arist's Hause, worin Cephise wohnt. Der alte Ohm Arist wittert indefs das Wolfsfell unter dem Schaafspelz, warnt die Nichte und empfiehlt ihr die erste Liebe, Cleanth, allein der ist der Frommen zu weltlich; er tanzt gar —

wie sollten sich Beten und Tanzen zu einander passen! Das geht unmöglich.

Nach des Oheims Willen soll Cleanth das abgebrochene Verhältnifs wieder anknüpfen. Er soll kommen, er wird kommen; Cephise übergibt den Brief, worin diese Nachricht steht, ihrem Seelenbräutigam. Er mufs sich sputen, dem herannahenden Piraten das Schiff vor der Nase wegzukapern.

„Da mufs den Libertin der alte Hafer stechen,
Aus seiner Salbung wild in Phrasen auszubrechen,
Womit man sonst das Herz der Weiber schlau bekriegt.
Und im galanten Sturm den Spröden obgesiegt."

Allein den Liebesantrag und der Umarmung wehrt sich die Fromme und verläfst den aus seiner Rolle gefallenen Heiligen, um, „für sein Heil zu beten."

Cleanth ist mit seinem Diener Maskarill auf dem Gute Arist's eingetroffen. Er ist zwar nicht der „alte spafshafte Knecht" wie ihn Schiller bekanntlich nennt; denn er tritt (S. 33) wohl mit einem alten, aber gar schlechten Spafse auf; allein er weifs den Nagel auf den Kopf zu treffen. Er sagt zu Cleanth:

„Die gnäd'ge Frau (Cephise) will sich zum Eh'bund nicht bequemen,

Weil ihr der gnäd'ge Herr (Cleanth) zu leicht und weltlich ist.
Und zwischen Beiden steht ein frommer, heil'ger Christ. (Kamäleon)
Den tapferen Rival schlägt man mit Spiefs und Stange,
Den Dichter sticht man aus mit besserem Gesange.
Der Kluge wird besiegt durch gröfsrer Klugheit Licht;
Brich deinen Stechen da, wo sich dein Freund ihn bricht.
Nun, rathen Sie noch nicht, wie Sie zum Ziele kommen?
Ein Frömmler ist Ihr Feind. Man mufs ihn überfrommen.

Diese Rolle übernimmt nun Cleanth, und er spielt mit Glück dem Tschimborasso aller Pietisten. Essen gilt ihm Sünde; deshalb fastet er einen um den andern Tag. Spiegel sind ihm Sündengläser, die die Eitelkeit nähren; Blumen duften ihm allzu süfs, er riecht den Teufel darin; die Laute bringt ihn auf den Gedanken an weltlichen Gesang — alle diese Sachen pakt Maskarill aus dem Zimmer Cephisen's, ehe sein Herr eintritt, trotz dem Zeterschreien der jungen Wittwe über diesen Rigoristen, den sie jetzt durch ihre Reize zu bewegen suchen will, auf Zureden ihres Kammermädchens

Lisette; sie fühlt sich verpflichtet, den Irrenden, der sich im Irrthum bläht, zu enthüllen. Die Toilette wird gemacht, alle ihre Künste hervorgeholt. Cleanth erscheint, fest in seiner Rolle wie ein guter Schauspieler, aber bei längerem Verweilen in Cephisens Nähe wird ihm die Rolle mehr und mehr zur Last. Auf dem Punkt, sie ganz fallen zu lassen, tritt Maskarill aus dem Hintergrunde zur rechten Zeit vor. Er erzählt, sein Herr habe Cephisens Teint geschmäht. Das ist der Funke, der zündet; Hafs wider Cleanth erfüllt Cephisens Brust, sie läfst augenblicklich Kamäleon rufen; er tritt ein.

Sie wünschten meine Hand, mein Herr, ich bin die Ihre.

Mit diesen Worten empfängt sie den Eintretenden und eilt rasch von dannen. Dieses Ueberspringen von einem Extrem zum Andern soll die Krise sein, die Cephise heilt. Cleanth tritt jetzt zu ihr auf ihr Zimmer, gesteht seine Maske; Cephise verzeiht. Allein das Wort, welches sie dem Kamäleon gegeben, will sie nicht brechen.

Nein — das sei fern von mir! Die Fromme ist verschwunden,

Die Frau von Ehre bleibt. Ein Wort hält sie gebunden,
Und halten wird sie es, ob auch ihr Herz zerbricht.

Will indefs Kamäleon erklären, sie sei ihm nicht verpflichtet, so will sie frei sein von ihrem Worte. Dies zu bewirken übernimmt Maskarill, der früher in Kamäleons Diensten gestanden — ein treuer Helfer und Leporello in allen seinen Liebesabenteuern.

Soweit ist der Gang und die Entwicklung meisterhaft; aber jetzt hapert's. Schade um das schöne Lustspiel, das einen guten Klang gehabt hätte auf allen Bühnenbrettern Deutschlands. Bis hieher liebliche Harmonie; nun aber beginnen disharmonische Töne, und schwirren bis zu Ende. Das Motiv, Kamäleon zur Entsagung auf Cephisens Hand zu zwingen, ist mit den Haaren herbeigezogen, ohne Wahrheit, selbst ohne Wahrscheinlichkeit, ohne Effekt und Zusammenhang. Dem Dichter springt eine Saite, und er versteht nicht die Kunst Paganini's, auf den übrigen Saiten das Spiel zu Ende zu bringen; er bleibt im kunstvollen Schlufstriller, der beim Publikum *furore* machen soll, stecken, und ein Ganzes ohne Ende ist kein Ganzes.

Dies zu zeigen, bedarf's in die vor-pietisti-

sche Zeit Kamäleons zurückgehen. Ein Jünger Don Juan's hatte er überall geliebelt.

Paris! Paris! Paris! Wenn deine Steine sprächen,
Wenn aus dem Hinterhalt gewisse Chosen (?) brächen —
Lisette Dü Mesnil. —

Also lautet die Gardinenpredigt, die Maskarill ihm zu halten beginnt. Das Herrchen hat diese Lisette verlassen; er fürchtet ein unvermuthetes Rendezvous mit ihr. Das will Maskarill, ihn zur Entsagung zu bewegen, fingiren, und Lisette, Cephisens Kammermädchen, soll die Rolle übernehmen. Maskarill überlegt: (S. 80.)

Soll er sie' s e h n? Verschlei'ert? Nicht doch! Zu abgedroschen!
Wie ist denn gänzlich dir des Geistes Licht erloschen?
Ei — h ö r e n soll er sie. Wenn er sie seufzen hört.
Ist er, ich wette, gleich von toller Furcht bethört.

Grade darin, dafs er sie hören soll und n i c h t s e h e n, liegt der Fehler; der Zuschauer — er sitze in den Logen oder auf der Gallerie — will sehen, und nicht allein hören; hinter einer spanischen Wand oder hinter den Koulissen darf nichts geschehen, al-

les muſs vor seinen Augen sich ereignen, besonders die Hauptmomente, und dazu gehört doch wohl die Täuschung des Kamäleon, welche Maskarill im Sinne hat. Indeſs werden Maskarill's Worte nicht ausgeführt; dem Zuschauer wird alles sichtbar, indem die Bühne zwei Stuben mit trennender Wand präsentirt. So beruht der Fehler allein in der mangelhaften — man kann ohne Zaudern sagen — schlechten Ausführung des Trug- und Täuschungspiels. Zeit genug wird dazu verwandt, leider zuviel Zeit, vier ganze Auftritte, (S. 90 — 108) und die Zeit wird dem Zuschauer lang, sehr lang; gewiſs wird im Theater ein Gähnchor exekutirt. Maskarill lügt dem Kammermädchen vor, sein Herr wolle jetzt seinen Besserungseifer an ihr üben, und sie als Genossin auf seiner Mission zu den Heiden mitnehmen. Allein er gelobt, sie zu retten und zu ehelichen; sie muſs sich indeſs verstecken und zwar in dem Nebenzimmer der Stube, worin Kamäleon wohnt; dort soll sie nur tüchtig seufzen, doch nicht eher, bis Maskarill stampft mit dem Fuſse. Sie seufzt nach dem — Fuſskommando; Kamäleon fragt nach dem Geseufz; Maskarill entdeckt ihm, Lisette sei's. Der Alte im Wahn, die verlassene

Lisette habe sich eingefunden, zittert; Maskarill verspricht, sie nach Dauphiné zurückzuschaffen, wenn der Herr zuvor der gnädigen Frau (Cephise), die sich heute ihm rasch angetragen, entsage, damit er seinen Heiligenkranz bewahre und behalte, worauf das neue Liebesband ein Fleckchen werfe, „da mancher Schwur ihn noch Lisetten zugewandt halte“ und dies dann offenkundig werde. Der Alte muſs sich nothgedrungen dazu verstehn. Er entsagt *coram testibus*. Cleanth und Cephise, Maskarill und Lisette — zwei Liebespaare, der alte Fürst ist todt, der Erbprinz ruft Kamäleon wiederum an den Hof, und Kamäleon wechselt die dunkle Asch- und Buſs-Farbe des Frommen mit dem Zeisigskolorit des Höflings, und der Vorhang fällt.

Wäre er doch eher gefallen; Immermann hat die Gardinenstricke verwickelt; dieses Verwickeln — nicht Verwicklung — hemmte den raschen Fall des Vorhangs und den guten Schluſs des gutbegonnenen Lustspiels.

Uebrigens gehen die Alexandriner, worin das Stück geschrieben, guten Schritt; an schlechten Reimen finden sich auf den ersten 30 Seiten folgende: tanzt — kannst, acht — gesagt, schön — gehn, *pas*

— Spafs, Laquai'n — Pein, stand — Cleanth, schmähn — gehn.

Die äufsere Ausstattung ist *à la* Cotta d. h. schlecht. Gegen dreifsig Druckfehler sind hinten angezeigt; ein ganzer Vers fehlt sogar, und von „kleinern Druckfehlern" wimmelt's. Ach! grofser Herr Baron von Cotta, wie lange wollen Sie doch schlecht drucken? Sie haben Geld, Landgüter, Seen, Dampfschiffe, Schnelldruckpressen, als vortrefflich, alles gut, aber kein einziges typographisch gutes Buch aufzuweisen. Dafür sorgen sie doch auch gefälligst. Deutschland bittet darum.

3. Die diebische Elster.

Oper von Rossini.

Wohl gibt es nichts Bequemeres in der Welt, als Musik hören; der Zuhörer bedarf dabei keiner Gedanken, keiner geistigen Anstrengung, sondern nur etwas Gefühl und unverstopfter Ohren; und aus diesem Grunde allein ist Musik auch die einzige Kunst,

welche nicht unter der Zuchtruthe der Censur steht. Mit Ausnahme der Kunst zu peitschen ist sie auch die einzige, welche auf die Thiere, besonders auf Hunde und Kameele wirkt und Einflufs zeigt. Der Text der obengenannten Oper ist nichts weiter als Operntext. Der Hebel des Ganzen ist eine Elster, welche schnattert, ruft, Silbergeräth stiehlt, und ein schuldloses Mädchen in den Verdacht eines Hausdiebstahls bringt. Die Arme wird zum Tode verurtheilt; der Justizmord aber glücklicherweise noch zur rechten Zeit durch Entdeckung der Unschuld vereitelt.

Diese magere dramatische Pharao'skuh hat nun Maestro Rossini auf alle mögliche Weise musikalisch zu mästen gesucht. Wer indefs mit dem musikalischen Kleinodienschatze anderer Komponisten bekannt ist, merkt bald, dafs die italiänische Diebin aufser dem silbernen Löffel und der Gabel sich noch anderer Verbrechen schuldig gemacht hat. Mich freut die Entdeckung, dafs sie ihrem eigenen Herrn und Meister Rossini gar übel mitgespielt und vorzugsweise seinem Barbier von Sevilla wenigstens die klingenden Barbierbecken entwendet hat. Auch eine Menge von Anklängen früherer Opern des Komponisten sind

darin zusammengehäuft und sagen gleich guten alten Bekannten guten Abend. Aber auch mit fremden Federschmuck nach Elsternart und Blättern aus den Lorbeergewinden grofser Meister hat sich die Diebin ausstaffirt, und Janitscharenmusik, Trommel- und Paukenwirbel, Pickelflötengepfeife samt einem endlosen Wechsel und Enjambiren der verschiedensten Tonarten, Takte und Modulationen begleiten ihrem Triumpfzug auf den Brettern, und musikalische Kapriolen und Sprünge sind ihre Begleiter. Daraus kann natürlich kein Ganzes und kein Totaleindruck hervorgehen; nur die Wirkung einzelner originaller Musik- und Gesangstücke mufs dafür entschädigen.

An der Ouvertüre vermifste ich gar viel. Jede Ouvertüre gleicht einer hochgewölbten, dichtbelaubten Buche, woraus jedes Musikstück, jede Gesangpartie der Oper mit seiner Eigenthümlichkeit uns entgegenschallt, sich zu einem Koncerte vereinigend, wie die heterogenen Stimmen der Vögel, die sich auf den Buchen-Aesten schaukeln und wiegen. Jeder schlägt sein Stückchen frisch darein, er braucht die Schulmeisterin-Censur nicht zu fürchten. Dieses herrlichen Vorzuges erfreut sich indefs die Ouvertüre zur diebischen Elster nicht. Dagegen sind treflich Stinette's

Cavatine: Was ich oft im Traume sah, das Duett zwischen Gianetto und Stinette, das Solo des Podesta: Dieser Plan ist unvergleichlich — ein unvergleichliches Baſsstück. Das Recitativ Fernando's: Gestern als ich mit der Schwadron etc. ist ohne Klang und Deklamation, ein wahrer monotoner Schwadronrapport, und nicht viel besser stehts mit allen übrigen Recitativen der Oper. Man müſste Rossini alles Talent zum Recitativ absprechen, wenn man nicht andere, die das Gegentheil bekundeten, kennte. Isack's Schachierparthie ist ein hübsches Mauschelsolo.

Rossini ist weiter nichts als ein geschickter Mosaikarbeiter — sagt etwas zu streng ein tüchtiger Musikkritiker. — Seine glänzensten Steine nimmt er aus Mozart, Beethoven, Cherubini und Anderer Werke. Seine Kenntniſs des Effekts ist der Kitt, wo er die fremden Elemente zusammenhält, und so entstehen Werke, die der Pöbel (?) vergöttert, der Laie bewundert, und der Kenner beseufzt, weil sie durch das Studium des bloſsen Effektmachens und Lärmens die wahre Musik in die Barbarei der Janitscharenmusik zu versenken droht.

4. Isidor und Olga.

Trauerspiel von Raupach.

Die Bühne ist die Wahlstatt, das Schlachtfeld, worauf die dramatische Muse als Feldherr kämpft mit ihren Heeren, bald als Siegerin im Triumphzuge mit Trophäen einherschreitend, bald als Ueberwundene gebeugt flüchtend. Die jedesmalige Darstellung eines neuen Bühnenstückes gilt als ein solcher Kampf, und ist, jenachdem das dargestellte Stück, welches gleichsam als Armeekorps der Muse ausgerückt, grösser oder kleiner ist, Scharmützel, Attaque, Treffen, Schlacht. Die Darstellung von Isidor und Olga war eine Schlacht, siegreich für Melpomene. Alle Bühnen — Zeitungen waren voll ihres Ruhmes und stimmten Siegeslieder an; nur in einigen, anscheinend neutralen, feindlichgesinnten Winkelblättern liefsen sich Spottlieder und tadelndes Eulengekrächz vernehmen. Aber die officiellen Nachrichten verkündeten den Sieg, den die Muse erfochten.

Der Stoff des Drama's ist jenem immenschlichen Verhältnisse entlehnt, welches als Ueberrest roher, heidnischer Vorzeit noch jetzt in einem christlichen

Lande, in Rufsland, vorhanden ist. Und dieses ist die Leibeigenschaft. Ob der Dichter wegen der Wahl dieses Stoffes solchen Tadel verdient, wie er ihn in Korrespondenznachrichten einiger Zeitschriften hat erfahren müssen, mögte zu bezweifeln sein. Ist er doch einer ästhetischen Behandlung fähig und der dramatischen Kunst würdig; denn überall, wo der Mensch auftritt, kann er in seiner höchsten Würde erscheinen. Hat man es doch nicht getadelt, vielmehr als Verdienst gewürdigt, dafs Michael Beer unlängst den Paria, jene zum Unglück verdammte Sekte in Hindostan, auf die Bühne brachte. Hat doch selbst Sophokles sogar den Philoktet und seine Siechthumsschmerzen und Qualen dramatisch behandelt. Und hier wird uns vom Dichter die Entwürdigung der Menschheit im Zustande der Leibeigenschaft und das Ringen der angeborenen Freiheit wider diese auferlegten Fesseln dargestellt.

Vier Helden — um das obige Bild nicht von der Hand zu weisen — haben besonders zum Siege mitgewirkt; zwei fochten in den ersten Reihen; zwei in den mittlern. Da Letztere fast in allen kritischen Kriegsberichten übergangen, so wollen wir selbe nicht übergehen. Die vier Helden sind die vier Leibei-

genen, Isidor, Ossip, Petrow und Fedor Durchaus verschiedenartig und scharf charakterisirt werden sie uns vorgeführt. In ihnen stellt sich der Einfluss, den dieses äufsere sklavische Verhältnifs auf die Gestaltung ihres inneren Lebens, ihren Geist und ihr Gemüth ausgeübt hat, in jedem auf eigenthümliche Weise dar in richtiger psychologischer Durchführung.

Isidor, von einer Leibeigenen geboren, wenn auch in Folge seiner Abstammung, da sein Vater ein freier Fürst gewesen, „wie ein freigeborenes Kind im Schlosse erzogen," doch nach den Gesetzen Leibeigner, ist nur leibeigen; sein Geist ist Niemanden unterthan, hat sich frei gebildet, ist frei und geniefst aller der Vorzüge und Freiheiten, welche Bildung und Sinn, Kunst und Wissenschaft zu geben vermögen. Aber der Freibrief, den ihm sein natürlicher Vater versprochen, ist nicht ausgestellt; der Tod überraschte ihn, ehe er sein Versprechen gelöst, und Isidor kehrt aus Italien, wo er als Maler für seine Kunst gelebt, heim, vor dem Gesetze leibeigen.

In Ossip ist mit dem Erwachen des mächtigsten aller Gefühle, der Liebe zugleich auch das Gefühl des Menschenwerthes und der Freiheit erwacht. Da er aber alle seine Hoffnungen, sein ganzes Lebens-

glück durch die rohe Hand gesetzlich-geheiligter Willkühr vernichtet sieht, so verzichtet er, einer kleinlichen Resignation sich hingebend, auf jeden Genufs des irdischen wie des künftigen Lebens, wenn er den Glauben verloren hat. Gott ist ihm eine eiserne Nothwendigkeit. „Niemand soll frei sein — sagt er (S. 34.) — aufser wen Gott erwählt hat; dagegen kann ich nichts, als mit den Zähnen knirschen.“ Aber das Gefühl der Rache kocht in seinem Innern, das Gefühl der unaustilgbarsten Rache gegen die Freien, stets erneuert und angeschürt durch die trostlos-schmerzliche Erinnerung an seine Jugendgeliebte Axinia, welche ihm entrissen und schrecklich geopfert ward. Dieses Rache- und Schmerzgefühl ist allein sein Leben, und spornt ihn zur Vernichtung des Hauses, dessen Ahn- und Stammherr ihn und seine Liebe vernichtet hat. Er war der Wurm, den der Fürst, sein Herr mit Füfsen getreten; aber es zernagt der mit Füfsen getretene Wurm die Pfosten des Hauses seines Herrn, und es stürzt zusammen. „Es soll kein Glück einkehren in das Haus, wo sie das Herz meines Weibes brachen!“ ist sein Wahl- und Lebensspruch, und diesem getreu lebt er sein Leben, das hierdurch allein noch Reiz für ihn hat; sonst

ohne diesen Rachesinn hätte er es längst dahin gegeben, sich selbst davon durch eigene Hand befreit. Die Rache ist das belebende, aber zugleich auch ihn verzehrende Prinzip in seiner Brust; jedes andere Gefühl ist ihm fremd, jedes unterdrückt er, seit der Gewalt das seligste Gefühl, die Liebe unterliegen mufste. „O du unvernünftiger Schuft — spricht er zu seinem anderen Leibeigenen — denkst du an Liebe, und bist doch ein Sklave, so ein Stück Menschenvieh, das man verkauft, vertauscht, verschenkt, verspielt? Wen willst du lieben? Ein Weib, das der Herr dir von der Seite holen läfst, (wie ihm geschehen war) um einen liederlichen Gast damit zu bewirthen? Womit willst du lieben? Mit deiner Seele? mit deiner gezählten Seele, die deinem Herrn gehört? Pfui, du Schelm, willst du so eigenmächtig schalten mit fremden Gute?" — Fürwahr eine furchtbare Ironie, wie ihrer das kräftigste Menschenhirn kaum fähig ist. Ossip's Charakter ist der originalste, scharf markirteste, der über die Bretter der Bühne geschritten.

In Petrow's Charakter hat der Dichter den ganzen Fluch, die ganze Erniedrigung und Schmach, welche, durch die Gewalt sanktionirt, über die Menschennatur gebracht wird, dargestellt. Er repräsen-

ist die aus dem Druck und der Erniedrigung hervorgegangene Verkehrtheit eines an sich gesunden Herzens, das dem gröfsten Irrwahn gläubig anhängt und der blinden Autorität blindlings dient und gehorcht. Der Knecht soll in Demuth tragen des Herrn Grimm, denn es ist wider Gottes Ordnung, wenn ein Freier einer Leibeigenen Herz und Hand zugedacht hat. Das ist sein fester, tiefeingewurzelter Glauben. Sechszig Jahre hat er seiner Herrschaft treu gedient; sein Haar ist in ihrem Dienste ergraut; seinem Herrn nach dem Leben trachten ist das Schauderhafteste, und wäre er noch so hart und gefühllos.

Fedor, ein an sich anscheinend geringfügiger, unbedeutender Charakter — mit Schauspieleraugen betrachtet — eine kleine undankbare Rolle — darf ebenso wenig als irrelevant oder gar überflüssig angesehen werden. Er verdient umsomehr Beachtung, als er, obgleich vom Dichter nur mit wenigen Zügen, aber scharf und kenntlich gezeichnet, gleichsam als Apologet der Leibeigenschaft dasteht. Er dient zur Verstärkung der Kontraste, worin sich der Einfluß der Leibeigenschaft auf den Menschen darthut. Aufgewachsen in der gewöhnlichen, am allgemeinsten verbreiteten Gesinnung seines Standes, zeigt er jene

Gleichgültigkeit des Sinnes, die sich in jedes Geschick zu finden weifs, und tritt als Repräsentant der grofsen Zahl derjenigen auf, die dulden und tragen ohne weiter sich um Grund oder Ungrund dieses Duldens zu kümmern. Er ist im Spiel von seinem Herrn einem falschen Spieler abgewonnen, kennt keinen glücklicheren Stand als den des Leibeigenen, der an fremden Tische ifst, aus fremdem Kruge trinkt, im fremden Bette schläft, fremde Kleider trägt, und um dás Alles sich kein graues Haar wachsen läfst, die orge dem Herrn überlassend, dem er lebt, dem er stirbt. Die Apologie des Leibeigenthums ist sein Ernst, und durch sie ist er glücklich, er, der vor dem Gesetze dem Vieh gleich steht.

Aus dieser kurzen Zergliederung der vier Charaktere der Leibeigenen möge man die dramatische Kunst Raupachs ersehen und würdigen. Er gehört zu unseren ausgezeichneten Dramatikern. Möge er nur das Horazische: *Nonumque prematur in annum* einigermafsen *cum grano salis* verstehen und anwenden lernen!

5. Vaudeville's und Lustspiele,

von L. Angely.

Hungern müfste die Kunst und betteln von Thüre zu Thüre,
Wandertet ihr nicht zu uns, lust'ges Zugvögelgeschlecht,
Bundgefiedert, dem Phau an Glanz und Gehalte vergleichbar,
Vaudevilles, Ballets, Melodramen dazu!

Mag der Buchhändler über viele Krebse auf der letzten Leipziger Büchermesse, der Kaufmann über schlechte Geschäfte auf der Frankfurter Ostermesse, der Viehhändler über geringe Konkurrenz auf dem Aurichschen Viehmarkt, der Pächter über wenig Absatz auf dem Danziger Getraidemarkt jammern — das ist Alles nur eitler Jammer. Der aber stimmt das wahre Hiobslied, die echte Jeremiade an, der über die schlechte Waare auf dem Wollmarkt des deutschen Lustspiels klagt. Statt ungefälschter deutscher oder spanischer Merino-Wolle bringt man hier französischen Schaafschur-Abfall zu Kauf, den man — will man nicht die Säcke leer wieder heimnehmen — zum Nothbehelf einsacken mufs. Es ist eine Einmal-

einswahrheit, dafs die deutsche Literatur wenig gute Lustspiele aufzuweisen hat. Unsere dramatischen Dichter scheinen mit Naserümpfen auf das Lustspiel herabzusehen, als wäre es ein Feld, ihrer Bemühungen nicht würdig, weshalb es Jahr aus Jahr ein brach liegen bleibt. Sie sparen ihre Kräfte für das höhere Drama, Trauerspiel u. so w. auf, und Produkte dieser Art spriefsen in jeder Leipziger Messe — gleichviel gut oder schlecht wie Pilze hervor, während hie und da in dem dickleibigen Oster- oder Michaelisblumenverzeichnisse, dem Mefskataloge nur ein Lustspielblümchen sich aufgezeichnet findet. Man verstehe nicht unrecht: es ist nur von deutschen Originallustspielen die Rede; denn an Uebersetzungen, Bearbeitungen, Uebertragungen französischer Lustspiele und Vaudevillen ist in unsren Tagen sowenig Mangel wie am Wasser im Regenmonate April. In rüstigen Fabriken werden diese Produkte gefördert, und so lange die federn- und fingerfixen Bühnenherrn Hell, Harry's, Angely, Blum, Kurländer, Lebrün und Konsorten vom Chiragra befreit bleiben, bleiben wir von der Wasserfluth französischer Bühnenspiele nicht befreit. Fast alle unsre dramatischen Taschenbücher enthalten nichts als solche französische Emigranten, Pariser Wechselbälge, die von allen deutschen Bühnen herabschreien,

und dann gleich Eintagsfliegen sterben, so bald sie die Theaterwände beschrieen haben.

Gottsched's Zeitalter erlebt Deutschland jetzt noch einmal; alle die Lustspielübersetzer, die Wiederhäuer französischer Vaudevillen sind kleine Gottscheds, wenn sie auch ihre Katheder nicht in Leipzig aufgeschlagen, sondern sich in Dresden, Wien, Berlin, Hannover und Hamburg etablirt haben. Ein Lessing *redivivus* wäre an der Zeit, eine neue Auflage der Hamburger Dramaturgie nöthig wie Brot, der Hungersnoth zu steuern, wovon die deutsche Bühne schrecklich heimgesucht wird. Flachköpfe meinen, das eiserne Zeitalter des deutschen Theaters wäre da. O der Kurzsichtigen! Das goldene Zeitalter herrscht. Geld ist das Losungswort des wiederhäuenden dramatischen Viehs, Louisdor ist ihr Feldgeschrei, wofür sie Abschriften ihrer unsterblichen Werke ablassen an Theaterintendanzen und Bühnendirektionen. O schöne Zeit der Louisdore! —

Zu leugnen ist nicht, dafs sich in diesen Vaudevillen hie und da Komik, eine leidliche Scene, manches treffende *bon mot* findet; aber meist vermifst man die Hauptsache — das Dargebotene ist kein Ganzes. Und hiervon ist der Grund ganz allein in der Entstehungsart der Mehrzahl der Vaudevillen zu suchen. Ein Verfasser ist nämlich selten; es bedarf zu dem

kleinsten Vaudeville des Einverständnisses mehrerer *hommes de lettres*. Da Paris die Vaterstadt der Vaudevillen ist, so müssen die Verfasser oft Monate lang laufen, um sich nur in der Riesenstadt zu treffen, ehe die Scenenfolge, der Dialog und die Couplets fertig sind. Der Eine arbeitet nur zu Hause, der Andere kennt keine Begeisterung ohne Flasche; sein Dichterzimmer ist daher bei allen Weinhändlern der Stadt, wo er jedesmal nur solange bleibt, als man ihm borgt; er ist daher schwer anzutreffen. Endlich nach langem Hin- und Herlaufen trifft man zusammen; der Eine bestimmt alsdann die Folge der Scenen, der Zweite schmiedet den Dialog, der Dritte schwitzt über den Couplets. Ist das Vaudeville fertig, so wird's der Theaterkomittee zur Annahme vorgelegt; die besteht aus mehreren Köpfen, und — *quot capita, tot sensus* — der wünscht dies geändert, jener dies gestrichen. Debatten und Grillen jeder Art. Man begehrt gar Umschaffung der Exposition, der Verwicklung und Lösung. Und die armen Verfasser müssen sich fügen, um es mit der Komittee nicht zu verderben. Ist diesem abgeholfen; so wird das Stückchen angenommen, jedoch unter mehreren Bedingungen: ein Mitglied der Komittee begehrt, dafs ein Couplet, welches er nicht versteht, gestrichen werde; ein Anderer will, dafs die Scene, worin auf den Schauspielerstand gestichelt

werde, wegbleibe; ein Dritter besteht bei der Rolle einer Liebhaberin, die er in seinem Sinne für eine Schauspielerin bestimmt, welche sich seiner besonderen Protektion erfreut, auf Wegfallen einer Scene, die zu grade nicht angenehmen Anspielungen auf ihren Charakter, ihre Sittlichkeit Anlafs geben könne u. so w.

Haben sich die Verfasser allen Wünschen dieser Herrn gefügt, so bricht der Tag an, wo das Stück zur Probe gelangen soll. Jetzt beginnt erst die Höllenqual der Verfasser, steigt aufs Höchste und gränzt bis an's Unglaubliche. Zwanzig andere Vaudevillenautoren drängen sich um den Vorrang; der Eine versichert dem andern, er werde sein Stück auspfeifen, wenn es früher als das Seinige gegeben würde, der Andere schwört, dafs er es durch seine Theaterberichte, die er für sechs verschiedene Journale liefere, in Stücke zerreifsen werde, ein Dritter, den nur die Verminderung des stehenden Heeres aus Noth zum Dichter machte, läfst dem Vorgezogenen die Wahl zwischen Pistolen und Degen, ein Vierter endlich übernimmt es, den Schauspielern Widerwillen gegen ihre Rollen beizubringen. Jetzt müssen auch diese (die Schauspieler) gehört werden. Herr X. sagt gra-

dazu, der Dialog sei nicht brillant genug für ihn; er will indefs die Rolle übernehmen, wenn fünf Umkleidungen hinzugefügt werden. Es geschieht. Mad. Y. will ihre Scene an's Ende des Stücks geschoben wissen, weil sie nicht gern zeitig in's Theater kommt, und ihr Anbeter und Toilette viel Zeit rauben. Herr Z. begehrt eine andere Melodie für seine Lieder, weil die jetzige ihm zu hoch liegt, und Fräulein V. schwört, ihre Rolle abzugeben, wenn nicht die zornige Scene, die nicht für sie pafst, wegfalle. Diesem Allen mufs abgeholfen werden, um das Vaudeville zur Aufführung zu bringen.

So kann kein Ganzes, das mit sicheren, festen Fugen ineinanderschliefst, zu Tage gefördert werden. Und was enthält eine solche lose Schneiderpfuscherarbeit?

Feine Zoten — sie sind die rechte Würze des Lustspiels;
Drum mit den Moden verschreibt man sie zugleich aus Paris.

Also sind und werden die Vaudevillen, die uns Herr Angely mittheilt. Nichts destoweniger sind sie klassische Produkte der königstädter Bühne zu Berlin durch lebendige Darstellung geworden; aber sie zu lesen — dazu gehört mehr als Menschengeduld; nur Verbrecher könnten zur Strafe dazu verurtheilt wer-

den. Sie könnten eine Umwandlung unserer Zuchthäuser in Lese-Institute veranlassen. —

6. Der lustige Schusterfeierabend.

Karnevalsoper von Wenzel Müller.

Wenzel Müller gehört zu den alten, aber noch nicht verschollenen deutschen Komponisten, wiewohl gar Manche ihn gern für todt und verschollen erklärten, wenn ihr desfalsiger Rechtsantrag von dem Assisengericht des Theaterpublikums für gehörig substantiirt gehalten worden. Ich wohnte einst dem lustigen Schusterfeierabend an einem Karnevalsabend bei; abgesehn davon, dafs der Theatervorhang einmal improvisirte und nicht herunterwollte, und ein erlesenes Gallerie-publikum, welches die Schuster an Lustigkeit zu überbieten strebte, einige dissonirende Solo's und starke Chöre zum Besten gab, ging Alles ohne fernere Störung. Der Text ist echt karnevalsmäfsig. Schuhmachermeister Riemann Herr .... war ein taktfester gewandter Meister, der sich durch ein tüchtiges Meisterstük qualificirt; Lieschen, Mad. .., eine solchen Vaters würdige Tochter; Karl, Herr .., ein sicherer Schwiegersohn, und Holzmann, Herr ..., ein respektabler Rich-

ter, bewährten sich sämtlich als solche. Die drei Schustergesellen arbeiteten in dem Finale des zweiten Aufzugs recht wacker, besonders der Alt- und Meistergeselle, Herr ...., jedoch mit einigem Worte.

Was sagen die kritischen Möpse zu dem Quartett im zweiten Aufzuge, ausgeführt von Lieschen, Holzmann, Karl und Hiemann? Ist das nicht ein recht freundlicher, musikalischer Mondschein? — Wir liefsen ihn zweimal scheinen, d. h. wir riefen *Dacapo*. Es ist ein nie welkendes Vergifsmeinnicht auf Wenzel Müller's Grabhügel. Doch bellt nur immerfort, hütet euch aber vor dem Sumpfe! —

7. Cardenio und Celinde.

Trauerspiel von Immermann.

Ich las entzückt sein Trauerspiel Cardenio,
Die gröfste mehr als ekelhafte Metzelung,
Die je der fette Frosch Bombast im dunstigen
Irrlichtersumpfpoetischen Wahnsinns laichete.

Der romantische Oedipus von Platen.

Immermann hat aus dem Taubenschlage seiner Fantasie abermals ein Täubchen fliegen lassen. Am Halse trägt's einen Zettel, worauf der obige Titel steht. Betrachten wir's näher! —

Cardenio, ein junger Spanier, liebt Olympia, die Schwester des Kanzlers der Universität Bologna; aber Lysander freit und ehlicht sie, und Cardenio wird bei dieser Nachricht vom Fieber befallen (S. 13.) Marcellus liebt Celinde, bringt ihr eine Serenade und gesteht dem Cardenio seine Liebe. Dieser erscheint gleichfalls in derselben Nacht vor Olympias Fenster; Olympia erscheint auf dem Balkon, und er wünscht die Lösung des Räthsels:

S. 23. Wie sie's doch möglich machte: Einen lieben,
Den Zweiten ein zu (?) ihrer Kammer lassen,
Und mit dem Dritten vor dem Altar treten,
Und Alles das in viersehn armen Tagen.

Ein Rendezvous findet im Gartenzimmer Olympia's zur Enthüllung Statt, und wir erfahren, dafs sie deshalb sich mit Lysander vermählt, um ihre Ehre und ihren Ruf zu retten, welchem dadurch, dafs man in ihrem jungfräulichen Gemache einen Mann angetroffen, eine nicht geringe *levis notae macula* angehängt worden. Sie hatte ihn indefs nicht eingelassen; denn sie sagt:

S. 30. So wahr auf Gott im Tod ich baue — nein —
Von Mannesarmen fühlt' ich mich umstricht,
Als ich das Licht gelöscht mein Lager suchte.
Ich schrie, und gleich entfloh der Ueberwält'ger.

Nach ihrer Vermälung beichtet ihr werther Ehegatte Lysander; er sei der nächtliche Frevler gewesen.

Celinde liebt Cardenio ohne seine Gegenliebe. Ein umgekehrtes Verhältnifs findet zwischen ihr und Marcellus Statt, und um den kalten Cardenio für Celinde zu gewinnen, verschreibt Tyche, eine Hexe, folgendes Zauberrecept:

S. 48. Wenn wir das Herz von jemand kriegen (!!) können,
Der dich recht zärtlich liebt, und weih' es mit Sprüchen,
Und brennen's dann zu Asche und vermischen
Die Asche mit 'nem Kuchen oder Wein
Und bringen diesen Kuchen oder Wein
Cardenio'n bei, wird er ein andrer Mensch:
Er folgt dir wie ein Pudel seinem Herrn.

Zu solchem Pudel soll nun Cardenio gezaubert werden durch das Olympien recht zärtliche liebende, mit Sprüchen geweihte, zu Asche pulverisirte, mit Kuchen resp. Wein gemischte Herz — (wenn es nach diesen chemischen Prozessen noch auf den Namen Herz Anspruch machen darf) des Johanniterritters Marcellus. Celinde träumt über Nacht von blutigen Leichen und Johanniterritterkreuzen. Das Opferlamm Marzellus macht ihr am Morgen Abschiedsbesuch, weil Soliman Malta bedroht. Celinde bittet ihn zu guter letzt, ihr doch einige Federn zu schneiden (S. 62), weil sie nur mit solchen schreiben könne, und dann nochmals wieder zu kommen. Tyche stellt sich in der Abend-

dämmerung ein; Marcellus Untergang wird umsomehr beschlossen, weil er doch (S. 77) während Frist eines halben Jahres *ad patres* fährt und zwar an der Schwindsucht, wie die alte Hexe aus seinen langen weifsen Zähnen argumentirt. Marcellus kommt; Tyche empfängt ihn, verbindet ihm die Augen, um ihn zu Celinde zu führen.

S. 81. Weil sie sich im leichten Röckchen
Nicht vor Euch sehen lassen kann.

Die blinde Kuh Marcellus wird in die Kammer gebracht; Tyche vollführt der Todesstofs; blutend erscheint Marcellus auf der Bühne und sinkt nach einem Monologe entseelt hin. Die Hexe vollzieht die Operation und holt das Herz aus seiner Brust, *NB.* sobald der Vorhang gefallen, womit der zweite Akt endet.

Im dritten Aufzuge ist dem Fräulein Celinde nichts weniger als wohl um's Herz. Tyche beruhigt sie durch eine schlechte Lüge: der Ritter sei nicht todt, sondern abgereist zu Schiffe. Dann bringt sie dem Cardenio den Marcellus Herzenstrank; er wirkt auf der Stelle, und der Zaubertrankseeher eilt — ganz Liebesflamme — nach Celinde. Bei diesem Rendezvous geht's u. a. folgendergestalt her:

Cardenio.

Holdselger Freund, liebreizender Verrath,
Dir Stelle kenn' ich, wo sich stürmen lafst
(Er küfst sie.)

Celinde.

Ein Kufs im Sturm ist nur ein halber Kufs;
Den ersten zu ergänzen, geb' ich dir!

Cardenio.

Den ganzen zu dem halben? Anderthalb,
Den Bruch zu tilgen', reich' mir deine Lippen.

Celinde.

So, Lieber, gibt es nimmer grade Rechnung.

Cardenio.

Ei — das ist Amor's Laune!

Celinde.

Bleiben wir
Denn bei dem ersten Bruch.

Wem dieses Liebeskufs-Additionsexempel nicht goutirt und in Mark und Blut aufnimmt, ist sicher ein „Taps" wie Lysander. Uberhaupt scheint es, als habe es der Dichter in dieser breitgesponnenen Scene (S. 112 bis 125) auf nichts anderes abgesehn, als ein Pendant zu Romeo's und Julia's Zusammenkunft im Garten zu liefern. Allein er hat an die Stelle der Liebesnachtigall, die in Julias Garten im Citronenbaume sang-

berische Silberakkorde singt, einen Gimpel, der im Käfig gesperrt sein gelerntes Lied: daſs du mein Schätzchen bist u. so w. abzirpt, als Repräsentanten gewählt.

Von hier an steuert der poetische Schiffer gradezu auf Todesklippen los, und das Trauerspiel steigt in blutiger Glorie empor. Marcellus Tod abgerechnet gab's in den früheren Aufzügen fast nichts als Rendezvous und Liebesabenteuer. Im fünften Akte ersticht:

1) Cardenio den Lysander;
2) Dorus, ein elender Bedienter, den Pamphilio, Cardenio's Freund;

Marcellus Geist macht der Celinde das Garaus, d. h. Schrecken tödtet sie bei seinem Anblick;

4) stöſst sich Cardenio sein Schwert in die Brust, also dem Schaffot entgehend, das seiner harrt, und
5) Tyche, die Hexe verbrennt auf dem Scheiterhaufen.

Das ist das Immermannsche Trauerspiel, worin weder Liebe noch Mord gespart worden; aber beide gehn spurlos an uns vorüber, und lassen uns kalt. Würde die Tüchtigkeit eines Trauerspiels nach dem Blute gemessen und geschätzt, was darin flieſst, wie man einen Regen einen tüchtigen nennt, der viel Wasser herabgieſst, so hat Immermann's Cardenio und Celinde gewiſs hohen Anspruch darauf; denn die sonst

üblichen Blutstropfen sind zum Rubus erhoben, d. h. zu Blutströmen. Allein die mathematische Gradation hat nichts gefrommt. Schade um den Sprach- und Bilderreichthum, womit das Stück ausstaffirt ist.

Schliefslich mufs erwähnt werden, dafs Immermann's Drama eine moderne Variation auf ein altdeutsches Thema von Andreas Gryphius, „Cardenio und Celinde oder Unglücklich Verliebte" ist, welches um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts erschien. Sonderbar, dafs der Variationenkomponist mit keiner Silbe, wie doch sonst Brauch ist, seines Thema's erwähnt. Aufserdem kommt im Stück ein ähnliches Ueberschen vor, indem Pamphylios Bemerkung über das Schicksal (Aufzug I. S. 10.) nichts weiter als Shakespearescher Geist ist, mit einem Wortwassergusse durch die Retorte getrieben. So beliebt's Herrn Immermann! —

8. Emilia Galotti.

Trauerspiel von Lessing.

Bedarf es wohl eines Wortes mehr über Emilia Galotti, die ewig Junge, nimmer alternde, wiewohl sie bereits seit einigen Jahren ihre goldene Hochzeit, ihre fünfzigjährige Verbindung mit dem deutschen Thea-

fer begangen hat, wenn gleich still, ohne Pomp und Feier, da der Ehemann alt und kalt geworden, und sich nicht freute dieses seltenen Glückes? (Das Drama ward 1772 auf der Braunschweiger Bühne zuerst gegeben). Einfach und grofs wie ihr Vater, anspruchlos und bescheiden wie er, hat sie sich viele Freunde erworben, viel Liebe gewonnen. Ein herrliches Gemälde! Jeder Charakter steht unter dem Einflusse des italiänischen Himmels, ist durch ihn bedingt vom wollustglühenden Prinzen von Guastella bis zum kalten Banditen Angelo und dem noch hälteren Höflinge, der gleifsenden Schlange Marinelli. Gräfin Orsina ist die Repräsentantin italiänischer Rach- und Eifersucht, und selbst das Miniaturbildchen des Camilla Rota mit dem Todesurtheil in der Hand ist wahr und makellos, mit psychologischem Bedacht entworfen, wiewohl es nur mit wenigen Strichen flüchtig hingehuscht scheint.

Ohne nutzlosen Wust poetischer Bilder, die dem Zahne der Zeit unterliegen und restaurirt werden müssen, ohne poetische Blumenflor, die alle Jahrzehnde neu gepflanzt werden mufs im Musengarten, weil sie verblüht und abwelkt, ohne gewaltige Lungenproben und schallende Abgänge, diese Bravourarien des Drama, welche auch wie jene beklatscht werden, hat sich Lessings Emilie Anerkennung erworben und erhalten. Mag immer ein Friedrich Schlegel das Stück einen Ein-

klumpen schelten; sein Tadel kam zu spät. Lessing's Emilie Galotti lebt in Aller Herzen, Schlegels Alarkas kaum noch im Munde eines Literarhistorikers.

9. Die beiden Galeerensclaven und die Waise und der Mörder.

Melodramen.

Nach dem Französischen, das erstere von Hell, das zweite von Castelli — da wissen die Leser genug.

Schlimmer noch ist's wie zuvor; statt Pfarrer, Kommerzienräthe,
Fähnrich's, Sekretair's oder Husarenmajor's
Wandeln Galeerensklaven einher, entweihend die Bühne;
In ihr winselnd Geheul Kettengerassel sich mischt.
Mörder und Waisen, dazu gar Stumme aus Gallien's Hauptstadt
Nisten sich bei uns ein, frech wie das Kuckuksgeschlecht
Und sie machen Kabale nicht mehr, sie leihn nicht auf Pfänder,
Wie man früher gethan, wagen den Galgen, das Beil.

Blutschuld, Ehebruch, Mord, Todsünden des Katechismus,
Surrogate sind sie jener geringen Vergehn.

Aber wozu aus Frankreich noch länger dergleichen Sächelchen holen? — Wir können sie sicherlich ebenso gut fabriziren wie Spielzeug in Fürth und Nürnberg; denn wir kennen ja das Steriotyprecept zu solchen allerliebsten rührenden Melodramen, nämlich: Nimm einen Böswicht, auch allenfalls nach Belieben zwei Schurken, welche die Gerechtigkeit noch nicht erreicht hat, oder aus ihren Mutterarmen entflohen sind, und lasse selbe freien Fuses umher wandeln; dazu als (Tugend-) Pendanten einen oder mehrere schuldlose Dulder, rein und fromm wie Lämmer, misse darunter eine Festlichkeit, sei es Hochzeit oder Geburtstag, aber Kränze und Tänze müssen dabei sein, eine Ouvertüre in Duodez, wobei Pauken und Trompeten nicht zu vergessen, einige Musikstücke dazwischen, ferner ein Rudel Polizeidiener, Gensdarmen u. dgl., dazu eine Spürnase, die den Verbrecher, den Wolf im Schaafpelz wittert; lafs dann den Schuldlosen triumphiren und den Schurken fesseln, brandmarken, köpfen oder rädern, ganz *ad libitum*, und das Melodrama ist fertig. *Probatum est!* —

So sehen wir denn Jammer und Noth, Chikane und Kabale, Verbrechen und Laster ärger und in ver-

gröfserter Potenz, als wir sie im Leben und zu Hause haben, dringen, statt uns von aller irdischen Qual und vom niederbeugenden Druck des Alltagslebens zu befreien und uns zu erheben, hier tiefer hinein, haben die nackte Natur vor Augen und Ohren, statt sie durch den Glanz der Poesie und mimischen Kunst verklärt und verherrlicht zu sehen, und kehren, nachdem das allerliebste Melodrama zu Ende gesungen, musicirt, getanzt und gesprochen ist, statt erfüllt zu sein von hohem Kunstgenufs und erhoben von wahrer Begeisterung, heim, die Tasche voll christlich-moralischer Rührung. Ausgezeichnete Charakteristik, mufste dem nach wenigstens das ersetzen, was dem Stücke an dramatischem Gehalte abgeht. Aber die Hauptrollen in den Galeerensklaven: Therese, Antonie und Francois erheben sich nicht über das Gewöhnliche; Postmeister Martin ist eine der abgenutzten Halbkarikaturen, welche man überall findet. Nur der Unbekannte, der den Galeeren entflohne Bösewicht fesselt, doch mehr durch die Art seines Erscheinens und die Verruchtheit als durch Charakteristik.

Die Fabel des zweiten Melodrama's: Waise und Mörder, ist eine gewöhnliche Mord- und Kriminalgeschichte und nebenbei ein merkwürdiges Problem für den psychischen und physischen Forscher: ein Knabe (Viktorie) verliert, überwältigt von plötzlichem Schrek-

ken über den in seiner Gegenwart verübten Mord seines Vaters die Sprache, und erhält sie wieder, als er nach Jahren des Vatermörders ansichtig wird. Fürwahr ein Sujet, einer gediegenen medicinischen Dissertation würdig! Hier ist es zum Bühnenstücke zugestutzt, und aus dem französischen Bühnenhause ist das Reislein herübergeholt, und steht nun auf dem morschen Stamme des deutschen Theaterrepertoirs — ein segensreiches Propfreis, die Theaterkasse füllend und dem weichherzigen Damenpublikum das Wasser in die Augen pumpend. Ohne wahrhaftes dramatisches Leben kriecht das Stück drei Akte hindurch über den Brettern, und hinterläßt statt eines erhebenden Totaleindruckes wenigstens die Herzensfreude, die höchstanstrengenden Gestikulationenmarter der, die stumme Waise darstellenden Schauspielerin geendet zu sehen, welche, beschränkt und bestimmt durch die Dauer der Musik, die ihr stummes Geberdenspiel nach des Komponisten despotischer Willkühr begleitet, ihr Spiel bis zum Ende des jedesmaligen Musikakkompagnements dehnen muſs. —

Unsre Nachbarn jenseits des Rheines stehen auf dem Punkte einer ruhmwürdigen Metamorphose, die Bühne zum Richtplatz und Schindanger zu graduiren, worauf Meister Hämmerling seine Kunstvirtuosität mit Galgen und Rad, Beil und Strick, Staupenschlag und Brandmark produzirt.

V.

Roswitha,

die älteste dramatische Dichterin Deutschlands.

Eine Erscheinung, merkwürdig und einzig in der Geschichte der Literatur, zumal in der der dramatischen Poesie nicht nur Deutschlands, sondern des ganzen neueren Europa's, ist Roswitha, als die erste dramatische Dichterin und Reihenführerin der neueren Dramatiker. Ihr Auftreten fällt in eine Zeit, welche abhold der Wissenschaft wie der Kunst nur unter Schwertergeklirr und Kriegssturm mit ehernem Fittig dahinrauschte über ein einförmiges kaltes Leben und rohe, ungemilderte Gefühle, Gesang und Lied wie ernstere Geistesbeschäftigung und Studium verschmähend.

Das neue Jahrhundert war in die Spuren des entschwundenen getreten. Die Kriegsdrommete rief ungestört noch immerfort zum Kampfe, und wie in jenem das (als eins der ältesten deutschen Sprachdenkmale bekannte) Siegeslied über die Normannen, welche Ludwig im Jahre 880 an der Schelde gesehla-

gen hatte, begeistert erklang, so ertönten im Laufe dieses Jahrhunderts auch nur Kriegeslieder und Siegsgesänge. Denn Otto der Grofse führte die Deutschen sieggewohnt zum Kampfe, und auf den Schlachtfeldern und Wahlstätten, geröthet vom Blute zahlloser Slaven, Dänen, Jüten und Ungarn sprofsten stets neue Heldenlorbeerreiser für ihn. War auch die Zeit thatenreich und voll Einfluss auf das äufsere Leben und die Gestaltung Deutschlands — sie war arm und unvermögend, dem innern geistigen Leben kräftige Nahrung zu reichen; denn dem stillen Feuer, welches auf dem Friedensheerde flammt, nahen die Musen, nicht aber, wo der Krieg mit glühender Fackel sengt. Es war, als wenn der wilde Sinn selbst bis in die stillen lärmlosen Zellen und Hallen der Klöster gedrungen wäre. Seit den Tönen aus Otfried's Zeit, der die Evangelien in deutsche Verse übertrug, schien auch in ihnen das höhere Streben erstorben zu sein. Und dennoch blühte in dieser Zeit Roswitha.

Roswitha war Nonne in dem Benediktinerinnenkloster zu Gandersheim, welches, wie die Abtei zu St. Gallen im Süden, hochberühmt im Norden war. Die Zeit ihrer Blüthe fällt, nicht genauer bestimmbar, zwischen 950 — 980. Ihre Herkunft liegt zum

Theil in unaufgehelltem Dunkel. Ausgemacht ist, dafs sie deutschen Ursprunges war. Schon von frühester Jugend war sie in dem Kloster zu Gandersheim, und genofs darin Unterricht, wie sie selbst in ihrem Lobgesang auf die H. Jungfrau sagt. Ebendaselbst gedenkt sie auch in dankbarer Erinnerung ihrer ersten Lehrerin, der Nonne Richardis und der Abtissin Gerberga (Garburgis, Tochter Heinrich's des Streitbaren von Baiern), indem sie sagt:

„Zuerst unterwies mich gütig und weise Richardis und neben ihr Andere; dann lehrte mich mit huldreicher Gnade die königliche Garburgis, jetzt meine Abtissin, die mich, obwohl jünger an Jahren, doch an Kenntnissen älter, wie es der Nichte des Kaisers ziemt, mit Schriftstellern bekannt machte, deren Bekanntschaft sie weisen Männern verdankte." Dreien metrischen Gedichten schickte Roswitha eine Weihe an Gerberg voll kindlichen Dankes voraus. In einer derselben singt sie:

Sei mir gegrüfst, du leuchtender Sprofs aus fürstlichem Stamme,
Gerberg, herrliche durch Weisheit und Sitte zugleich!

Nimm die Erstlinge hin, o holde freundliche Herrin!
Dir zur Säuberung schau! — bring' ich dies kleine Gedicht.
Denke der Verse Lauf, den regellosen — ich bitte,
Wie mit trefflicher Kunst selber du oftmal sie schufst.
Wohl ermüdet bist du von mancherlei Müh' und von Arbeit,
Spielend würdige drum freundlichen Blickes das Lied,
Such auch diesen Gesang — ich fleh' — vom Wuste zu säubern,
Dafs ihn ziere der Schmuck deines erhabenen Worts,
Dafs der Meisterin Lob verkünde der Schülerin Arbeit,
Und der Gebieterin hold tönen die Lieder der Magd.

Ihre dramatischen Versuche — von ihnen soll hier nur allein die Rede sein — bestehen aus sechs verschiedenen Stücken, sind in lateinischer Sprache und in Prosa geschrieben. Es sind keine Nachahmungen des Terenz — wie unkundige Literatoren sie genannt, deren Nachbeter Andere gewesen sind. Sie können auch nicht hierauf Anspruch machen, da der römische Dichter von ihr in keiner Rücksicht

erfafst worden ist, und ihre Versuche auch nicht die geringste Spur der Nachahmung an sich tragen, selbst nicht im äufseren Gewande. Sie sind in Prosa geschrieben, was um so mehr zu verwundern, da die Dichterin Kenntnifs des Metrums, Gewandheit und Geläufigkeit im Verse in einer bedeutenden Anzahl metrischer Gesänge zur Genüge gezeigt hat. Zudem sind sie keine Lustspiele, sondern dramatische Spiele, deren Stoff Legenden des Christenthums entlehnt ist. Aristoteles drei Einheiten sucht man gleichfalls umsonst darin; sie waren zum Lesen bestimmt; in welcher Absicht ergibt sich aus der Vorrede:

„Es gibt viele Gläubige, welche wegen des Schmucks der gebildeteren Sprache die Leere heidnischer Bücher dem Nutzen der heiligen Schriften vorziehen. Andere, den heiligen Schriften zugethan und des Heidenthums Bücher verschmähend, lesen doch die Gedichte des Terenz, und sich an der Anmuth und dem Liebreiz der Sprache ergötzend, beflecken sie sich mit dem schändlichen Inhalt. Deshalb unternahm ich, die starke Stimme zu Gandersheim *(clamor validus GandesAemensis)* die Nachahmung des Vielgelesenen, um durch dieselbe Art der Rede, welche Schandthaten unzüchtiger Weiber erzählt, auch die lobenswür-

Heuschheit und Sittsamkeit heiliger Jungfrauen nach meinen geringen Kräften zu feiern. Aber Abscheu erfüllt mich nicht selten und treibt das Roth auf meine Wangen, dafs ich, gezwungen durch diese Schreibart, es unternommen, der Buhlenden schändliche Thorheit und üppige Reden, vor welchen wir die Ohren verschliefsen sollen, darzustellen. Aber die Lobpreisung des Höchsten und der Ruhm der Siegenden ist um so erhabener, vor allem, wenn die weibliche Schwäche siegt, und die Kraft unterliegt."

Höchst vortheilhaft zeichnen sich jedoch Roswitha's Dramen aus durch das Freie, Ungezwungene und Geläufige des Dialogs, durch ungehemmten Flug der Begeistrung für ihren Zweck, durch wahre Auffassung und warme Darstellung der Gefühle eines Herzens, das frommgläubig, ungeblendet von falschem Scheine, nicht tappend im Zwielichte des Unglaubens und der Aufklärung, lauter und ungetrübt das Licht des Christenthums schaut, und anbetend mit bewunderndem Auge festhält. Wiewohl sie erzogen war in den beengten Mauern des Klosters, so spricht sich dennoch aus Allem eine tiefe Kenntnifs des Herzens und Geistes und Bekanntschaft mit dem Leben und Treiben der Welt aus; hier mag jedoch am mei-

sten Terenz ihr Vorbild gewesen sein. Sie war bekannt mit dem klassischen Alterthum in jener Zeit, wo Unwissenheit und Barbarei über ganz Europa ihre Herrschaft übten.

Hätte sie in deutscher Sprache gedichtet, welche grofse Erscheinung, welcher Gewinn für unsere Literatur, wenn auch ihre Dramen nicht kunst- und schulgerecht sind, des poetischen Aufschwunges und reicher Bilderfülle ermangeln. Weder Leidenschaft noch Schicksal trifft der Theoretiker Triebräder und Hebel an; das Christenthum und seine Kraft sind das Prinzip, und frommer Glaube, christliche Hingebung und starkes Vertrauen sind die Hebel. Ihre Dramen sind:

1. Gallikanus in zwei Aufzügen, gewifs das Beste unter Allen.

2. Dulcitius in einem Aufzuge enthält die Leiden und Verfolgungen der h. Jungfrauen Agathe, Chionie und Irene. Heimlich naht sich ihnen in der Stille der Nacht der Feldherr Dulcitius, wird aber beim Eintreten in ihr Gemach wahnsinnig und umarmt Töpfe und Geschirr statt ihrer. Er übergibt die Jungfrauen seinem Unterfeldherrn, sie zu strafen, der auf vielfache Weise getäuscht, endlich gebietet, Agathe

und Chionia den Flammen preiszugeben und Ire
zu erstechen.

3. Kallimachus in einem Aufzuge enthält d
Wiedererweckung der Drusiana und des Kallimachu
der für sie auch nach ihrem Tode, den Gram un
Abscheu vor unkeuscher Liebe ihr bereiteten, glüh
Zur Strafe tödtet ihn deshalb der Bifs einer Schlang
allein auf des Apostels Johannes Gebet wird er wie
der erweckt und bekehrt.

4. Abraham in einem Aufzuge enthält den Fa
und die Bekehrung der Maria, einer Nichte des Ein
siedlers Abraham.

5. Paphuntius in einem Aufzuge enthält gleich
falls die Bekehrung der Thais durch den Klausne
Paphuntius. Die Bekehrungsscene ist mit bewunderns
werther Kunst dargestellt und der Dialog besonder
ausgezeichnet.

6. Glaube, Hoffnung und Liebe ist ein al
legorisches Spiel. Sie werden als Schwestern aufge
führt, Töchter der Weisheit, welche sie zur Erdul
dung der Martern, die Kaiser Hadrian an ihnen voll
ziehen läfst, ermahnt; sie erdulden den Martertod.
Die Mutter sammelt ihre Gebeine, begräbt und stirb
selbst am Grabe ihrer Töchter.

VI.

Quellen

des Drama: Wilhelm Tell von Schiller.

(Nach Tschudi und Ettelin.)

. Der Landvogt Wolfenschiefsen und Konrad Baumgarten.

Auf's Jahr 1306, ze ingehendem Herbst reitet der Wolfenschiefsen, des Königs Amptmann uf der e Rozberg ze Unterwalden und dem Hernwald, gen elberg in das Closter, und wie er moredefs (des ren Morgens) harus fahrt, fand er eines frommen dmanns (Cunrad von Baumgarten genannt, der auf ellen safs,) Ehgemahl in einer Matten, da sie ar. et; denn Alixelien ligt nidt dem Wald an der fs gen Engelberg, nit weit entfernt hinter dem f Wolfenschiefsen uf einem Büchel. Die Frouw wunderschön, und ward der Amptmann ob ihrer önheit in bös Begierden entzündt; fragt die Frouw, ihr Ehmann wär? Die Frouw antwortet: Er wär ewandelt, und nit anheimisch. Er fragt sie wieder: an er wieder heimkommen werd? Die Frouw ver-

sach sich ihrer Person halber nüzit Arges, sondern sie besorgt, ihr Ehmann möcht etwas mifshandelt haben, dafs ihn der Amptmann strafen würd, dieweil er so genau fragt, wo er wär (denn sie erkannt sein grimmiges Gemüth); und gab Antwort: Sie achte: er werd etlich Tag usbliben; mög nit wissen, wie lang sie wuest, aber wohl, dafs er zu Holz wär, und um Mittag wieder heim kommen würd). Da der Amptmann das hört, sprach er zur Frouw: Frouw! ich will mit Euch in Euwer Hufs, hab was mit Euch zu reden. Die Frouw erschrack, dorft ihm nit widersprechen, ging mit ihm in ihr Hufs. Da begehrt er, Sie sollt ihm ein Wasserbad zubereiten, denn er wär vom Wandelen schweifsig und müd worden. Da begunt die Frouw nüzit Guts ze bedenken, wünscht in ihrem Gemüth nach ihrem Ehgemahl, dafs er bald vom Wald käme, und rüstet das Bad unwilliglich, da das Bad gemacht war, da safs der Herr darin, und wollt je, dafs die Frouw zu ihm in das Bad wär g'sessen; das war die gute Frouw zu thun nit willig, und verzog die Sach so lang sie mocht. Sie bat Gott allwegen und sin würdige Mutter, dafs sie ihr ihre Ehr behüten und beschirmen wollten, und hatte allwegen Hoffnung und Trost, ihr Mann käm bald, und

gehub sich fast übel, dafs er nit kommen wollt. Und, als Gott die Sinen, so in Nöthen ihn trüwlich anrufen, nie verliefs, also verliefs er die gute Frouw auch nit; dann in solchen ihren Nöthen und Aengsten, da kam der Mann aber by Zit; dem klagt sie mit Weinen und stillen Worten, was der Wüterich mit ihr wöllen handlen, und wie er im Bad säfse. Der Biedermann sprach: Gelobt sy Gott! min fromme Hufsfrouw, dafs er dich behütet, dafs du dein Ehr errettet hast; ich will ihm das Bad gesegnen, dafs er's keiner Frouwen mehr thut: denn wäyer ist, ich setze min Leben daran, dann dafs du mein liebes Gemahl geschmähet werdest; ging hiemit schnell in's Hufs, und schlug dem Amptmann die Axt an Kopf, dafs er des ersten Streichs starb.

2. Der Landvogt Landenberg und Heinrich vom Melchthal.

A. D. 1307 war ein frommer Landmann in Unterwalden ob dem Kernwald, der hiefs Heinrich von Melchthal und war säfshaft im selben Thal; ein wei-

ser, verständiger, ehrbarer, hablicher Mann und wohlgeachtet unter den Landlüten, auch allweg handlich daran, dafs man bi des Landes Fryheit bliben und sich vom römischen Rich nit trennen liefse; dessen war ihm Beringer von Landenberg, Landvogt über ganz Unterwalden, fiend und ufsätzig.

Dieser Melchthaler hatte schöne Ochsen, und von einer geringen Ursach wegen, die sin Sohn Arnold von Melchthal sollt übertreten haben, und in Straf gefallen sin, schickt der Landvogt sinen Diener, dafs er das schönst paar Ochsen zur Straf söllte nemmen, und ob der alt Heinrich von Melchthal darwider reden wollt, söllt er ihm sagen: Es wär des Landvogts Meinung, dafs die Puren den Pflug selbst ziehen sollen; und söllt hiemit die Ochsen nemmen und ihm bringen. Der Diener thät, wie ihm der Herr befahl. Der gut biderb Mann hat es aber nicht gern, dafs man ihm das sin mit Gewalt nahm, und meinte, sin Sohn hätt's nit verschuldet; und so der Landvogt Ansprach an ihm hät, söllt er's ihm mit Recht bewisen und dann strafen. Aber der Diener wollt die Ochsen haben, wie ihm befohlen war. Und als er diese aufband, ward des Landtmanns Sohn Arnold erzürnt, und schlug mit einem Stecken den Diener

stark uf die Hand, dafs ihm ein Finger glich brach, und floch angeez us dem Landgen Uri, da er sich bi einem siner Blutsfreunden lang Zit heimlich enthielt, in welchem Land auch Kunrad von Boumgarten ab Alzellen verborgentlich lag. Der Diener gehub sich des Streichs übel, klagt's sinem Herrn dem Landvogt; dieser liefs im gächen Zorn des Jünglings alten Vater us dem Melchthal beschicken, und den Jüngling befahl er gefänglich inzenemmen. Als aber der Jüngling nit gefunden ward, dann er vom Land entwich, kam der Vater. Der Landvogt fuhr den alten Mann mit rohen Worten an und begehrt: Er söllt ihm sinen Sohn Arnelden angeez ze Händen stellen Der gut Bidermann wusst noch selbst nit, wo der Sohn us war, und merkt wohl, wo er vorhanden wär, dafs es ihm um sin Leben ze thuen; gab Antwort: Er wüfst bi Wahrheit nit, wo er us wär; dann er ze Stund von Hus gelauten und ihm nit angezeigt, wo us er wölle. Da liefs der Landvogt dem alten Vater (der ein ehrbarer, wohlbetagter Mann war) beid Augen ausstechen; dann der Knecht hat ihm hitzig angegeben, dafs er geredt söllt haben: Er nemme ihm das Sin unbillich. Er nahm ihm auch nüzit dest minder die Ochsen ouch, und mufst dem Diener grofse Kosten geben für den Lahmschlag des Fingers Ab dieser ungebührlichen tyrannischen Handlung gewann

das Landvolk ein merklichen Unwillen. Als ouch Arnold der Sohn vernahm, wie es seinem frommen Vater gangen, klagt er's heimlich vertrauten Lüten ze Uri, und hoffet mitlersit, eins Vaters zugefügte Schmach zu rächen. Die Landlüt hielten dem Landvogt vor, es wär ihnen beschwerlich, dafs er mit dem Ihrigen also streng umgeh; der Landvogt entschuldigt sich aber mit des Königs Befelch, dessen Diener er syge.

3. Werner Stauffacher und sein Weib.

In selbigen Tagen fügt sich, dafs der Landvogt Gefsler, (als er von Uri gen Küssnacht uf sin Burg spazieren wollt) durch das Land ze Schwyz ritt, darüber er ouch Landvogt war. Nun safs zu Steinen in Schwyz ein weiser ehrbarer Mann von altem Wappensgenossen-Geschlecht, Wernher von Stoufach genannt, Rüdolphs von Stoufach seligen, so einst Landamman ze Schwyz gewesen, Sohn. Derselb Wernher hatt ze Steinen difshalb der Bruck ein schönes nüwes Hus gebuwen. Wie nun der Landvogt Gefsler zum selben Hufs kommt, und ihn der Stoufacher, der vor dem Hufs stund, fründlich empfieng und willkommt als si-

nen Herren, fragt ihn der Landvogt: Wessen dis Hufs wäre (welches er sonst wohl wusst, dann er etwa gegen andre gedrohet: Er wöllt ihm das Hufs nemmen). Der Stoufacher gedacht wohl, dafs er ihn nit in Gutem frage, und wusst wohl, dafs er ihm ufsätzig wär, von wegen dafs er allweg hantlich dawider redte, dafs man sich nit an die Fürsten von Oesterreich ergebe, sondern bim römischen Reich und alten Fryheiten bliebe; dann dieser Stoufacher hatt vielen Anhang und grofses Ansehen by den Landlüten. Also gab er dem Landvogt Antwort: Herr! das Hufs ist mines Herren des Künigs, und üwer und min Lehen. Der Landvogt sprach: Ich bin an mins Herren des Künigs Statt Regent im Land; ich will nit, dafs Puren Hüfser buwen ohn min Verwilligen; will ouch nit, dafs Ihr also fry lebet, als ob ihr selbst Herren sygend; ich wird üch's unterstohn ze wehren; und reitet hiermit fürwärts. Dise Red beschwärt den Stoufacher fast, und satzte die ze Herzen. Er war aber ein vernünftiger, verständiger Mann, hatte auch eine wyse, sinnriche Frouw, die wohl an ihm merkt, dafs er betrübt wär, und ihm etwas Schwäres anlag, das er doch nit öfnete. Nun hätt sie gern gewufst, was ihn doch gepreſst, und hub so viel an, dafs er ihr anzeigt, was Red der Landvogt mit ihm getrieben, und versach sich nichts anders, als dafs er ihm

mit der Zit sin Hufs, Herberg, Hab und Gut nemmen werd. Da sie das vernahm, sprach sie: Min lieber Ehwirt! du weifst, dafs sich menger frommer Landtmann in unserm Land ouch ab des Landvogts Wütherey klagt; so zwifl' ich nicht, dann dafs viel biderber Landlüt in Uri und Unterwalden ouch das tyrannische Joch trucke, wie man dann täglich hört, dafs sie ihr Noth klagen. Darum wär gut und vonnöthen, dafs üwer etlich, die einander vertruwen dürften, heimlich ze Rath zesammen giengen, und Nachgedenken hätten, wie ihr des muthwilligen G'walts abkommen möchtend, und einandere verhiefsend byzestahn, und by der Gerechtigkeit ze schirmen, so wurd' Uech Gott ohn Zwifel nit verlassen, und die Unbilligkeit helffen dämmen, so wir ihn von Herzen anruffen. Fragt ihn daruf: Ob er in den Ländern Uri und Unterwalden ze jemand Achtbaren Kundschaft hätt, denen er vertruwen, sin Noth klagen, und von disen Dingen mit ihnen Unterred haben dörft?

4. Wilhelm Tell und Gefsler.

Darnach am Sontag nach Othmar (war der 18., Wintermonat) gieng ein redlicher frommer Landmann von Uri, Wilhelm Tell genannt, (der auch heimlich in der Bundesgesellschaft war) ze Altorf etlichmal für den ufgehenkten Hut, und thät ihm kein Reverenz an, wie der Landvogt Gefsler gebotten hat. Das ward dem Landvogt angezeigt. Also Morndes darnach am Montag berüft er den Tellen für sich, fragt ihn trutzlich: Warum er seinen Gebotten nit gehorsam wär, und, dem Künig und Ihm zur Verachtung, dem Hut kein Reverenz bewisen hätt? Der Tell gab Antwort: Lieber Herr! es ist ungefähr und nit us Verachtung geschehen. Verziehet mir's; wär ich witzig, so hiefs ich nit der Tell. Bitt' um Gnad, es soll nit mehr geschehen. Nur war der Tell ein guter Armbrustschütz, dafs man ihn besser kum fand, und hat hübschi Kind, die ihm lieb waren. Die beschickt der Landvogt und sprach: Tell! welches unter dinen Kindern ist dir das liebst? Der Tell antwortet: Herr, sie sind mir alle glich lieb. Da sprach der Landvogt: Wohlan, Tell! du bist ein guter, verrühmbter Schütz,

als ich hör; nun wirst du die Kunst vor mir müssen bewähren, und diner Kinden einem ein Oepfel ab sinem Houpt müfsen schiefsen; darumb hab eben Acht, dafs du den Oepfel treffest: Dann triffst du ihn nicht des ersten Schuzes, so kostet es dich dein Leben. Der Tell erschrack, bat den Landvogt um Gotteswillen, dafs er ihn des Schusses erliefse; dann es unnatürlich wär, dafs er gegen sinem lieben Kind sollt schiefsen, er woll lieber sterben. Der Landvogt sprach: Das mufst du thuen, oder du und das Kind sterben.

Der Wilhelm Tell redte, was er wollt, er zwang ihn mit sinen Knechten, dafs er dem Kind den Oepfel mufst ab dem Houpt schiefsen, und leyt (legt) der Herr den Oepfel dem Kind selbst uf sin Houpt. Nun sah der Tell wohl, dafs er beherret (bemeistert) war an dem Ende; mufst thuen, was der Herr wollt. Er nahm einen Pfil, und steckt denselben hinden in sin Göller; den andren nahm er in sin Hand, und spannt damit sin Armbrust uf, bat Gott und sin würdige Mutter, dafs sie ihm Glück geben, und ihn sin Kind behüten wollen, und schofs damit dem Kind ohn allen Schaden den Oepfel ab dem Houpt. Da das ge-

schah, gefiel es dem Herrn, und lobt ihn, wie dafs er ein guter Schütz wär. Doch sprach er zum Tellen: Du wirst mir eins sagen; und fragt ihn: Was das bedeut, dafs er den ersten Pfyl hinten in das Göller gestofsen? Der Tell hätte die Sach gern zum besten beantwortet, und sprach also: Es wär der Schützen Gewohnheit.

Der Herr liefs aber nit ab, er wollt ye wissen, was Meinung er hierin gehept hab. Der Tell fürchtet sich, und besorgt, dieweil er doch also überherret war, und niemand seiner Gesellen sah, die ihm ze Hilf möchten kommen, sagt er ihm nüt fürer, dann wie zevor; und als der Herr, der dann voller böser Listen war, das merkt, verstund er gleich des Tellen Sorg, und sprach: Lieber Tell! sag mir nu fröhlich die Wahrheit, warum du den Pfyl in das Göller gestofsen; ich will dich dines Lebens sichern, und dich nit tödten. Do sprach Wilhelm Tell: Nun wolan, sydmalen ihr mich mines Lebens zugesichert habet, so will ich üch die Wahrheit sagen; und fieng an und sprach: Ich han es darum than; hätt' ich des Oepfels gefehlt, und min Kind geschossen, so wollt ich üch selbst, oder der Ueweren etlich nit gefehlt,

sunder mit dem Pfyl, so ich im Göller hat, ze todt erschossen han. Da der Herr das vernahm, sprach er: Nun wohl hin! es ist wahr, ich han dir zugeseit, ich wölle dich nit tödten; diewil, und ich aber verstan dinen bösen Willen, dafs du mir min Leben wolltest genommen han, so will ich fürbas hin sicher vor dir sin, und will dich an ein End legen, dafs du weder Sonn noch Mond niemer mehr sehen sollst. Liefs ihn fangen und hart binden, und leitten ihn die Knecht also gebunden in einen Nauwen oder Schifflein uf das hinder Gepiett, und leiten sinen Schiefszüg ze ihm, stiefsen au, und wollten wiederfahren gen Schwyz.

Also safs der Landvogt, samt den Dienern und dem gebundenen Tellen, in ein Schiff, wollt gen Brunnen fahren, und darnach den Tellen über Land durch Schwyz in sin Schlofs gen Küssnach führen, und allda in einem finstern Thurm sin Leben lassen enden. Des Tellen Schiefszüg ward im Schiff uf den Bieten oder Gransen bim Stürruder gelegt. Wie sie nun uf den See kamen, und hinuf fuhren bis an Achsen, ans Eck, da fügt Gott, dafs ein sollicher grysamer ungestümmer Sturmwind infiel, dafs sie sich

alle verwegen hatten, ärmlich ze ertrinken. Nun wär der Tell ein grofser Mann, und konnt fast wohl uf dem Wasser fahren; da sprach der Dienern einer zum Landvogt: Herr! ihr sehet üwere und unsre Noth und Gefahr unsers Lebens, darin wir stohnd, und dafs die Schiffmeister erschrocken, und des Fahrens nit wohl berichtet sind: Nun ist der Tell ein starker Mann, und kann wohl schiffen; man sollt ihn jetzt in der Noth brauchen. Der Landvogt war der Wassernoth gar erklupft (erschreckt), sprach zum Tellen: Wann du uns getruwest, us diser Gfahr ze helfen, so wölt ich dich diner Banden ledigen; der Tell gab Antwurt: Jå, Herr! ich getruwe, uns mit Gotteshilf wohl hindannen ze helfen. Also ward er ufgebunden, stund an das Stürruder, und fuhr redlich dahin; doch lugt er allweg uf den Schiefsszüg, der ze nächst bi ihm lag, und uf ein Vortheil, hinus ze springen. Und wie er kam nach (nahe) ze einer Blatten, die sidhar den Namen des Tellen Blatten bhalten, und ein hilig Hüslin dahin gebawen ist, beducht ihm, dafs er daselbst wohl hinus gespringen und entrinnen möcht; schrie den Knechten zu, dafs sie hautlich zugint, bis man für dieselb Blatten käm, denn sie hätten dann das bösist überwunden; und als er neben die Blatten kam, trucht er den hintern Gransen mit Macht (wie er dann ein starker Mann

war) uf die Blatten, erwüscht sin Schiefsrör, und sprang hinus uf die Blatten, stiefs das Schiff mit Gewalt von ihm, und liefs sie uf dem See schweben und schwenken. Der Tell aber luff Berg- und Schattenhalb (dann noch kein Schnee gefallen war) über Morgarten us, durch das Land Schwyz bis uf die Höhe an der Landstrafse zwischen Art und Küssnach, da ein hole Gafs ist und Gestüd darob; darin lag er verborgen, dann er wufst, dafs der Landvogt allda fürriten würd gen Küssnach ze siner Burg.

Der Landvogt und sin Diener kamend mit grofser Noth und Arbeit übern See gen Brunnen, ritten darnach durch Schwyzerland, und wie sie der gemelten hohlen Gafs naheten, hört er (Tell) allerlei Anschläg des Landvogts wider ihn. Er aber hatt sin Armbrust gespannen, und durchschofs den Landvogt mit einem Pfyl, dafs er ab dem Rofs fiel, und von Stund an todt war.

VII.

Bijouxkritiken.

1. E. T. A. Hoffmann's Serapionsbrüder.

Ein treffliches Panorama psychischen und physischen, äufseren und inneren Lebens, eine *camera obscura* mit Bildern aus Dichterfantasie und klarem ruhigen Anschauen, ein Zaubernetz, gewoben aus Witz, Geist und Laune.

2. L. Tieck's dramaturgische Blätter.

Ein dramaturgisches *Herbarium*, eine Sammlung getrockneter Blätter, gepflückt vom ewiggrünen Baume dramaturgischer Erkenntnifs, viele noch frisch und gut erhalten, viele farblos und zerstückelt.

3. Fr. Horn's Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit.

Ein Häringssalat ohne — Häring.

4. C. Weisflog's Phantasiestücke und Historien.

Stiller klarer Mondschein, dann und wann mit leichten Wölkchen bedeckt, angebellt von einigen kritischen Möpsen.

5. Ingemann's Abenteuer und Erzählungen in Hoffmanns Manier.

Sechs Tropfen von Hoffmann's flüchtigem Geiste, (Hoffmannstropfen) verdünnt mit zwei Maafs Ostseewasser und zersetzt mit Koppenhagener Nebel.

6. Fr. Rückert's Mahamen des Hariri.

Poetische Perlenmuscheln ohne Perlen.

7. A. W. v. Schlegels indische Bibliothek.

Ein Ariadnenknäuel im gigantischen Labyrinthe der indischen Poesie, ein Kompafs auf den tiefen Meeren der Poesie Hindostans.

8. Antisymbolik von Voss.

Ein Sonnenstral, blitzend durch die düstere Nacht mystischen Nebels, die phantastischen Meteore und Irrwische erlöschend.

9. Wolfg. Menzel's Streckverse.

Rosen mit Dornen und Dornen mit Rosen.

10. Tieck's neuere Novellen.

Feine, mit Goldfäden durchwebte Netze, um den ewig jungen heiteren Schmetterling, die Fantasie, zu fangen, Opiate, ihn einzuschläfern und dann erbar-

mungslos aufzuspiefsen, Blätter in Lafontainescher Manier mit kaltem Verstande und ruhiger Besonnenheit entworfen, *remedia probatissima*, poetischen Enthusiasmus zu vertreiben.

11. Immermann über den rasenden Ajax des Sophokles.

Ein gewaltiger kritischer Ajax, rasend wider allen unkritischen Unsinn und dramaturgische Tollhäuslerstreiche.

12. Varnhagen's biographische Denkmale.

Stattliche Statüenbilder und treffliche Mausoleen grofser Männer, mit Kunst und Geschmack aus Steinen, von fremden Händen gehauen.

13. Miltitz Orangenblüthen.

Herrlich duftende Blüten, erlesen und gepflückt von deutscher Hand in den Orangenhainen des Lan, des jenseits der Alpenhöhen.

14. .....

Ein gehaltvolles seitenreiches Buch mit der Bestimmung, zu Fidibus zerschnitten die Welt zu erleuchten und Tabacksköpfe zu entflammen.

Ardendo und Celinde von Immermann, eine alte Perücke aus dem 17. Jahrhundert, [illegible] zu einer modernen Haartour mit kühngeschwungenen, feingekräuselten, romantischen Löckchen, parfümirt mit duftender Pomade aus der Fabrick von Laugier *père et fils*, und dem Käufer als funkelnagelneue Arbeit aus den Händen des ihmer fertigen dramatischen Haarkünstlers Immermann auf den Kopf gestülpt, zu haben in der literarischen Perücken-, Locken- und Haartouren-Niederlage von Fr. Laue in Berlin.

16. Casanova's Memoiren.

Dintenklekse aus der Feder eines welschen Ueberall und Nirgends, des Tschimborasso aller Wüst- und Lüstlinge, die jemals Lust und Luft genossen unter der Sonne, die letzten Eruptionen eines ausgebrannten Wollustkraters.

17. Deutschland oder Briefe eines durch Deutschland reisenden Deutschen.

Wahrheit, Geist und Witz, von jedem 6 Drachmen, Uebertreibung 7 Drachmen, eine Unze Maulheldenthum, 4 Unzen süddeutsches Kopfliochtragen und

verächtliches Naserümpfen, 4 Gran Anekdotenstaub nebst 2 Drachmen Beimischung von sechszigjährigem Griesgram, ebenso altem Murrsinn samt einigen Schock Schwabenstreichen, übrigens eine nicht übelschmeckende Mixtur.

18. Gedichte von W. Gerhard.

Eine aus alten Zeitschriftenprovinzen und Almanachsländchen zusammengetrommelte Leipziger Reichsarmee, bunt und gemischt wie ein Häringssalat, nebst einem Hülfskorps schon früher aufmarschirter (gedruckter) anakreontischer Husaren aus Griechenland, einige Heeresabtheilungen durch Musik, andere durch taktsicheren Kamaschendienst, andere durch Nichts ausgezeichnet.

19. Sieben Mädchen in Uniform von Angely.

Ein Aergerspiel für Unterofficiere und Korporale, ein Vor- und Musterspiel für Rekruten und Landsturm.

20. Isidor und Olga von Raupach.

Ein Mosaikgemälde, kräftig und tiefergreifend, wenn gleich mit starkem Auftrag, voll Leben und Wahrheit, Fantasie und Ideen.

21. Garderobe des Horatz von Dr. Nürnberger.

Schwarzer runder Hut, Pariser Façon, das Halstuch nach Anleitung des Büchleins *Cravatiana*, rothplüschene Weste mit Sacktaschen und Kniceschöfsen aus Gottsched's Alexandriner-Zeiten, *dito* Manschetten, schwarzer Frack mit breitem Schnitt und Stahlknöpfen *ex anno* 1805, hirschlederne Postillonhose und Schuhe mit Schnallen und einem Sporn.

22. Erläuterung des Shakespeare von Dr. Fr. Horn.

Viel Altes, trocken wie Bocksleder, einiges Neue, unverdaulich wie Eselshaut, fromme Sittenpredigten, einige geistliche Betrachtungen abwechselnd mit schwachen kritischen Hornstöfsen — eine kanzeldeklamatorische-, Wort- und Sinn-klaubende breite Abendunterhaltung, gegeben im Brockhausischen Palais zu Leipzig.

23. Manfred's Gedichte.

Manch schmackhaftes, gesundes Gericht, jedoch auch manche Schüssel mit Nachtigallenragout, Veilchensalat, Mondscheingelee und Nebelkreme.

24. Die Galeerensklaven nach dem Französischen von Th. Hell.

Eine Galeere, wozu die tragische Muse verurtheilt ist, doch nicht auf Lebenszeit.

25. Gran Takanno, aus dem Spanischen von Amalie Schoppe.

Ein spanischer Mantel, von Bertuch in den siebenziger Jahren zum Pudermantel umgewandelt, jetzt an der Hamburger Doktorin zu einem Schleier zerschnitten und mit Endspitzen besetzt.

26. Die beiden Sergeanten. Nach dem Französischen von Th. Hell.

Eine Thränen- und Taschentuchs-Arkebusade nebst einem gütigen *Deus ex machina*, der in gröfster Noth am nächsten ist, ein *Memento* an das gelbe Fieber in Spanien.

27. Der goldene Topf, Mährchen von E. T. A. Hoffmann.

Das gediegenste Goldgefäfs auf der starkbesetzten deutschen Mährchentafel.

28. Göthe's Sonette.

Reimschlachtelchen ohne Fantasiegehalt, zierliche Mandelschaalen ohne Kerne, petrarkische Weisen gespielt auf einer thüringischen Fidel, poetische Nachthauben mit Reimglöcklein, der Geliebten geschenkt nach der silbernen Hochzeit, Minnegedichte ohne Minne.

29. Cabanis von W. Alexis.

Ein einnehmendes Buch, denn es nimmt fünf Bände ein. Ob es auch ebensoviele Abnehmer findet, steht zu bezweifeln; da es wenig Theilnahme, desto mehr aber Abnahme und keine Zunahme der Aufmerksamkeit erregt.

30. Göthe's Ehrentempel von H. B. Rousseau.

Ein Kranz aus fremden Steinen gereiht, worunter Edelsteine aber auch böhmische Steine und Glaskorallen, ein Gebäude aus Granitsteinen aber auch aus Sandsteinen, ein Kapellchen neben dem grofsen Riesendom, den der Meister sich selbst erbaut, viel Jahrmarktsorgelgedudel duettirend mit den gewaltigen Kirchenorgeltönen des Meisters.

31. Johannes Witt gen. von Dörring Schriften,

Reisetagebuch eines weiland demagogischen wanderuden — wenn auch nicht ewigen Juden, der viel in der Zeit gelebt, am meisten in ihrem Dunkel d. h. in Gefängnissen und Citadellen, und jetzt gleich der Eule an's Tageslicht gekommen ist, verfolgt von Steck- und Warnbriefvögeln.

32. Wahrheit aus Jean Pauls Leben.

Düstere Schattenwolken, die deutsche poetische Sonne umgebend und verhüllend, die später grofs und prächtig glänzend das neidische Dunkel durchbrochen, trübe Hiobsklagen, deren harmonieloses Gewinsel durch zahllose Dissonanzen in einen Engelharfenhymnus sich auflöste.

33. Die Bekehrten, Lustspiel von Raupach.

Eine Bekehrung der deutschen Bühnenmuse von den Affensünden, die sie durch Uebersetzung französischer Lustspielchen begangen.

34. Fr. W. Riemer's Gedichte.

Hochaufstaffirte Frisuren *à la Giraffe* mit Reimblümchen, Klingelperlen und bunten Wortbändern,

gereimte Kratzfüsse und devote Versbücklinge, Fürsten und Gräfinnen u. so w. dargebracht an festlichen Tagen, Schüsseln mit Reimpasteten, Versstorten, Stanzenwaffeln voll ungereimten Inhalts, und zuletzt ein hochpoetisches Frühstück, Diner und Souper von Unsterblichkeit, Unvergleichbarkeit, Unerreichbarkeit und Göttlichkeit in zahllosen Sonetten für Göthe's Magen.

35. Immermann's Trauerspiel in Tyrol.

Ein moderner Schillerscher Wilhelm Tell *en miniature* mit einer Büchse statt der Armbrust, einem Herzen voll Glauben an die Dreieinigkeit und Anhänglichkeit an der von Gott geordneten Obrigkeit, in Aufruhr und Empörung wider die uralten Dogmen der dramatischen drei Einheiten und die orthodoxen Satzungen des dramaturgischen Pabstes Aristoteles.

36. Peter Schlemihl von Chamisso.

Ein schattenloser Held, aber daher nur desto mehr stralend und leuchtend in echtpoetischem Glanze und hellem Fantasielichte, ein botanisirender Poet mit einer reichen Sammlung duftiger Blumen und Kräuter vom Berge Helikon in seiner Pflanzenkapsel.

37. Virgils Georgika von Dr. Nürnberger.

Nürnberger Reim-Spielzeug, geschnitzt zum Zeitvertreibe nach gethaner Arbeit, eingefrorene Posthornsfantasieen hinter dem warmen Ofen aufgethaut *à la* Münchhausen.

38. Der ewige Jude von W. Jemand.

Knoblauch statt Ambra, Gemauschel statt Gesang, falsche poetische Groschen statt echten Dichtergoldes.

39. H. Heine's Reisebilder.

Lebensreiche Bilder einer magischen Zauberlaterne in Hogarth-Callotscher Manier, hellerleuchtet von poetischem Gaslichte.

40. Memoiren des Satan von Hauff.

Blätter aus dem Tage des deutschen „armen" Teufels, niedergeschrieben von keiner mefistofelischen Feder, eine Schüssel Kalbsragout mit etwas satyrischsalzigem Beigeschmack.

41. Controverspredigt wider H. Clauren von Hauff.

Bittere Gallenausleerungen in Folge eines verlo-

reuchs Prozesses, ein vollgelaufener Schröpfkopf, von Dr. Hauff sich selbst verordnet und angesetzt.

42. Die Tochter der Luft von Raupach.

Ein Luftmeteor von spanischen ätherischen Düften und dickem Spreenebel.

43. Immermann's Prinzen von Syrakus.

Ein Lexikon von Schimpf- und Scheltwörtern *à la* Shakespeare nebst einigen Schock abgenutzter Wort- und Witzspiele in dialogischer Form, eine klappernde Vogelscheuche wider kerngesunden Witz und kräftigen Humor.

44. Turandot, Räthselalmanach von Lotz und Töpfer.

Innen und aufsen Räthsel, aber sein Erscheinen kein Räthsel in unserer räthsellustigen Zeit.

45. Irrlichter. Erzählungen von Albi.

Wirkliche Irr-Wische am Himmel der Literaturmeteore, den Leser in die Wüste Sara der Langweile verlockend, sonst harmlose Papierdruckwische.

46. Kunst und Alterthum von Göthe.

Viel Kunst und Alterthum, wenig Natur und und Jugend.

47. Der Schiffskapitain, Vaudeville nach dem Französischen von Blum.

Ein heiterer jovialer Schiffskapitain, steuernd auf der grofsen öden Wasserfläche französischer Lustspiel überschwemmung.

48. Paganini im Reisewagen etc. von G. Harrys.

Negligeescenen aus dem Leben des welschen Geigenspielertschimborasso, Darstellungen *en silhouette* des wiedererstandenen Orpheus ohne Euridice, Licht und Schattenstücke aus, ...

49. Immermann's Gedichte. Neue Folge.

Cavalcaden des Immermann'schen Pegasus *à la* Rosinante, Don Quixotescher Kampf mit den Flügeln der Reimwindmühle, Früchte vertrauten Umgangs mit der Aftermuse Dulcinea von Toboso.

50. Dessen neuer Pygmalion.

Abdrucks-Wiederdruckes nochmaliger Abdruck, dreimalaufgewärmtes Novellensüpplein.

51. Der fertige Barbier oder Selbstunterricht des Bartabnehmens.

Figaro auf Papier, ein gedruckter Cicero aller Barbiere, aber ohne Musik von Rossini.

52. Drei Tage aus dem Leben eines Spielers von Th. Hell.

Va banque, der deutschen dramatischen Muse geboten bei leerem Beutel.

53. Kotzebue's dramatischer Almanach von C. Lebrün für 1831.

Nachhall verklungener Töne schöner Lustspielzeit, Theaterfliaden *post Homeram*, taube dramatische Aehren gesammelt für deutsche Mimendreschflegel.

54. Fr. Rafsmann's Lexikon der deutschen pseudonymen Schriftsteller.

Eine scharfgeschliffene Brille, Deutschland auf die Nase gesetzt, ein gutes Mikroskop, die unbekannten, kryptogamischen Käsemilben, welche auf und in dem deutschen Literaturkäse ihr Wesen treiben, kennen zu lernen.

55. Der unterhaltende und belehrende Frauen-Anwald von Dr. Ungewitter.

Ein juristischer Blitzstral, geschleudert in die Frauenwelt, *Corpus juris en miniature* für das deutsche schöne Geschlecht, für Alte und Junge, Verlobte und Wittwen, alte Jungfern und Mütter.

56. Müchler's Anekdotenalmanach für 1832.

Neueste Waarenausstellung des alten literarischen Besenbinders, neue Besen aus alten Reisern und dürrem Holze, muffige Witze aus alten Rumpelkammern.

57. Tulifäntchen, Heldengedicht von Immermann.

Miniaturportrait eines Däumlings in grofsen Trochäen-Umrissen, reich an Versen, arm an Poesie, Kreuz- und Querzüge im Labyrinthe des Homus ohne Ariadnenknäuel.

58. Berliner Musenalmanach für 1831.

Gesangsstudien der Spreenachtigallen nebst obligatem Akkompagnement von fremden Störchen, Amseln und Gimpeln, viel Reimschnitzeleien mit einem Gubitzschen Holzschnitt.

59. Johannes Witt genannt von Dörring Fragmente.

Reisetagebuch eines demagogischen wandernden — wenn auch nicht ewigen — Juden, der viel in der Zeit gelebt, am meisten in ihrem Dunkel d. h. in Gefängnissen und Citadellen, gleich der Eule, wenn sie an's Tageslicht kommt, verfolgt von Steck- und Warnbriefvögeln, eigene Prangerausstellung und eigenhändiges Brandmark auf öffentlichem Markte.

60. Novellenkranz von Dr. Nürnberger.

Nürnberger Holzschnitzeleien zum Zeitvertreibe geschnitzt nach gethaner Arbeit, eingefrorene Posthornfantasieen, hinter dem warmen Ofen aufgethaut à *la* Münchhausen, poetische Produktionen ohne Poesie.

61. Ueber Göthe von Alfred Nikolovius. (Zweiter Theil *in spe.*)

Ein Gabelfrühstück, Diner und Souper von Unvergleichheit, Unerreichbarkeit, Unsterblichkeit, Göttlichkeit in zahllosen Schüsseln für — Göthe's Magen.

62. Kotzebue's dramatischer Almanach von Lebrün.

Nachhall verklungener Töne, Erinnerung schönerer Lustspielzeit, Theater-Iliaden *post Homerum*, taube

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK LEIPZIG

dramatische Aehren, gesammelt für deutsche Mimendreschflegel.

63. Th. Hell's dramatisches Sträuschen.

Exercitien des deutschen Bühnenexerciermeisters neugeworbene französische Mannschaft für das deutsche Bühnenspielheer durch den alten unermüdlichen Werbunterofficier, aufgelesene Brosamen von Frankreichs reichem Theatertische für die Bühnenarmenhäuser Deutschlands.

64. Politisches Taschenbuch von Witt genannt von Dörring.

Plappereien eines vielgejagten Papagai's über Bücher und Verleger, Schriftsteller und Zeitschriften, Dintenkleckse aus der Feder eines literarischen Neuigkeitskrämers *sans façon*, die deutsche Taschenbuchslesewelt in April zu schicken.

65. Die Seeräuber, Trauerspiel von Houwald.

Sächsische Seeräubereien zu Lande, gute Prise für tüchtige, dramaturgische Piraten, Häringe für den grofsen Hai der Kritik.

---

60. Der Jude von C. Spindler.

Zweite Auflage.

Ein hellleuchtendes Zauberschloss im Wunderlande der Feenkönigin Poesie, dem müden Wanderer in den Romanensteppen gleich einer mailichgrünen Oase entgegenlachend.

Ende.

[illegible]hwarze Blätter.

Mittheilungen

über

[illegible]gen, Strafrecht und Strafgerichtsverfahren

der

Gegenwart und Vorzeit.

Von

Friedrich Steinmann.

Erste Lieferung. 1843.

[illegible] Vorwort. — Der hochnothpeinliche Prozeß wider den Wieder[illegible] Johann von Leyden und seine Genossen zu Münster in [illegible] 1535 und 1536. Nach den Originalacten von G. Werner. — [illegible] urtheilt. [illegible] von Fr. Steinmann. — Der [illegible] Cotta und der Verfasser des Mefistofeles vor dem [illegible] der öffentlichen Meinung Deutschland's und vor einem Ober[illegible] Preußens. Vom Verfasser des Mefistofeles. — [illegible] Geschichte des Sturzes Albrecht's von Wallenstein, Herzogs [illegible] und seines Hochverrathsprozesses 1634. Aus dem [illegible] Kriegsrathsarchive zu Wien. — Erzählungen vom Rabensteine. [illegible] Benedix und G. Werner. — Das „Kriegsrecht mit den [illegible]" im sechszehnten Jahrhundert. — Folterprotocoll aus [illegible] 1724. — Hans M. Kohlhaas, der Landfriedensbrecher. [illegible] Herausgeber. — Criminalistische Miscellen und Curiosa.

[illegible] der schwarzen Blätter enthält 8 bis 10 Bogen. Zwei Lieferungen bilden [illegible] Theil. Der Preis jeder Lieferung beträgt 20 Neugroschen (16 gGr.).

Wesel,

bei J. Bagel.

1845.

Schwarze Blätter.

Mittheilungen

über

Verbrechen, Strafrecht und Strafgerichtsverfahren

der

Gegenwart und Vorzeit.

Von

Friedrich Steinmann.

Erster Theil. Erste Lieferung.

Wesel,

bei J. Bagel.

1843.

1843 / 2051

Vorwort.

Frankreich hat seine „Gazette des Tribunaux“ für das gröſsere Publicum; wir hatten und haben „Criminalarchive, Zeitschriften und Annalen für die Criminalrechtspflege“ u. s. w.; aber ausschlieſslich für Männer vom Fach bestimmt und daher über deren Kreis nicht hinausgehend. Die „Criminalistische Zeitung von Temme und Bonseri“, ihrer Tendenz nach noch für Sachverständige, aber auch zugleich durch ihre äuſsere Form als Zeitung auf einen gröſseren Leserkreis berechnet, ist mit dem 1. Juli 1842 nach einjährigem Bestehn wieder eingegangen.

Die „schwarzen Blätter“ haben sich die Aufgabe gestellt, als Mittheilungen über Verbrechen, Strafrecht und Strafgerichtsverfahren der Gegenwart und Vorzeit nicht allein zeitungsgemäſs über neue interessante criminalistische Fälle vollständig und nach den besten Quellen sofort zu berichten, sondern zugleich als criminalistisches Archiv oder Magazin wichtige ältere Begebnisse, welche vor Strafgerichtshöfen bereits früher verhandelt und entschieden worden, in geschichtlicher Darstellung mitzutheilen.

Ist ihre hauptsächlichste Tendenz die der Lectüre für das gröſsere Publicum, nähern sich daher die darin aufzunehmenden Criminalfälle in ihrer äuſseren Form der erzählenden Darstellung, werden manche, in das Gewand der Novelle, des Nachtstücks gekleidet, dem Leser vorgeführt, so sollen aber

auch Mittheilungen für Fach- und Sachverständige nicht fehlen, so oft sich Fälle ereignen, die wegen ihrer Bedeutung und ihres Interesses eine nähere Berücksichtigung für die criminalistische Theorie und Praxis erheischen.

Vorzugsweise wird Deutschland, nicht minder aber auch das Ausland den Stoff liefern.

Die ebenbezeichnete Tendenz werden die „schwarzen Blätter" unter nachfolgenden Rubriken zu erreichen streben. 1. Criminalgeschichten und politische Prozesse. 2. Criminalurtheile. 3. Vertheidigungsschriften. 4. Gerichtsärztliche Gutachten. 5. Abhandlungen über wichtige Fragen des Strafrechts, der Strafgesetzgebung, der Strafrechtslehre und des Strafgerichtsverfahrens. 7. Criminalstatistische Notizen. 8. Criminalistische Miscellen und Curiosa. 9. Anzeigen und Recensionen criminalistischer Schriften und Journale von allgemeinerem Interesse.

Münster im September 1842.

Friedrich Steinmann.

Der hochnothpeinliche Prozeſs gegen den Wiedertäuferkönig Johann von Leyden und seine Genossen zu Münster in Westfalen.

1533 — 1536.

Nach den vorhandenen Originalacten

von

G. Werner.

Einleitung.

Eine Erſcheinung ohne Gleichen, wie ſie ſich weder zuvor, noch nachher im deutſchen Staaten- und Völkerleben kundgegeben, war das ſchwärmeriſch-uſurpatoriſche Reich der Wiedertäufer, das im erſten Drittel des ſechszehnten Jahrhunderts durch ſtaatsgefährliche Umtriebe und revolutionaire Umwälzung des politiſchen Beſtandes der Dinge im Hochſtifte Münſter in's Leben trat. Vom Gebiete des Glaubens ganz auf das Staatsgebiet überſchweifend nahmen dieſe urplötzlich, wie ein Blitz aus heiterer Luft, hervorbrechenden fanatiſch-tollen Umgriffe die Aufmerkſamkeit des damaligen ganzen deutſchen Reichs in Anſpruch. Inmitten Deutſchland's conſtituirte ſich, gleichſam über Nacht aus dem Boden erſprießend, ein neues weltliches Reich, auf eine einzige Stadt, die Stadt Münſter, concentrirt. Die bisherige Regierungsgewalt mußte der Gewalt weichen, die ſich in orientaliſcher Pracht und Weiſe, Vielweiberei, Staats- und

Vielgütergemeinſchaft im Sinne des S. Simonismus unſerer Tage und Verbrechen und Greuel der furchtbarſten Art im Gefolge, förmlich als Macht, als Staat im Staate, als Reich im Reiche ausbildete und deren Sturz nur der vereinten Waffenmacht mehrerer Reichsfürſten in Verbindung mit den militairiſchen Kräften des ſeines fürſtlichen Stuhles entſetzten und aus ſeiner Reſidenz vertriebenen Fürſtbiſchofs von Münſter nach langer Belagerung der Stadt gelang. Der in der Geſchichte beiſpielloſen Herrſchafts- und Reichsephemere ward dadurch ein ſchnelles Ziel geſetzt, die von der Wiedertäuferrotte beſetzte Stadt mit Feuer und Schwert wieder erobert, die Häuptlinge des Regiments, der „König des neuen Zions“ an der Spitze, gefangen und zur Haft gebracht, ihnen der peinliche Prozeß gemacht, der mit dem grauſen, auf öffentlichem Markte executirten Urtheilsſpruche endete:

„Daß den Inhaftirten Johann Bokelſohn, Bernhard Knipperdolling und Bernhard Krechting zur wohlverdienten Strafe und anderen zum abſcheulichen Beiſpiel alles Fleiſch mit glühenden Zangen vom Gebein ſoll abgeriſſen werden, demnächſt die Gurgel und das Herz mit einem glühenden Eiſen durchſtochen und ihre todten Leiber in eiſerne Körbe eingeſchloſſen an Lambertithurm ſollen gehangen werden.“

Die Verbrechen, welche ſich „in peinlicher Special-Inquiſition hochfürſtlich Münſteriſchen Land-Fiſci“ wider die drei Verurtheilten herausgeſtellt, geben die kurzgefaßten Gründe des grauſamen Strafurtheils mit den Worten an, „daß bei der Gerichtshandlung geſtanden und bewieſen, daß jetzt gemeldete Angeklagte eine neue boshafte, viehiſche und im Reich nicht erduldete Religion in dieſer Stadt (Münſter) eingeführt, die heiligen Bilder zerſtöret, Sakramente vermehrt und dabei mit Gewalt den armen Unterthanen unter dem Schein der Tugend, alles gemein zu haben, das Ihrige abgenommen, auch viele nackend und bloß aus der Stadt vertrieben, das gemeine Volk wider Eid und Pflicht von dem Gehorſam gegen ihren Herrn abgeleitet und zur Rebellion aufgewiegelt, wodurch viel unſchuldig Blut vergoſſen, auch Johann Bokelſohn ſich ſelbſt wider die Reichsgeſetze durch ſeine Anhänger zum König gemacht und viele Menſchen unſchuldig und grauſam getödtet, viele unzüchtige Laſter geübet, welche Sachen weltkundig ſeien.“

So endete ſchrecklich dieſes ſchreckliche ephemere Reich. Um indeß den wider die Häuptlinge dieſes Wiedertäuferthums geführten Criminalprozeß gehörig zu würdigen, iſt es erforderlich, der Geſchichte und Darſtellung deſſelben voranzuſtellen eine

Hiſtoriſche Ueberſicht.

Das Wiedertäuferthum. Die drei Hauptlehren deſſelben. Ausartung in fanatiſche Schwärmerei.

Die Reformation hatte in ihren beiden Bekenntniſſen, dem lutheriſchen und reformirten, eine Menge Secten zur Folge, hervorgerufen durch das einem Jeden geſtattete eigne Leſen der bibliſchen Bücher. Eine der früheſten Secten, welche noch vor Trennung der beiden evangeliſchen Bekenntniſſe auftrat, war die der ſ. g. Wiedertäufer, welche nach buchſtäblichem Verſtändniſſe der Bibelſtelle: wer nicht glaubt und getauft wird u. ſ. w., die Kindertaufe verwarfen, nur Erwachſene, welche in die Lehren des Chriſtenthums eingeweiht waren und „glaubten", des Sacraments der Taufe fähig achteten, und jeden ihrer Lehre huldigenden Chriſten deshalb wiedertauften, woher ihnen der Name: Wiedertäufer beigelegt ward. Neben dieſer Verwerfung der Kindertaufe betrafen ihre Hauptunterſcheidungslehren die Lehre von der Rechtfertigung und das rechte Verſtändniß der heiligen Schrift. Es iſt hier nicht der Ort, ſelbe ausführlich zu entwickeln; es gilt vielmehr einzig und allein der Darſtellung der Erſcheinungen im Wiedertäuferthum, ſoweit ſie, über die theologiſchen Beſtrebungen und Prinzipien hinausgehend, eine für die beſtehenden ſtaatlichen Verhältniſſen und Zuſtände des deutſchen Reiches gefährliche und verderbliche Bedeutung gewannen, die in der Stadt Münſter ihren Höhepunkt erreichte, das Einſchreiten der weltlichen Obrigkeit erheiſchte, und ſelbſt vereinigte Heeresmacht zur Unterdrückung fräflichen Aufruhrs und beiſpielloſer Uſurpation herbeirief.

Die Stadt Zwickau war es, woſelbſt das Wiedertäuferthum zuerſt in fanatiſche Schwärmerei ausartete. An der Spitze ſtand dort Nicolaus Storch, ein Tuchmacher; Marcus Stübner, Martin Hellner und Thomas Münzer, Seelſorger zu Alſtädt, waren noch unſeligere Apoſtel dieſer Neulehre, erſtere durch das Wort, letzterer aber durch das Schwert. Gemäß ſeinem Streben war der Ausbruch des Bauernkrieges in Franken; an der Spitze eines bewaffneten Haufens brach er den Landfrieden, bei Frankenhauſen ſtand die Landfriedensbrecherrotte 8000 Mann ſtark. Der Kurfürſt Johann von Sachſen und Landgraf Philipp von Heſſen ſchlugen ſie im Verein mit Herzog Georg von Sachſen und Herzog Heinrich von Sachſen. Münzer ward gefangen und mit 25 Aufruhrsgenoſſen enthauptet.

Nikolsburg in Oeſterreich ward der zweite Heerd der gefährlichen Schwärmereien, und es fehlte wenig, ſo wäre dort ſchon ein früheres „Reich Zion" entſtanden, wie 1535 zu Münſter. Dorthin kam Baltha-

ſar Hubmayer von Friedberg, einer der Zwickauer Schwärmer, „die Chriſti weltliches Reich wiederherſtellen, alle Fürſten und böſen Obrigkeiten erſchlagen wollten.“ Der von Waldshut vertriebene Hubmayer fand bei den Herren Leonhardt und Hans von Lichtenſtein zu Nikolsburg eine Zufluchtsſtätte. Er brachte ſeine eigne Buchdruckerei mit dorthin und förderte dort ſeine Schriften, „vom Widertauf“ wider Ulrich Zwingli und „vom Rachtmahl“ gegen Luther. Als aber der Kurs der wilden Secten-geiſter von Nikolsburg aus, (das ſie Emaus nannten, und wo ihrer über 10.000 zuſammenſtrömten, ſo daß faſt kein Unterkommen zu finden war,) bis tief in Oeſterreich fraß, nöthigte Ferdinand I. die Herren von Lichtenſtein, den Hubmayer und ſein Weib in Feſſeln nach Wien zu liefern. Nachdem Hubmayer längere Zeit im Kärnthnerthurm gelegen, befahl Ferdinand, ihn nach dem Schloſſe Greifenſtein abzuführen. Eine Schlange, die er gezähmt, war ſeine einzige Freundin und Genoſſin in der Kerkernacht. Alle Verſuche von Gottesgelehrten, ihn zum Widerruf zu bewegen, waren vergeblich, er ſtarb am 10. März 1528 zu Wien in den Flammen des Scheiterhaufens. In freudiger Verzückung wandte er ſich an „das Lamm Gottes, welches hinnimmt die Sünden der Welt,“ flehte laut und männlich zur göttlichen Barmherzigkeit um Geduld in ſeiner großen Marter“ und entlockte durch ſeinen Heldenmuth heiße Thränen und eine höchſt gefährliche Begeiſterung. Wenige Tage darauf ward auch ſein Weib, die ihm noch beim Abſchiede zur Standhaftigkeit „im Namen des Lammes“ ermunterte, mit einem Stein am Halſe über die Brücke in die Donau geſtürzt. Ein Schuſter und ein Bauer, ſeine eifrigſten Anhänger, endeten an der Stätte ſeines Todes auf dem Scheiterhaufen; mitten durch Rauch und Feuer hörte man ihren wiedertäuferiſchen Geſang: „Komm, heiliger Geiſt!“ Am verderblichſten trieb aber der Wiedertäufer-Fanatismus *) zu Münſter und äußerte ſich auf beiſpiellos ſchreckliche Weiſe.

Der Wiedertäufer Reich und Regiment zu Münſter.

Mit dem grauſenhaften Ende des Bauernkrieges war der Fanatismus noch nicht vertilgt und zu Grabe getragen; nur auf kurze Zeit unter der Aſche glimmend lohte er alsbald wieder in lichter Glut auf, verderbenträchtig und zerſtörend; in dem Treiben der **Wiedertäufer zu Münſter in Weſtfalen**, worin ſich „die gegen alle Staaten- und Kirchenregierung gerichtete Zerſtörungswuth recht ſyſtematiſch entwickelt hat.“ Zum Glück für Deutſchland beſchränkten ſich die Grauſen und Schrecken dieſes zügelloſen Regiments nur auf einen kleinen Raum, nicht wie der

*) Hormayer, Geſchichte Wiens. Band 4. Seite 171 — 72.

Bauernkrieg über einen großen Theil des deutschen Erde verbreitet. — Und welches sind die Ursachen, daß grade Münster das Unglück der Schauplatzes dieser wiedertäuferischen Raserei getroffen? Eine dieser Ursachen gibt richtig ein Geschichtskundiger an *), wenn er sagt: „Es ist gewiß, daß der an diesem Orte damals herrschende Volksgeist die Fortschritte der Wiedertäufer sehr begünstigen mußte. Mehr als in den meisten anderen, unter geistlicher Landeshoheit stehenden Städten hatte hier der Zwiespalt zwischen der Bürgerschaft und dem Landesherrn (dem jedesmaligen vom Domcapitel gewählten Bischofe), und der übrigen Geistlichkeit, besonders dem Domcapitel in langer Dauer und heftiger Erbitterung tiefe Wurzel geschlagen. Mit dem Domcapitel war die Stadt in der Regel nur dann einig, wenn dieses eben mit dem Bischof entzweit war, und mit der secundairen Geistlichkeit lebte sie fast immerwährend in Streitigkeiten mancherlei Art. Als nun die Reformation sich in Deutschland immer mehr verbreitete, war es kein Wunder, daß man die von ihr ausgehenden Bewegungen in Münster nur als eine Gelegenheit betrachtete, sich der geistlichen Oberherrschaft mit allem, was davon abhing, um so sicherer zu entziehen. Schon die erste dahin abzielende und bedeutungsvoll genug mit dem Bauernkriege gleichzeitige Bewegung zeigte, daß man das Wort Gottes nur zum Vorwande gebrauchte, um die Forderungen blinder Wuth und rohen Eigennutzes durchzusetzen; man wüthete zuerst am meisten gegen die unschuldigen Fraterherren, und so ging es hinüber weiter vom Anfang bis zu Ende in wüstem Saus und Braus und heilloser Verwirrung, während in anderen Städten bei der ersten Einführung der Reformation man die höhere Bedeutung derselben im Auge behielt und die sittliche Würde, die man ihr schuldig war, nie ganz vergessend, nach unruhigen Auftritten bald wieder zur klaren Besonnenheit zurückkehrte. — Dieser Oppositionsgeist der Münsterischen Bürgerschaft gegen ihren Landesherrn zeigte sich auch noch später im Jahr 1659 und trat in offene Gewalt u. a. gegen den kriegerischen Bischof **Christoph Bernard von Galen**, der zu gleicher Zeit Helm und Bischofsmütze, Schwert und Bischofsstab trug, und nur mit Waffengewalt nach längerer Belagerung und Einäscherung der Stadt Ruhe und Ordnung wiederherzustellen vermochte, die er durch maßlose Eingriffe in die Rechte der Stadt gestört hatte.

---

*) H. A. Erhard, Vorsteher des westfälischen Archivs zu Münster, in seiner Rede über den geschichtlichen Standpunkt der Volksempörungen zur Zeit der Reformation in der Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde. I. Heft 22.

Die zweite und Hauptursache war aber, daß den Wiedertäufern, welche überall in ganz Deutschland außer dem Religionsfrieden standen, nirgend geduldet im ganzen Reiche, durch strenge Reichs- und Landesgesetze für rechtlos und außer dem Gesetze stehend erklärt, dem Henkerschwerte und dem Scheiterhaufen allüberall verfallen, verfolgt, verurtheilt und dem Tode geopfert, hier in Münster zuerst freie Ausübung ihres Glaubens gewährt ward, in Folge eines zwischen ihnen und dem Rath und der Bürgerschaft der Stadt am 8. Februar 1534 geschlossenen Vergleiches, welcher ihnen gleiche Rechte mit den katholischen und evangelischen Bewohner der Stadt zusicherte. Diese gestattete Religionsfreiheit hatte die Einwanderung einer großen Zahl von Wiedertaufgläubigen aus ganz Deutschland zur Folge. Münster ward das Asyl des deutschen Wiedertäuferthums, und weil die Stadt die erste deutsche Stadt von Bedeutung auf der wegen Handels und Verkehrs sehr belebten Straße von den Niederlanden in's deutsche Reich war, so galt Münster als nächstes Ziel der von dorther einwandernden Holländer, unter denen die Wiedertäuferlehre gleichfalls in vielen Gegenden Wurzeln geschlagen hatte *).

Es liegt außer dem Zwecke dieser Mittheilung, den Ursprung und die Fortbildung des Wiedertäuferthums und seine Verbreitung durch Deutschland darzulegen, da sie sich nur auf die wiedertäuferischen Bewegungen und Gründung des Wiedertäuferreiches zu Münster beschränken soll. Melchior Hofmann aus Schwaben, ein Kürschner seines Gewerbes, hatte sich zu Straßburg durch seine Reden und Schriften einen großen Anhang verschafft und sich zum Wiedertäuferhäuptling emporgeschwungen. Johann Tripmaker und Johann Matthiesen, ein Bäcker aus Harlem waren u. a. seine Jünger; ersterer predigte zu Amsterdam die Wiedertäuferlehre und taufte; er ward verhaftet und mit 6 seiner Genossen im Haag hingerichtet; und als auch Hofmann im Kerker zu Straßburg schmachtete, warf sich Matthiesen zum Oberhaupte auf, und sandte 12 Apostel aus, von denen zwei sich Münster ausersahen und daselbst eintrafen; später kam auch Matthiesen selbst dahin. Von den evangelischen Predigern der Stadt huldigten bereits mehrere den Lehren des Wiedertäuferthums, namentlich Stapreda aus Moers, Kloyries, früher Capellan zu Büderich, vor Allen aber Bernard Rothmann, der noch im Jahre zuvor (1532) gegen die Wiedertäufer kämpfte, jetzt aber ihr eifrigster Wortführer und Verbreiter ihrer Lehren war. Der Rath der Stadt sah

*) Auch in der Mark Brandenburg erlangten sie unter Herzog Albrecht fast zu gleicher Zeit freie Religionsübung. Vergl. Barzky's preußische Geschichte. Theil IV. S. 219. Banke a. a. O. III. S. 545.

ſah bei der immer fortſchreitenden Ausbreitung der Wiedertäuferlehre veranlaßt, am 7. und 8. Auguſt 1533 eine Disputation zwiſchen Rothmann und ſeinen Anhängern und den noch der lutheriſchen Lehre zugethanen Theologen der Stadt zu veranſtalten, in Folge deren den Sectirern alles Predigen verboten ward. Rothmann breitete nun ſeine Lehren insgeheim durch Wort und Schrift aus; ſeine Anhänger nahmen von Tag zu Tag zu. Durch zahlreiche Einwanderungen der Wiedertäufer wuchſen Zahl und Macht derſelben in der Stadt, und im Januar 1534 wanderten der Schneider und Schenkwirth Johann Bockelſohn aus Leiden und Gerhard vom Kloſter ein. Jetzt nahm der Fanatismus in ſeiner verderblichſten Geſtalt ſeinen Anfang, und die Stadt Münſter war bald der Schauplatz der tollſten Ausſchweifungen. Auf die von Rothmann verfaßten Einladungsſchreiben an alle Anhänger der Secte in den benachbarten Städten ſtrömten fortwährend eine große Zahl in die Stadt, während die Auswanderung oder Vertreibung der beſſeren und wohlhabenden Bürger ſtattfand. Knipperdolling und Kippenbrock wurden am 24. Februar 1534 zu Bürgermeiſtern gewählt, und jetzt begann die Raſerei. Der Dom ward geplündert und verwüſtet, alle Werke der Kunſt vernichtet, die Dombibliothek verbrannt. Rothmann wiedertaufte auf dem Rathhauſe; auf Matthiſens Anordnung wurde alle fahrende Habe der Vertriebenen zuſammengebracht und zur Verwaltung dieſes der Gemeinde angefallenen Gutes ſieben Aufſeher beſtellt; auch die Glieder der Wiedertäuferſecte mußten ihr bewegliches Eigenthum zum gemeinſamen Gebrauch hergeben. Eine gewiſſe Seitenſtrenge und Entſagung der Welt wurden als Zeichen der Wiedergeburt zur Schau getragen, alle muſikaliſche Inſtrumente, Würfel, Becher und Spielkarten als Werkzeuge eitler Ergötzung vernichtet, alle Bücher außer der Bibel als unnütz auf dem Domplatz zuſammengebracht und den Flammen übergeben.

Ueber den Verlauf dieſer merkwürdigen Erſcheinung, zu der man wegen ähnlich nach einem Seitenbilde ſich in der Geſchichte aller Zeiten und Völker umſieht, folgen wir dem Zeugniſſe des jenem Ereigniſſe ganz nachſtehenden Zeitgenoſſen Johann Corvinus, der zugleich mit A. Krymus — beide evangeliſche Theologen — von dem Landgrafen Philipp von Heſſen nach Münſter geſandt worden war. Sein Bericht an Spalatin über das Treiben der Wiedertäufer in Münſter lautet alſo:

Der Stifter aller dieſer Uebel war ein gewiſſer Nulle, (vormals Franziskaner Mönch zu Harlem, und von dorthin in Münſter eingewandert), ganz zum Umſturz aller politiſchen Verhältniſſe und zur Untreue geboren. Sein Nachfolger war Rothmann, gleich aufrühreriſch, gleich boshaft, gleich treulos. Ihm zur Seite ſtand Knipperdolling. Zuerſt

begann Rothmann in heimlichen Zusammenkünften das Gift der Wiedertäuferei auszusäen, denn, als er alle Uebelgesinnten um sich versammelt, und sich gegen den Angriff seiner Gegner gesichert sah, begann er öffentlich sich zur Wiedertäuferei zu bekennen und Empörung zu stiften. Kaum ist es beschreiblich, wie oft man darauf auf dem Markt zusammenlief, wie oft man zu den Waffen rief, wie oft man die Stimme der Empörer vernahm, zur Buße ermahnend, wenn man nicht anders den herannahenden Gerichtstag des Herrn empfinden wollte. Weder die Dazwischenkunft der Abgesandten des Landgrafen von Hessen, die schon früher den Zwist zwischen Bischof und Stadt beigelegt, noch Vermittlungen anderer Städte vermochten der Raserei zu steuern. Nun erstanden Propheten. Die Guten wurden aus der Stadt vertrieben, fremdes Gut geplündert und überhaupt so verfahren, daß kaum ein Türke, so unmenschlich und barbarisch er auch wäre, solches in seinem Lande geduldet hätte. Da alle Hoffnung schwand, daß man wieder zu sich selbst käme, so begann die Belagerung der Stadt, (durch den Fürstbischof im Verein mit den benachbarten Reichsständen Cleve, Köln, Landgraf Philipp von Hessen, dem Grafen von Bentheim und Lippe,) und da man zwei bis drei Mal erfolglos einen Sturm versucht hatte und die Stadt durch rings umher angelegte Bollwerke völlig eingeschlossen ward, wagten die Wiedertäufer, aufgeblasen durch den Sieg, neue Unthat. Man rief einen König des neuen Reiches Zion, dem man die Obergewalt anvertraute, in der Person des Johann von Leyden aus. Er sagte mir selbst *), er sei von einem Propheten, dem Gott die Sache in einer Vision offenbart hatte, zu dieser Würde erhoben. Kaum war er gewählt, so richtete er Alles um sich her nach Königssitte ein. Er trug eine Krone und königliches Diadem und ritt mit goldnen Sporen durch die Stadt **). Ging er zu Fuß, so gingen außer einem Haufen von Trabanten zwei Knaben vor ihm her, deren einer ein Schwerdt, der andere das alte Testament trug. Seinen Hof hatte er mit Hofämtern also eingerichtet, daß er es, wäre er ein geborner König gewesen, nicht besser gekonnt hätte. Ja er war im Ersinnen

*) Corvinus hatte später, als der König gefangen genommen, zugleich mit Kymeus eine Unterredung mit ihm.

**) Zwei mit Juwelen besetzte, goldene Kronen ließ er fertigen, eine kostbare Halskette, woran eine goldene, von zwei Schwertern durchstochene Weltkugel mit der Inschrift: Ein König der Gerechtigkeit über alle. Sein Siegelring führte die Worte:

De König in den nyen Tempel
Foerel dit vor ein Exempel.

Auch Gold- und Silbermünzen wurden geprägt.

beſſen, was zum königlichen Pompe gehört, ein wahrer Tauſendkünſtler, dazu in ſeiner Mutterſprache beredt, liſtig, trügeriſch und gewandt, gleich einer Schlange.

In Folge der eingeführten Vielweiberei hatte der König einen Harem von 17 der ſchönſten jungen Dirnen der Stadt. Die Stelle der eigentlichen Königin nahm Divara, die Wittwe des vor dem Feinde gefallenen Propheten Matthieſen aus Harlem ein. Dreimal wöchentlich hielt der König auf dem Markt öffentlich Gericht, angethan mit ſeinem königlichen Schmucke, auf prächtigem Throne ſitzend. Er ließ Münzen von Gold und Silber ſchlagen und gründete eine Verfaſſung, welche ſich aus der auf uns gekommenen „Einrichtung der weltlichen Regierung in der Stadt Münſter, ſo wie ſie von den zwölf Aelteſten eingeführt im Jahre 1535“ ergibt. Sie lautet alſo:

Die Aelteſten der Gemeinde Chriſti in der Stadt Münſter, welche durch die Gnade des allerhöchſten und allmächtigen Gottes dazu ſind berufen und verordnet, verlangen, daß die folgenden Stücke von jedem Iſraeliten und Einwohner des Hauſes Gottes ſollen beobachtet werden.

1. Allem, was die h. Schrift ge- oder verbietet, ſoll ein jeder Iſraelit bei unvermeidlicher Strafe nachkommen.

2. Ein jeglicher ſoll ſeinen Beruf fleißig abwarten, Gott fürchten und die Obrigkeit, ſo von ihm geſetzt iſt. Denn ſie trägt das Schwert nicht umſonſt, ſondern ſie iſt eine Rächerin der Uebelthaten.

3. Ein jeglicher Aelteſter kann des andern Hülfe, um ſeine Befehle auszuführen, zur Hand nehmen.

4. Diejenigen Aelteſten, welche die Aufſicht über die Tag- und Nachtwachen haben, ſollen dieſelbige ganz genau unter ihren Augen haben, damit durch deren Nachläſſigkeit dem gemeinen Beſten kein Schade zuwachſe.

5. Ueberdies ſoll einer der Aelteſten alle Nacht mit einigen gewehrführenden Männern die Wachten, ſo auf den Wällen, Mauern und an den Thoren ihre Poſten haben, viſitiren, damit ſie ihren Dienſt ordentlich verrichten und Gott mit ihnen wache.

6. Alle Tage, Vormittags von ſieben bis neun, und Nachmittags von zwei bis vier Uhr, ſollen ſechs Aelteſten im Gericht und an dem Ort, welcher dazu angewieſen iſt, beiſammen ſitzen und alle Streitigkeiten durch ihre Rathſchlüſſe ſchlichten.

7. Alles, was die Aelteſten, nach ihrer gemeinſchaftlichen Ueberlegung, in dieſem neuen Iſrael vor gut befunden haben, ſoll der Prophet Johann von Leyden, als ein treuer Diener des allerhöchſten und des geheiligten Stadtrathes, hernach der Gemeinde Chriſti und der ganzen iſraelitiſchen Verſammlung ankündigen und vortragen.

8. Damit auch unter den aufrichtigen Israeliten, in denen kein Falsch ist, kein offenbares Verbrechen, so mit dem Worte Gottes streitet, geduldet werde, und damit ein jeder Lasterhafte und Uebertreter, der in einem offenbaren Laster ertappt wird, billig möge gestrafet werden, so soll Bernhard Knipperdolling, welcher das Schwert führet, denselben seines begangenen Verbrechens wegen strafen. Wäre aber der Uebertreter nicht in dem offenbaren Verbrechen ertappt worden, so soll durch den Knipperdolling die Sache den Aeltesten vorgetragen, und ihrem darüber gefaßten Rathschluß so gefolgt werden, daß alles Böse aus Israel ausgetilgt werde. Damit aber der Knipperdolling sein Amt und seine Geschäfte desto sicherer und ohne Hinderung verrichten möge, so soll er jedesmal vier Trabanten bei sich haben, wenn er ausgehet.

9. Auf daß auch in Verwaltung des Essens und Trinkens die gehörige Ordnung in Acht genommen werde, so sollen nicht allein diejenigen, welche solches reichen, in Acht nehmen, und den Brüdern und Schwestern alle Tage geben, was sie bisher bekommen haben, sondern es sollen auch die Brüder und Schwestern jedesmal an ihren besondern Tischen und auf ihren abgesonderten Plätzen ganz bescheiden und mit gehöriger Schamhaftigkeit sitzen, und keine andere Speisen nach ihrem Wohlgefallen, als diejenige, so aufgetragen worden, fordern. (Sie hatten aber vor einem jeden Thor ein besonderes Haus, in welchem diejenigen, so für die Festungswerke Sorge tragen, zu gehöriger Zeit gespeiset wurden, und solches waren sowol Weiber als Männer, welche, ohne ein einziges Wort zu reden, am Tische saßen und aßen, einer aber unter ihnen las bei dem Essen aus dem alten Testamente etwas vor.)

10. Diejenigen, so des Tages über die Wache halten, sollen alsdann erst speisen, wenn die Uebrigen auseinander gegangen sind, auf daß die nöthigen Wachen nicht verabsäumt werden.

11. Es soll Niemand der Fischerei abwarten, als die Fischermeister Christian Kerkrink und Hermann Redecker nebst ihren Knechten, welche auch die Fische, wenn es nöthig ist, den Kranken und Schwangern nicht abschlagen sollen.

12. Es soll Niemand als Bernhard Böntrup und Gerhard Prüssen die Erlaubniß haben, zu schlachten und Fleisch feil zu haben, auf daß es zu gehöriger Zeit an frischem Fleisch nicht fehlen möge.

13. Hermann Tornate und Johann Redecker mit ihren sechs Schuhknechten sollen für das neue Israel die Schuhe machen.

14. Die Eisenschmiede Johann Balk, Henrich Stolte, Konrad Potthoff, Hermann Berninck und Arnold Reidtländt

sollen für Jedermann arbeiten; aber Mollenhecke und Steinkemy sollen für Niemand anders Eisenwerke verfertigen, als für den Stadtrath.

15. Johann Coesfeld und seine Gesellen sollen eiserne Schlüssel verfertigen.

16. Bernhard von Moer, Blandorp, Henrich Edelbloit und Johann Northoff sollen dem Schneiderhandwerke vorstehen, und Sorge tragen, daß keine neue und veränderte Moden in Ansehung der Kleider eingeführet werden.

17. Es soll Niemand zerrissene und zerlumpte Kleider tragen.

18. Der Aeltesten Rathschlüsse, Ueberlegungen und Geheimnisse, sowol in Stadt- als Privatsachen, sollen von Henrich Krechtingk, als dazu bestimmten Gerichtschreiber, fleißig aufgezeichnet werden.

19. Damit auch an dem Geschütze und Kanonen nichts verabsäumt werde, soll dem Henrich Möllenhecke und dem Bernhard Panicide die Aufsicht darüber anbefohlen sein.

20. Die Weine und andere starke Getränke, so zum Nutzen der Kranken und anderer mit Schmerzen beladenen Personen gebraucht werden, soll Stephan Kupperschlager unter seiner Aufsicht haben und darüber Rechnung führen.

21. Damit auch das gemünzte sowol, als das ungemünzte Gold und Silber gehörig und wohl angewendet werde, so sollen Magnus Köhuß, Conrad Krüse, Gerhard Reinink und Lukas Grüter alle Sorge tragen, daß nichts unnöthig ausgegeben, sondern alles nach dem Gutbefinden der Aeltesten und zum allgemeinen Besten möge verwendet werden.

22. Die Gerber Andres und Hermann Ribbert sollen in dieser heiligen Stadt ihren Fleiß auf das Lederbereiten und auf alles dasjenige anwenden, was zum Schuhmacherhandwerk erfordert wird.

23. Eberhard Fellen und Johann Krechtingk sind die Pferdärzte, und sollen bei den Stadtpferden vornehmlich dahin sehen, daß das Futter nicht unnütz verbraucht werde.

24. Die öffentlichen Festungswerke entweder zu unterhalten oder aufs neue anzulegen, sollen Gerhard Kibbenbroick, Christian Wördemann, Johann von Deventer und Johann von Ulde Sorge tragen; jedoch sollen sie ohne Gutbefinden der Aeltesten keine dergleichen aufführen.

25. Dem Johann Krechtingk wird aufgetragen, allen Rübsamen, den er in der Stadt finden wird, auf die Meinershagische Oelmühle zu schaffen und das daraus geschlagene Oel zu verwahren, damit es zu dem nöthigen Gebrauch möge aufbehalten werden.

26. Die Gewürze und Kuchen sollen in ein Haus zusammen getragen und hernach von Bernhard Mennecke richtig und wohl ausgetheilet werden.

27. Die Aeltesten werden durch Gottes Gnade Sorge tragen, daß das gemeine Bürn keinen Schaden leide, so oft Bier und Brod nöthig sein wird.

28. So oft die Thürme aufgerissen werden müssen, soll Theodorich Schlossen zur Herbeischaffung der Erde [illegible] und vierspännige Wagen machen lassen. Eben derselbe soll auch befehlen, daß das Kupfer, Blei und Zinn, so von den abgerissenen Thürmen losgerissen ist, auf abgesonderte und von einander wohl unterschiedene Haufen zusammen gefahren werde.

29. Wenn ein Fremder und der unserer Religion nicht zugethan ist, er mag ein Bruder oder ein Mitbürger aus derselben Lande, oder ein Bekannter sein, in diese unsere heilige Stadt sich begeben will: so soll dem Schwertführer Knipperdolling aufgetragen werden, ihn zu verhören, und jener soll also mit diesem sich in eine Unterredung einlassen, welcher Auftrag sonst von Niemand, als nur von den Aeltesten allein, ertheilt werden kann.

30. Ein getaufter Christ soll sich mit einem Fremden und neu angenommenen Heiden nicht unterreden, noch in ein Gespräch einlassen, auch mit ihm nicht essen, damit er nicht in den Verdacht komme, als halte er es mit ihm.

31. Niemand soll sich unterstehen, zu stehlen; dem aber, der es dennoch thut, es geschehe, auf welche Art es wolle, soll die Strafe des Ungehorsams vorbehalten sein.

32. Ohne Einwilligung und Gutbefinden der Aeltesten soll bei Lebensstrafe Niemand die Kriegsdienste verlassen, und soll auch keiner nach seinem Gefallen von einer zu der andern Compagnie übergehen dürfen.

33. Wenn einer nach Gottes Schickung von den Feinden sollte erschossen werden, oder auf sonst eine Art in dem Herrn entschlafen: so soll Niemand sich unterstehen, dessen zurückgelassene Güter, als da sind Gewehr, Kleider ꝛc. für sich wegzunehmen, sondern sie sollen zu dem Schwertführer Knipperdolling gebracht werden, der selbige den Aeltesten vorlegen soll, damit sie durch deren Vermittelung den rechten Erben mögen zuerkannt werden.

Auch des Königs Hofordnung ist uns aufbewahrt. Darnach war Bernard Knipperdolling, Statthalter; Bernard Rothmann, Wortführer; Gerhard Thomkloisser, Rath; Bernard Krechtingk, Rath; Henrich Rebecker, Rath; Gerhard Reining, Rath; Hilgen

Tilbeck, Hofmeister; Gerlach von Büllen, Feldherr; Lambert von Lueck, (Lüttich) Feldherr; Henrich Krechtinck, Kanzler; Jasper Pachmann, Sekretair; Andreas von Coesfeld, Lichtmeister; Gerhard Knippenbrock, Kredenzmeister; Bernard von Zwoll, Küchenmeister; Walter Schenkink, Schenke; Eberhard Riemenscheider, Verschneider; Cordt Kruse, oberster Hauptmann; Gerhard von Büene, Thürwärter; Johann Offenbeck, Weinherr; Johann Salwiede, Weinherr; Cornelius Keisepreister, Holzsetzer; Bernard Boentrup, Fleischer; Gerhard Pruisse, Fleischer; Henrich Sanctus, Mästmeister; Johann Rudelborg, Mästmeister; Kerstien Kerkerink, Bauherr; Johann Kerkerink, Bauherr; Gerhard Mackenberg, Bauherr; Johann von Deventer, Bauherr; Tonnies Grotevader, Bauherr; Gerrit von Oldenfel, Quirin von Lecker, Hermann von Bilrebecke, Johann Voß, Ernst Tombamme, Johann von Greven, Engelbert Edink, Jürgen Fromme, Tonnies Feldhus, Egbert Scherlacken, Jacob von Oldenfel, Johann Bispink, Henrich von Osnabrügge, Hermann Kistemaker; (bei diesen in der Hofordnung angeführten 14 Individuen ist der spezielle Hofdienst in dem Manuscripte nicht bemerkt.) Bernard Rutener und Johann Overding, Bier- und Brodherren; Evert Roberg und Walter Kampschüz, Waidherren; Bernard Busch und Hans Borschel, Goldschmiede; Gerhard von Düren, Wemeler bei dem gewaltigen Haufen; Jaeper Wordeman, Wemeler bei dem verlornen Haufen; Kind von Oldenfel und Johann Guelker, Zähnbrüche; Schaps von Melven, Sperer bei dem gewaltigen Haufen; Spe, Sperer bei dem verlornen Haufen; Arndt von Oldenburg, Hauptmann bei den Laufern; Adrian von Utrecht, Gerhard von Schelve, Henrich von Santen, Verlorn Kind von Cöln, Urban Bilde, Hans von der Langenstrate; (auch diese sind benannt ohne Anzeige ihrer speziellen Hofämter.) Bernard Wandscherer und Gelbgiesser Jasper, Büchsenmeister; Evert Voller, Futtermeister; Streuker, Stallmeister; Reuke, Henrich, Tile, Cordt, Büchsenschützen; Bernard Olienschläger, Otto Tilbecken Knecht, Bernard Wicharts, Peter Brunsink, Scheffert und Evert, Austreiter oder Feldschützen; Henrich von Lueck, Schneider; Lubbert Haverhove, Koch; Henrich Dekeninck, Schlüter; Henrich Klinge, Buttermeister; Johann Schulte, Thürhüter; Hermann Blade, Bäcker; Lambert, Vogt; Windt, Barbierer; Johann, Heubinder; Hermann Hagedorn, Fischer; Johann Kuhlmann, Peintner, Pfeifer, Trommelschläger; Jasper Winschenke, Lakei; Hans Beykem und Johann Thornathe, Thurmhüter; Johann Glosemaker und Hermann von Oldenfel,

Boten; Johann von dem Busche, Feuerhüter; Hermann Tornathe, Schuhmacher; Johann von Coesfeld, Sattler; Johann von Darfeld und Blasius, Schreiner; Wilhelm Thon Thoorne, Glaser; Johann Balke, de Stolte, de Schwertfeger, Roidlang und Hermann Reining, Schmiede; Claus Schepers, Paul Notelis, Beerbom, Johann Eddeler, Hermann Middendorp, Mauermeister; Gronover, Bernd Travelmann, Havichorst, Botterbernd und Paeljohan, Wallmeister; Ludger Osterman, Organist; Meister Hermann Evert, Hermann Mackenborg, Schemme und Bernard Hinreking, Zimmermeister; Hermann in dem Schlüssel und Johann Konig, über die feine Kost. Hermann Reinink und Bernard Menneken, über das Korn; Ludeke Hoetmaker und Johann Mordeman, Vertheiler des Wandes oder wollenen Tuches; Claus Snider und Henrich Habichorst, Vertheiler des Holzes; Magnus Koehus und Claus Stripe, Tuchlieferanten; Johann Kallenbeck und Schulte Boulegden, Gastmeister.

Folgende waren die obersten Königinnen und Frauen des Königs:

1) Jungfer von Harlem, 2) Maria Heckers, 3) Katharina Willinges, 4) Anna Laurenz, 5) Angela Kerkerink, 6) Anna Awerweges, 7) Else Wandtscherer, 8) Else Dreier, 9) Anna Knipperdolling, 10) Klara Knipperdolling, 11) Katharina Awerweges, 12) Anna Knippenbrock, 13) Stinke Rocke, 14) Grete Moorsonne, 15) Lige von dem Busche, 16) Grete Grolle.

Der Königinnen Hofgesinde bestand aus:

Henrich Roede, Hofmeister; Peter Symesen, Küchenmeister; Johann von Soel, Thürwärter; Johann von Leiden, Kämmerer; Friedrich Insel, Schenke; Engelbert Schenkink, Vorschneider; Andreas Kösher und Henrich Wulf, Trabanten; Henrich Millenhues, Feuerhüter, Evert Torhegge, Koch; Sander von dem Busch, Laki.

Also war das Regiment des Usurpators in der Stadt eingerichtet und geordnet, während der Bischof vor derselben in Belagerung lag und sein Heerlager zu Wolbeck, einem Städtchen, zwei Stunden von der Stadt entfernt, hatte. Henkerschwert und Hunger herrschten während der Belagerung auf beispiellose Weise in der Stadt. „Mit unmenschlicher Grausamkeit — erzählt Cervinus — ließ der König Alle hinrichten, welche nur wagten, seinen verruchten Anschlägen und Beginnen zu widersprechen. Junge Linden ist noch der Lindenbaum, nahe bei der hohen Domkirche, woran sie gebunden und dann mit ehernem Geschosse durchbohrt wurden. Welch furchtbaren Mangel man in der Stadt an Allem litt, erfuhr man erst eigentlich, als dieselbe eingenommen war, wenn auch Ueberläufer

vorher schon Manches davon berichtet hatten. Eine furchtbare Hungersnoth war in Sagunt, als es von den Puniern belagert ward, eine weit größere zu Jerusalem, als es unter Kaiser Vespasian eingeschlossen war; die, welche die Wiedertäufer in Münster traf, war nicht geringer. Ich selbst habe viele Bücher gesehn, von deren Decken die Unglücklichen das Leder gerissen und als Speise genossen. Soweit war die Noth gekommen, daß keine Art Leder so hart war, daß man es nicht genießbar machte. Ja ich weiß, daß sogar Kinder verzehrt wurden, und ich habe es namentlich von solchen erfahren, die nach Einnahme der Stadt auf Ueberreste stießen, welche die unwiderleglichsten Beweise davon gaben.

Während ganz Deutschland — sagt Jochmus in seiner Geschichte der Kirchenreformation — mit gespannter Erwartung dem Ausgange der Münsterschen Schwärmerei entgegen sah, war die Stadt fortdauernd der Schauplatz unerhörter Tollheiten und Gräuel. Am 18. Januar 1535 war der Ober-Befehlshaber Graf Weyrich von Dhaun im Lager angekommen, und hatte alsbald eine von ihm und den Kriegsräthen unterzeichnete Aufforderung an die Belagerten zur Uebergabe der Stadt erlassen, allein ohne Erfolg. Die bei ihnen tief eingewurzelte unheilbare Schwärmerei und die Erwartung eines wunderbaren, überirdischen Beistandes mag sie in der Festigkeit ihres Verfahrens nicht wenig bestärkt haben, aber gewiß wurden sie am meisten durch ihre Hoffnung auf baldige Ankunft der Verbündeten aus Holland und Friesland in ihrer Hartnäckigkeit befestigt. Indeß gab es auch noch unter den Münsterschen Einwohnern vernünftige Leute, die es einsahen, in welchen thörichten und gefährlichen Handel sie verwickelt waren, und nichts sehnlicher wünschten, als dem Unwesen in der Stadt durch Eröffnung der Thore und Auslieferung des Königs ein Ende zu machen. Sie konnten um so gewisser auf das Gelingen ihrer Pläne rechnen, je mehr der eintretende Mangel an Lebensmitteln den großen Haufen mit Mißmuth erfüllt hatte. Aber ehe noch ihr Plan zur Ausführung gereift war, schöpfte der verschlagene Schneider Verdacht, und traf sogleich neue Maßregeln, um allen Aufruhr zu verhüten. Er versprach dem Volke hoch und theuer auf öffentlichem Markte, daß sie auf Ostern von der Belagerung und von aller Noth befreiet sein sollten. Zugleich wählte er unter seinen Anhängern zwölf der ihm ergebensten und zuverlässigsten, ernannte sie zu Herzogen und übergab einem Jeden von ihnen ein eigenes Quartier der Stadt zur Aufsicht, nebst einer Anzahl von Trabanten und anderen Bedienten, mit deren Hülfe sie Alles im Zaume halten und Empörungen verhüten sollten. Den Herzogen versprach er insbesondere, sie sollten, nach geschehener Erlösung, Herren

sein über Land und Leute, über Schlösser und Städte aller Fürsten und Herren, den einzigen Landgrafen von Hessen ausgenommen, den sie allein verschonen und im Besitz der Regierung lassen wollten, in der Hoffnung, daß er sich noch bekehren und ihr Bruder werden würde. Und damit es bei der künftigen Theilung nicht Streit und Händel geben möchte, so theilte er die Herzogthümer und Fürstenthümer, noch ehe sie erobert waren, folgender Gestalt aus:

1) der Krämer Johann Denker erhielt das Herzogthum Sachsen;

2) der Schneider Bernh. ther Moer das Herzogthum Braunschweig;

3) der Patricier Christ. Kerckerink das Herzogthum Westfalen und die Lande zwischen Weser und Rhein;

4) der Schuhmacher J. Nebecker die Herzogthümer Jülich und Cleve;

5) der Schmied Johann Pals die Provinz Geldern nebst Utrecht;

6) der Kaufmann Engelbert Edink die Provinzen Brabant und Holland;

7) der Schultheiß von Leyden das Erzbisthum Cöln;

8) der Kupferschmied Heinrich von Kanten das Erzbisthum Mainz;

9) Heinrich Kock aus Osnabrück das Erzbisthum Trier;

10) der Schwertfeger Joh. Katerberg die Bisthümer Bremen, Verden und Minden;

11) Hermann Reinink die Bisthümer Magdeburg und Hildesheim;

12) der Kaufmann Nicolaus Stripe die Provinzen Ost- und Westfriesland nebst Gröningen.

Dies geschah im ersten Monate des Jahres 1535, zu einer Zeit, wo die Noth und die Unzufriedenheit in der Stadt mit jedem Tage höher stieg. Der Mangel an Lebensmitteln wurde zuletzt so groß, daß Pferde, Hunde, Katzen, Ratten, Mäuse, junge Stauden und die Rinden von den Bäumen zur Nahrung dienen mußten. Scheußliche Krankheiten waren im Gefolge des Hungers. Die vom Könige auf Ostern (28. März) verheißene Hülfe blieb aus, und er war darüber in nicht geringer Verlegenheit. Doch wußte er sich zu helfen. Sechs Tage lang stellte er sich krank, erschien dann wieder wohlgefaßt auf dem Markte und sagte dem Volke: der himmlische Vater habe die Sünden aller Israeliten ihm auf die Schultern gelegt, die ihn diese Tage über sehr schwach gemacht und fast zu Boden gedrückt hätten; sie wären jetzt von aller Sünde frei und das sei die angekündigte Erlösung von aller Noth. Diese Erlösung des inneren Menschen müsse der äußeren Freiheit vorhergehen, auch diese werde gewiß kommen. Gott wolle nur ihre Standhaftigkeit prüfen u. s. w. Aber dies Mittel konnte nur noch ganz kurze Zeit wirken. Schon im Monat April zwang die schreckliche Hungersnoth eine große Anzahl von Männern, Wei-

dern und Kindern, über neunhundert Menſchen, wie erzählt wird, zur Auswanderung, weil ſie lieber durch das Schwert des Feindes umkommen als in langſamer Qual verſchmachten wollten. Vergebens ſuchte man die Unglücklichen mit Gewalt in die Stadt zurückzutreiben; ſie wollten lieber augenblicklich ſterben, als in die Behauſung des Jammers zurückzukehren. Vier Wochen lang ſchweiften ſie in den Feldern zwiſchen der Stadt und dem Lager ohne Obdach umher, nährten ſich wie das Vieh von Gras und Kräutern und von dem wenigen Brode, was der mitleidige Soldat den Elenden aus ſeinen Verſchanzungen zuwarf, bis der Biſchof zuletzt nach einer mit dem Kurfürſten von Cöln und dem Herzoge von Cleve getroffenen Vereinbarung die Schuldigſten der Ausgewanderten ergreifen und ihre Leiden durch des Henkers Hand abkürzen ließ, die anderen aber in verſchiedene Orte der Diöceſe verwies.

Während ſo das unglückliche Volk innerhalb und außerhalb der Stadt dem ſchrecklichſten Elende Preis gegeben war, hörte der König nicht auf zu ſchwelgen und als ein Tyrann zu wüthen. Mehrere Einwohner, deren Plan, das Reich zu zerſtören, verrathen ward, auch einige Weiber, die gegen die Geſetze deſſelben verſtoßen hatten, ließ er enthaupten, und daſſelbe Schickſal hatte ſogar eine der Königinnen, Eliſabeth Wandſcherrer, die, des ruchloſen Lebens müde und ergriffen von allgemeinem Jammer, den König um die Erlaubniß gebeten hatte, ebenfalls die Stadt verlaſſen zu dürfen. Der König wurde von dieſem Antrage ſo aufgebracht, daß er das unglückliche Weib ſogleich auf den Markt führen ließ und ihr dort im Beiſein des ganzen Volkes und der übrigen Kebsweiber mit eigener Hand den Kopf abhieb. Ihren Leichnam trat er mit Füßen und ſagte: „Sie war eine Hure und jederzeit zum Aufruhr geneigt, darum hat mir der himmliſche Vater geheißen, ſie aus dem Wege zu räumen.“ Hierauf ſtimmten alle übrigen Kebsweibern den Lobgeſang an: Ehre ſei Gott in der Höhe ꝛc., und der König begann auf öffentlichem Markte ſcheußliche Tänze.

Dies geſchah am 12. Juni, zu einer Zeit, wo die Noth in der Stadt einen ſo hohen Grad erreicht hat, daß gleichzeitige Geſchichtſchreiber die Schilderung derſelben nicht gräßlich genug ausmalen können. Größer, ſagen ſie, ſei in der Vorzeit nicht das Elend der Belagerten zu Sagunt und zu Jeruſalem geweſen. Auch in Münſter ſollen Mütter ihre Kinder getödtet haben, um ſie ſich zum ſchauderhaften Mahle zuzubereiten. — Die Nachricht von dieſem furchtbaren Jammer vermochte den Ober-Befehlshaber, Grafen Weyrich von Dhaun, die Münſterer noch einmal am 30. Mai zur Uebergabe der Stadt auf Gnade und Ungnade aufzufordern: allein — war es wüthender Fanatismus oder die noch nicht aufgegebene Hoffnung auf baldige auswärtige Hülfe, wodurch die Wiedertäufer ver-

bindet wurden — die Antwort fiel keineswegs so aus, wie man sie erwarten konnte, vielmehr erklärten sie, oder eigentlich die damaligen Nachbaber in der Stadt, welche sich wahrscheinlich besser als der große Haufen vor dem Hunger zu bewahren verstanden hatten, nochmals, daß sie bei ihrem Verhaben, oder, wie sie sich ausdrückten, bei der Wahrheit bis zum Tode verharren wollten.

Die Unsinnigen ahnten wol nicht, wie nahe ihr Fall war, und daß schon in wenigen Wochen alle ihre chimärischen Hoffnungen gänzlich zerstört werden sollten. Dies geschah wirklich, denn noch in dem nämlichen Monat Juni wurde Münster erobert, nachdem die Wiedertäufer auf die letzte Aufforderung zur Uebergabe am 22. desselben Monats die mündliche Erklärung gegeben hatten, daß sie die Stadt nicht eher übergeben würden, als bis es ihnen durch eine göttliche Offenbarung werde geheißen werden. Die Stadt fiel durch den Verrath eines Ueberläufers. Dieser war ein Soldat, Namens Johann Langenstrat, (Hänschen von der langen Straße), der ein Jahr vorher die Fahnen des Bischofs verlassen und sich zu den Wiedertäufern in die Stadt begeben hatte. Als er hier bemerkte, daß Münster ohne Rettung verloren sei, faßte er mit acht andern Kriegsgefährten den Entschluß, wieder zu entfliehen. Die Flüchtlinge verließen die Stadt in stiller Nacht, aber ihrer sieben fielen in die Hände des Feindes und wurden getödtet, nur Langenstrat und noch Einer entkamen und flüchteten nach Hamm. Von hier aus ließ Langenstrat dem Fürstbischofe seine Dienste antragen, und meldete ihm, daß die Wiedertäufer entschlossen wären, im Falle der äußersten, nicht mehr entfernten Noth alle ihre Habe in einige Häuser zu bringen, sodann die Stadt an mehreren Orten in Brand zu stecken, mit bewaffneter Hand einen Ausfall zu thun und sich ihrem Schicksale Preis zu geben. Würde der Fürst ihn begnadigen, so wolle er anzeigen, wie die Stadt gerettet und leicht erobert werden könne; als gewesener Wachtmeister der Wiedertäufer sei er mit den Oertlichkeiten und mit der gegenwärtigen Beschaffenheit der Festungswerke auf's genaueste bekannt. Der Bischof nahm seine Vorschläge an, ließ ihn nach Wilkinghege, nahe vor der Stadt, zu sich kommen und vertraute ihm 400 auserlesene Soldaten, unter dem Oberbefehl des Hauptmanns Wilken-Stedink, zur Ausführung seines Anschlages. Langenstrat hatte nur 300 Mann verlangt, weil er gegen die von Hunger und Krankheiten erschöpften, kraft- und muthlosen Wiedertäufer nicht mehr zu bedürfen glaubte.

Spät am Abende des St. Johannes-Tages (24. Juni) zog die muthige Schaar, begünstigt von einem heftigen Ungewitter unter Donner und Sturm, in die Nähe des Kreuzthores (zwischen dem jetzigen Neu- und dem Neubrückenthore), wo sie Abends 11 Uhr eintraf. Der verlegt

ſchmale, waſſerarme Graben wird eiligſt ausgefüllt und iſt bald überſtiegen; der ortskundige Langenſtrat macht den Soldaten eine Bahn durch die Palliſaden des Walls und bald iſt die Höhe der Schanze über dem äußern Thor erreicht. Die ſchlafenden Poſten werden hier niedergehauen; die Soldaten dringen weiter vor bis zum innern Thor, tödten auch hier die eingeſchlafenen Wachen und gehen durch die Kreuzſtraße nach dem Kirchhofe zu Ueberwaſſer, von dort über die Aa-Brücke nach dem Domplatze, immer noch unbemerkt. Am Dome, in welchem ſich das ſchwere Geſchütz der Wiedertäufer befand, wird eine ſtarke Wache zurückgelaſſen. Nun ſchlagen die Eingedrungenen Lärm, die aus dem Schlafe aufgeſchreckten Wiedertäufer ſtürzen aus ihren Häuſern hervor, einzelne fallen durch das Schwert der Soldaten, andere rennen auf den Marktplatz, beſetzen die Michaelis-Kapelle und wehren ſich auf's Tapferſte. Vergebens richteten die Soldaten das aus dem Dome herbeigeführte ſchwere Geſchütz gegen die Michaelis-Kapelle, das alte feſte Gemäuer widerſtand den Kugeln, und die Wiedertäufer erhielten Zeit, auf dem Markte ſich zu ſammeln. Von dort ſtürzten ſie nun mit aller Gewalt auf die Soldaten los, und dieſe mußten ſich bis zur Margarethen-Kapelle zurückziehen. Hier, wo ſie nach keiner Richtung hin ausweichen konnten, kamen ſie ſo ſehr in's Gedränge, daß ſie ſämmtlich aufgerieben ſein würden, wenn nicht Wilken-Siedink den glücklichen Einfall gehabt hätte, durch eine der angrenzenden Domherren-Wohnungen einen Weg nach der Aegidii-Kirche hin durchzubrechen, und von dort durch eine kleine Nebengaſſe mit der Hälfte ſeiner Mannſchaft der anderen Hälfte, welche unterdeß den Angriffen der Feinde ſtandhaften Widerſtand leiſtete, zu Hülfe zu kommen. Die Wiedertäufer bildeten ſich nun ein, daß die Feinde Verſtärkung erhalten hätten, und ließen ſich um ſo leichter nach dem Markte zurücktreiben, wohin die Soldaten ihnen auf dem Fuße folgten, während ſich der Domplatz mit Leichen bedeckte. Unterdeß aber hatten die Wiedertäufer das Thor, durch welches Wilken-Siedinks Schaar eingedrungen war, wieder verſchloſſen, und die Weiber waren, von Knipperdolling abgeſandt, auf die Wälle geeilt, wo ſie auf gutes Glück in die Nacht hineinſchoſſen, die Belagerer beſchimpften und verhöhnten, und ſich des Sieges über die eingedrungenen Feinde mit lautem Jubel rühmten. Hierdurch verbreiteten ſie im Lager, wo die Soldaten nur auf ein Zeichen ihrer vorausgegangenen Gefährten warteten, um ebenfalls aufzubrechen, allgemeinen Schrecken und die irrige Meinung, daß Wilken-Siedinks Krieger wirklich zu Grunde gegangen ſeien. Dieſe mußten alſo allein den Kampf mit den Wiedertäufern aushalten, welche ſich in ihre feſte Poſitionen auf den Marktplatz zurückgezogen hatten. Sie ſchlugen ſich indeß mit ſolchem Muth, daß der König um

2 Uhr Nachts Abgeordnete an Stevink abſchickte und um kurzen Waffenſtillſtand und mündliche Unterhandlung bitten ließ. Dieſe wurde zugeſtanden. Der König war großmüthig genug, den eingedrungenen Soldaten ſeine Verzeihung und Gnade zuzuſichern, wenn ſie ſich ihm ergeben würden, und, als ſie dieſes Anerbieten zurückwieſen, wollte er ihnen doch den freien Abzug ohne Waffen und Kriegsehren geſtatten. Während dieſer Unterhandlungen benutzten die Eingedrungenen die augenblickliche Kampfsruhe, um den Fähndrich von Twickel mit drei Andern beim Anbruch der Morgenröthe heimlich auf den Wall abzuſenden. Dieſe pflanzten dort ihre Fahne auf und riefen dadurch und durch andere Signale die Ihrigen herbei. Jetzt auf die Nachricht herbei eilender Hülfe erneuern Stevinks Soldaten den Kampf, und die Wiedertäufer ſetzen ihnen abermals den Muth der Verzweiflung entgegen. Als aber endlich von allen Seiten die Belagerungstruppen in die Stadt dringen, Stevinks ermüdete Schaar Verſtärkung erhält, wird die Niederlage der Wiedertäufer allgemein. Viele finden in dem Gemetzel ihren Tod, andere ſuchen ihr Heil in der Flucht und verbergen ſich in den Kellern, in den wüſten Klöſtern und anderen Schlupfwinkeln. Nur zweihundert Mann hielten ſich zuletzt noch in einer Verſchanzung auf dem Markte, leiſteten allen Angriffen beharrlichen Widerſtand und tödteten vierzig Soldaten. Aber auch ſie ergaben ſich endlich auf die Bedingung, daß ſie ſonder Geführde die Stadt verlaſſen dürften.

Um ſechs Uhr Morgens ſandte man dem Fürſten, der ſich in Wolbeck befand, die Siegesnachricht. Die Soldaten unterſuchten ſogleich alle Häuſer und Winkel der Stadt, und tödteten eine Menge Wiedertäufer, die ſich verſteckt hatten. In den erſten acht Tagen hörten die blutigen Auftritte nicht auf, täglich wurden Wiedertäufer, die entweder von Hunger aus ihren Schlupfwinkeln hervorgetrieben oder von den Soldaten entdeckt wurden, dem Tode überliefert.

Der König Johann von Leyden hatte ſich, als er den ſchlimmen Ausgang des Kampfes merkte, auf das Regidii-Thor geflüchtet, wahrſcheinlich in der Abſicht, bei gelegener Zeit von dort zu entwiſchen. Aber durch den Verrath eines Knaben fiel er den Feinden in die Hände. Als ihn die Soldaten angreifen wollten, rief er laut: „Erkühnet euch nicht, den Geſalbten des Herrn, den göttlichen Propheten, ja den König Zions anzutaſten. Wenn ihr das thut, werdet ihr zur Hölle fahren!“ Die Soldaten kehrten ſich aber an dieſe Rede nicht, ſondern fielen über ihn her und verſpotteten ihn mit den Worten: „Wenn du etwas vermagſt, Strohkönig, ſo mache dich los aus unſeren Händen.“ Seine große goldene Kette riſſen ſie ihm vom Halſe und führten ihn gebunden nach ſei-

nem Hauſe auf dem Domhof. Bernhard Krechting, der vormalige Paſtor in Gildehaus, wurde aus dem Aegidii-Kloſter gefänglich hervorgeholt, und bat vergebens, ihn ſogleich zu tödten. Den vormaligen Bürgermeiſter Tilbeck fand man erſtochen in der Nähe deſſelben Kloſters. Erſt drei Tage nach Eroberung der Stadt wurde Knipperdolling gefunden, welcher ſich bis dahin bei einem Bürger auf der Neubrücken-Straße verſteckt gehalten hatte. Ein Weib verrieth ihn, und 50 Mann wurden abgeſandt, um ihn gefangen zu nehmen. Ueber Rothmann's Schickſal widerſprechen ſich die Nachrichten. Kerſſenbroick und Andere erzählen, er habe ſich gleich im Anfang unter die Streitenden gemiſcht und ſei im dichteſten Kampfgewühl gefallen. Einer andern Nachricht zufolge ſoll Rothmann aber entkommen ſein und noch lange Jahre nachher bei einem Edelmann in Friesland gelebt haben. Auch Kerkerink, einer der erſten Wiedertäufer wurde gefangen genommen. Vier Tage nach Eroberung der Stadt, am 28. Juni zog der Fürſtbiſchof in die Stadt. Stevink zog ihm mit 800 Kriegern entgegen, überreichte ihm die Krone, das Schwert und die goldenen Sporen des Königs nebſt den Schlüſſeln der Stadt und geleitete ihn zur vormaligen königlichen Wohnung, wo man über 100,000 Goldgulden in der Schatzkammer fand. Gegen die Wiedertäuferhäuptlinge aber begann

Der hochnothpeinliche Prozeß.

Am 24. Juli wurden Johann von Leyden, Bernard Knipperdolling, Bernard Krechting und Kerkerink an Händen und Füßen gefeſſelt, jeder auf einem beſonderen Wagen, nach dem Amthauſe Dülmen abgeführt; unterwegs aber, in der Gegend der Karthaus, wurde Kerkerink allein vom Wagen genommen und aus Schonung ſeiner Verwandten, welchen man den Schimpf einer öffentlichen Hinrichtung erſparen wollte, enthauptet. Einer härteren Strafe wurden die drei Anderen aufgeſpart.

Der Erzählung Einiger zufolge ließ der Fürſtbiſchof den König Johann von Leyden auch nach Iburg bringen, um den merkwürdigen Fanatiker kennen zu lernen. Dort war es, wo Johann, wie erzählt wird, auf des Biſchofs Frage, warum er doch ſein Volk in ſo großen Jammer geführt habe? zur Antwort gab: „Franz von Waldeck! wär's nach meinem Sinn gegangen, ſie ſollten eher alle Hungers geſtorben ſein, ehe ich dir die Stadt geöffnet haben wollte.“ Der Biſchof fragte ihn weiter: mit welchem Rechte er ſich ſolche Macht über ſeine Stadt und ihre Einwohner angemaßt habe, und der gefangene König erwiederte: wer hat denn dir Recht und Gewalt über die Stadt gegeben? Als der Biſchof antwortete:

er habe ſolche durch die freie Wahl des Domcapitels erhalten, und ſei vom Papſt und Kaiſer in ſeiner Würde anerkannt und beſtätigt, verſetzte jener: ich aber bin von Gott durch ſeinen Propheten zur Herrſchaft berufen. Der Fürſtbiſchof ließ darauf den König in einen eiſernen Korb ſchließen, und ſandte ihn nach Bielefeld zum Herzoge von Cleve, der ihn öffentlich auf dem Markte zur Schau ausſtellen ließ.

Der gute Muth verließ den Holländer auch in ſeiner Gefangenſchaft nicht. Als man ihn nach Dülmen gebracht hatte, lief viel Volk zuſammen, um ihn zu ſehen. Dort fragte Einer ihn ſpottend: ob er der König wäre der ſo viele Weiber genommen? Und Johann Bockelſohn erwiederte frech: nein, ich nahm nicht Weiber, ſondern Jungfrauen und machte ſie zu Weibern.

Auf dem Hauſe Dülmen ward ein peinliches Specialinquiſitionsgericht zur Führung der Unterſuchung wider die drei Wiedertäuferhäuptlinge Johann Bockelſohn, Bernard Knipperdolling und Bernard Krechting niedergeſetzt. Nachdem Verhöre und Unterſuchung geſchloſſen, wurde der Erſtere nach Bevergern, die anderen beiden nach Horſtmar, jeder in ein beſonderes Gefängniß abgeführt. Die Unterſuchung begann am 25. Juli 1535. Der Erzbiſchof und Kurfürſt von Cöln hatten die Fragen entwerfen laſſen, welche im Verhör den drei Inquiſiten ſollten gethan werden. Sie lauteten alſo:

Etliche Interrogatoria und Fragſtücke, darauf Johann von Leyden, der vermeinte König, Knipperdolling und andere behafte Aufwiegler meines gnädigſten Herrn des Erzbiſchofs zu Cöln und Kurfürſten Rechtens erfragt werden mochten *).

1. Und erſtlich den vermeinten König zu fragen: woher der Böſewicht geboren, welche ſeine Eltern geweſen, wo und welcher Maaßen er erzogen ſei, was ſein Leben von Kindesbeinen an geweſen, was Handwerks er getrieben habe, wo er ſeine Wohnung gehabt? Ob er zu Münſter um die Zeit des Aufruhrs gedient und bei wem? Ob er dem Krieg nachgelaufen, in welchem Kriege er geweſen, unter welchen Hauptleuten und welchem Befehle? Ob er nicht zuvor verdächtige Leute beherbergt habe und ein Hurenwirth geweſen? Zu welcher Zeit er ſich zuerſt die Schrift zu lehren unternommen? Welche Meiſter er gehabt? Wie und durch welche Meiſter er zuerſt der Wiedertäuferſecte zugeführt worden? Wie er nach Münſter gekommen, wer ihn dahin gefördert, aus welchen Urſachen er ſich der „Propheteren“ angenommen habe? Ob nicht zu Anfang und immerfort es ſeine gänzliche ernſtliche Meinung in dieſen

*) Sie befinden ſich im Originale im Landesarchive zu Münſter.

Dingen geweſen, die Ehre, Herrlichkeit und Wolluſt dieſer Welt zu erlangen, und deshalb keine böſe That, wie ſie auch erdacht werden mögte, als Gotteslästerung, Ehebruch, Kinderſchändung, Raub, Mord, Todſchlag, Unterdrückungen ſeines Nächſten und andere Bosheit und Büberei nicht zu unterlaſſen, damit er ſein boshaftes Gemüth erſättigen mögte? Ob er auch ein ehrlich (ehelich) Weib gehabt, ehe er nach Münſter gekommen, wo daſſelbe gewohnt habe, ob ſie noch am Leben ſei, wie er von derſelben abgeſchieden und ob ſie auch von allem ſeinen Vorhaben Kenntniß gehabt? Ob er auch, ehe er gen Münſter gezogen, zu Leyden oder anderswo in Holland, Brabant, Friesland u. ſ. w. Verſtändniſſe oder Verbündniſſe gehabt, desgleichen mit den Hauptleuten vor Münſter? Ob er nicht eine beſondere Freude daran empfunden, daß er das arme Volk durch falſchen Schein der Schrift und andere äußerliche Geberden alſo habe betrügen und umführen können? Item, wie er's leugnen könne, daß er die Vielheit der Eheweiber (Vielweiberei) angerichtet, damit er nur ſeine fleiſchliche Wolluſt treiben könne? In Summe: ob es nicht endlich ſeine Meinung geweſen, nicht allein die chriſtliche Ordnung, ſondern den Chriſten ſelbſt zu verſtoßen, oder ſich dem Chriſto zu vergleichen?

2. Den Bernard Knipperdolling zu fragen: Ob er nicht aus bloßem Haß, neidigem und boshaftigem Gemüthe, ſo er wegen ſeiner früheren Gefangenſchaft wider den Biſchof zu Münſter gefaßt, dieſen Aufruhr anzurichten veranlaßt worden ſei? Ob er nicht ſeit jener Zeit ein ganz blutgieriges Gemüth gehabt, nämlich ob er ſich mögte gegen den Biſchof, Ritterſchaft und ganze Landſchaft zu Münſter rächen und derwegen weder Gott, noch den Menſchen, noch einige Redlichkeit oder Billigkeit anzuſehn? Ob er nicht der fürnehmſte Anfang alles Aufruhrs und Empörung, ſo ſich zu Münſter vergangenen Jahrs bis anher zugetragen, geweſen? Ob er nicht Bernard Rothmann zu der abtrünnigen Lehre gereizt und der Fähnrich zu deſſen aufrühreriſchem Handel geweſen? Welche er anfangs an ſich gezogen, mit welcher Perſuaſion, Ermahnung, Verführung und Zuſagen er ſolches gethan?

Item, ſie die Gefangenen beide, zu fragen, wo ſie den Rath erſtlich geſchloſſen, die frommen Bürger von dem Ihrigen zu vertreiben, und wo ſie nicht gewichen, jämmerlich zu erwürgen? Wie viele Bürger der vermeinte König und Knipperdolling und Andere mit eigener Hand gekröpft, erwürgt, erſchoſſen und jämmerlich umgebracht haben? Wie ſie anders ſagen können, dann daß ſie ſolches als Teufels Diener, der von Anfang ein Lügner und Mörder iſt, vollbracht, und allein die Urſache, daß ſie mögen durch ſolche Tyrannei das arme verführte Volk unter ihre unf-

liſche Gewalt und Horſam bringen? Item, warum ſie Siegel und Briefe und Stadtprivilegien zerriſſen und verbrannt, dann allein, daß ſie ſich von anderer Leute Gut reichen (bereichern) und alle Ordnung und Policei unterſtehen? Wer und ob nicht Knipperdolling einmal der Meinung geweſen, ſein eigen Weib mit dem Schwerte zu richten?

Item, was für Verſtändniſſe und Verbündniſſe ſie in anderen Städten und Landen gehabt, als in Ober- und Niederland und ſonderlich zu Amſterdam, Monchendam, Weſel, Maeſtrich, Aachen, Eſſen, Hamm, Soeſt, Lippe, in Friesland und anderswo? Welcher Maaßen ſolche Verſtändniſſe und Verbündniſſe zuwege gebracht ſind, durch welche Perſonen und was für Perſonen ſie hin und wieder angeſchickt? Ob denſelben auch Geld mitgegeben ſei, was ſie geworben? Item, was war ihnen für Vertröſtung hin und wieder zugekommen? Item, wo ſie Hülfe erlangt oder die Blockhäuſer verlaſſen wären, was ihre eigentliche Meinung geweſen? Item, ſo durch Gottes Verhängniß ihrer Bosheit das Glück zugeſchlagen, was ſie gemeint geweſen, weiter anzurichten? Ob nicht der Fürnehmſte des vermeinten Königs der Meinung geweſen, ſich zu großen Herrn aufzuwerfen und ſonſt ihrer aller Meinung, alle frommen und ehrbaren Leute, die ſich ihnen nicht hätten wollen anſchließen, jämmerlich zu erwürgen? In Summa fleißig zu fragen um den Grund des Handels und wo derſelbige her entſprungen und zugerüſtet ſei und um ihren Anhang, und ob ſie auch etliche zu Cöln gehabt?

Item, wiewohl Bernard Rothmann's blutiges Fürhaben aus den Büchern: Reſtitution, Werke und Verborgenheit der Schrift leicht abzunehmen, jedoch zu fragen von aller Gelegenheit ſeines Handels, Wandels, Lebens und Fürnehmens. Item, wo er geblieben ſei mit den andern Aufwieglern? Wie es gekommen, daß Johann von Leyden, ſo ein junger, leichtfertiger Bube geweſen und doch Knipperdolling, Rothmann oder den Anderen in dem königlichen Regimente vorgeſetzt ſei, ob nicht daraus Gezänke entſtanden? Ob er ſich nicht ſelbſt aufgeworfen, ob ſonſt nicht unter dem vermeinten König und Knipperdolling großer Unwille geweſen und woher der entſproſſen ſei, und warum Knipperdolling durch den König gefangen, wie er wiederum los geworden? Item, ob nicht heutiges Tages ein Mißverſtand zwiſchen ihnen ſei und darauf eigentlich acht zu haben, denn wo ſie widerwärtig befunden, würde man leichtlich hinter alle ihre Bosheit kommen.

Item, was des Königs und der fürnehmſten Fürnehmen geweſen, da er die armen verführten Leute ſo jämmerlich Hungers und Kummers habe verderben laſſen, da ſie doch ſelbſt noch Proviant gehabt? Wieviel und was für Proviant ſie noch gehabt? Ob ſie auch ſolchen Proviant

mit Wiſſen der Anderen gebraucht? Wie lange ſie ſich vertröſtet, mit ſolchem Proviant noch zu unterhalten? Item, wieviel ihrer geweſen, die ſich zum letztenmal zuſammen gethan haben wollen? Item, ſo die Stadt nicht erobert worden wäre durch Sturm, wie ſie ſich zuletzt mit der Stadt hätten richten wollen, und wohin ihre äuſſerſte Vertröſtung geſtanden? Ob es nicht wahr ſei, daß der Kummer (Komber heißt's im Originale, Noth,) da binnen ſo groß geweſen, daß etliche ihre Kinder getödtet und geſalzet (eingeſalzen) hätten, wie denn etliche Kinder gefunden? Ob ſie ſo ganz verſtockt und mit dem Teufel beſeſſen geweſen, daß ſie von allen dieſen Gräueln und unerhörter Tyrannei nie Gewiſſen oder Conſcienz gemacht haben?

Die Antworten Johanns von Leyden auf dieſe Fragſtücke im Verhör vom 25. Juli zu Dülmen ſind im Landesarchiv gleichfalls aufbewahrt und lauten:

1. Geboren aus dem Dorfe Hagen, zu Leyden erzogen, ſein Vater genannt Bockel, iſt ein Schulte geweſen binnen Sevenhagen. Und ſein Vater hat ihn zuvor gemacht, darnach hat er ſeine Mutter, im Amte Horſtmar geboren, genannt Aleke, geheirathet und iſt freigekauft.

2. Als er 30 Jahre alt geweſen, hat er in England gereiſet vier Jahre, hat allein Schreiben und Leſen gelernt, darnach ein Schneider geweſen. Auch iſt er in Flandern geweſen, darnach nahm er ein Weib, und iſt nach Liſſabon gereiſet und Kaufmanſchaft gehalten, davon nach Lübeck, von Lübeck wiederum nach Leyden, von da nach Münſter gekommen.

3. Seine Frau hat zuvor einen Schiffer (zum Manne) gehabt, und er hat mit ihr 2 Kinder geſtellt und haben Bier und Wein verzapft.

4. Item, er hat gehört, daß tüchtige (dappere ſagt das Original, tapfere) Prediger binnen Münſter ſeien geweſen und das Evangelium am beſten gepredigt, iſt er heimlich von ſeiner Frau gezogen und wollte das Predigen hören, und bis Jacobi Anno 1533 bei Hermann Painert geblieben, darnach nach Osnabrück gezogen, wo er dann aufgetrieben der Taufe halber, von dannen nach Schöppingen und Coesfeld wiederum nach Münſter gereiſet.

5. Nach Allerheiligentag 1533 iſt Einer in Cornelys Haus zu Leyden gekommen, mit Namen Johann Mathieſen, der 14 Tage bei ihm in Hauſe geweſen, und haben dort von der Taufe gehandelt und hat ſich taufen laſſen. Aber Hoffmann ſagte, es ſei noch keine Zeit zu taufen; aber Mathieſen war dawider und meinte, es ſei hohe Zeit. Als er getauft war, blieb er zu Leyden, bis Weihnachten, und iſt darnach mit Gerhard vom Kloſter nach Vreel und Rotterdam gezogen.

6. Zu Vreel haben ſie 15 oder 16 getauft und Gerhard vom Kloſter that das Wort und taufte.

7. Zu Rotterdam iſt einer getauft, Johann Schütte, ein Schilder. Von dannen wiederum gereiſet nach Leyden, und dort ſeine Frau getauft mit 8 oder 9 anderen. Von dannen wiederum gereiſet mit Gerhard vom Kloſter nach Amſterdam u. ſ. w. Von dannen nach Münſter gekommen 8 Tage nach Dreikönigstag Anno 1534 und hat einen oder ſechs bei ſich gehabt.

8. Zu Münſter iſt er in Knipperdolling's Haus zu Heinrich Rel gekommen und drauf zu den anderen Predigern, und haben ihre Botſchaft gethan, nämlich daß ſie nicht länger ſollten auf dem Predigtſtuhl predigen und ſollten ſich der Kirche ganz und gar entſchlagen, mit etlichen anderen kleinen Artikeln davon ihm nicht bewußt; denn er iſt in Knipperdolling's Haus geblieben und gelehrt von Chriſto, und daß die Weiber ſollen ihre Männer Herrn nennen.

9. Item, ſei eine Frau in Knipperdolling's Haus gekommen und habe vorhergeſagt, daß Wunderdinge geſchehen ſollen vor dem Dienſtage und gerufen: Beſſert euch, beſſert euch! Da habe ihm ſein Geiſt auch gedrungen und er habe gerufen gleich der Frau, und die damit beſpottet worden; denn er hatte vor der Frau auch vorhergeſagt, und ſei ſeines Wiſſens Niemand mit Gewalt ausgetrieben.

10. Er hätte keine Meiſter zur Wiedertaufe gehabt denn allein Gottes Wort. Er habe die Wiedertaufe nicht um Luſt und Herrlichkeit angenommen, ſondern wohl, weil er mocht mit ſeinem Bruder in der Wüſtenei gelegen haben.

11. Als er in Knipperdolling's Haus geweſen 8 Tage vor Johann Mathiſen's Tode, hätte er ein Geſicht geſehen, wodurch er höchlich erſchreckt ſei. Sei ihm Mathiſen erſchienen und habe ihm geſagt, er ſolle nicht erſchrecken, daß er todt ſei, denn er ſolle ſeine Sache und Befehl ausrichten und ſeine Hausfrau noch zur Ehe nehmen, deſſen er ſich noch ſehr verwundert, denn er habe eine echte Hausfrau, und habe ſolches Knipperdolling angezeigt und habe ſehen wollen, ob auch ſolches wurde. Und es geſchah darnach in 8 Tagen, daß Johann Mathieſen vor Ludgerithor todt blieb, und er habe ſein Weib genommen. Daß er auch ſeine Magd genommen, ſei aus Eingebung des Geiſtes geſchehen. Und handle, ehe er Johanns Weib nahm, von dem Eheſtande, daß der frei werde. Darnach habe Bernard Rothmann ſelbſt davon geredigt. Folgends habe Johann Dusentſchur alles Gut gemein gemacht, in Rückſicht der Belagerung der Stadt, damit niemand etwas hinter ſich habe, und der Arme wie der Reiche davon kriege, hätten ſie ſolches für nützlich angeſehen.

12. Und darnach habe jeder wohl gewußt, daß unter ihnen ein Regent und Vornehmſter müßte ſein, der das Volk regiere. Habe er in

seinem Hause gesessen und habe ihm der Geist gezeugt, wie das Gott in letzten Tagen einen König erwecken wolle, der auf dem Stuhl Davids säße, habe ihm sein Geist wiederum bewegt und gesagt: er solle ein König sein über solch Volk. Worauf er geantwortet und den Vater gebeten, daß er solches von ihm wenden wolle, denn sollte er dem Volk solches selbst anzeigen, so würden sie dem keinen Glauben geben.

13. Darnach stand Johann Dusentschur in seiner Vermahnung auf und prophezeite, daß Johann von Leyden ein König sollte sein. Wornach die Prediger die Schrift untersucht haben und solches wahr gefunden und dem Volke solches angezeigt, und sei so von dem Volke angenommen, und ließen sich einschreiben, und seien so alle Aemter „gleich anderen Königreichen, besetzt worden." Darnach sei einer, Mollenbeck genannt, aufgestanden mit etlichen Bürgern und Kriegsleuten, 150 Mann stark und hätten gescholten auf den Ehestand, daß man viele Frauen mögte nehmen, und auch auf das ganze Regiment und nahmen in der Nacht den König, Knipperdolling und etliche Prediger gefangen. Des Morgens versammelten sich die anderen Brüder wieder an den Wall und besetzten die Wacht und seien gekommen, und hätten ihn wieder erlöst und die Anderen wieder gesetzt; die unschuldig befunden, seien losgelassen, die Anderen seien bei 48 erschossen und gerichtet, und sei er so weltlicher König geblieben bis zum Ende.

14. Auch wurden zu Ende des Regiments 12 Herzoge gesetzt.

15. Item, ist gesagt worden, ob sie auch Geld um Knechte anzuwerben, ausgeschickt hätten, worauf er geantwortet: Nein, denn sie hätten einen Rathschlag gehalten, ob auch Christen um Bezahlung Knechte annehmen dürften, darauf hätten die Prediger die Schrift durchgesehn und geantwortet: Nein; aber so jemand von Fürsten und Herren und anderen Kriegsleuten aus eignem Gemüthe zu ihnen käme, denselben mögte man christlich annehmen, und deshalb hätten sie kein Geld ausgesandt.

16. Item, er habe 6 oder 7 geköpft. Sein Weib sei deshalb geköpft worden, weil sie dem Glauben und ihm ungehorsam geworden und von ihm treten wollte.

17. Die Briefe, Siegel und Privilegien seien zerst[illegible] worden in dem Aufruhr durch Johann Mathisen, davon wisse er nichts sonderlich mehr, das geschehe wohl in anderen Kriegen.

18. Ob der vorige Rath der Stadt Münster Verbündnisse gehabt mit anderen Städten, sei ihm unbewußt, aber derweil die Christen regiert, sei kein Verständniß gemacht.

19. Befragt, ob auch zwischen ihm und Knipperdolling Zwietracht gewesen, habe er: Ja, geantwortet, denn Knipperdolling habe gesagt, sie handelten außer der Schrift und wolle dem König gleich sein.

20. Item, ſie hätten Rathſchlag gehalten, daß ſie wollten Proviant bei ſich behalten und dem gemeinen Mann davon nichts geben; item von dem Tödten und Eſſen ihrer Kinder wiſſe er nichts; item wann einer eine andere zur Ehe begehrt, ſeien zwei Brüder dazu gekommen und ſeien zuſammen geblieben.

Bernard Knipperdolling's Geſtändniß auf die ihm im Verhör vorgelegten Fragen war folgendes:

1. Er habe das Regiment nicht aus Neid oder Haß geführt, habe auch der von ihm erlittenen Haft nicht gedacht, ſondern habe ſeine Sache mit Recht im Kammergericht ausgeführt, habe auch nach der Hand die Acten, die ihm viel gekoſtet, verbrannt.

2. Item, habe das Wiedertäuferweſen nirgend anders um angenommen, denn daß er den blutigen Jeſum recht erkennen möchte.

3. Item, ſie hätten einen Prediger gehabt Namens Rothmann; der habe ihnen die Lehre vorgetragen, der ſei er gefolgt; item dem gemeinen Volk ſei keine Perſuaſion oder Unterrichtung heimlich geſchehn, ſondern ob er die Lehre annehmen wolle, iſt jedem freigelaſſen.

4. Item, er habe nicht eher gewußt, daß das Gut gemein ſollte ſein, als um Oſtern, wo die Stadt belagert worden, ſondern Johann von Leyden und Johann Matthiſen hätten ſolches angerichtet und hätten gerufen, man ſolle ihnen das Geld bringen.

5. Daß alle Lehre, ſo ſie gehabt, falſch ſei, könne er nicht glauben.

6. Der König habe auf dem Markt öffentlich geſagt, wo ſie nicht um Oſtern erlöst würden, (die Belagerung aufgehoben würde) ſolle man ihn gleich anderen Böſewichtern richten. Darnach, ſo ſolches nicht geſchehen, habe er geſagt, es ſolle eine inwendige Erlöſung ſein.

7. Item, er habe gegen 11 oder 12 mit ſeiner Hand gerichtet, auch etliche mit Schrauben auf den Beinen gepeinigt.

8. Item, das gemeine Volk iſt nicht untergehalten worden durch Kraft und Geſtrengheit des Schwertes, ſondern durch der Prediger Lehre und göttliches Wort. Und warum ein jeder getödtet, ſei in eine Büchſe auf dem Rathhauſe gelegen, endlich geſchrieben, was ſie begangen haben.

9. Alle Siegel und Briefe ſeien erſt dann verbrannt, als man ſie nicht länger zum Nachtheil der Chriſten gebrauchen ſollte, wie man bisher gethan, und man zuletzt einſah, daß ſolches nicht beſtehen könne.

10. Sie hätten ſich auf keinen Menſchen, noch Fürſten, noch Herrn oder Städte, ſondern allein auf die lautere Barmherzigkeit Gottes verlaſſen, zu leben und zu ſterben. Auch hätten ſie einige zweimal mit Büchern ausgeſandt nach Holland und in's Oberland.

11. Wann ſie die Oberhand behalten, ſei ihm gelehrt worden, alsdann wolle Gott die ganze Welt durch ſie als einen kleinen Haufen ſtrafen und bekehren.

12. Es ſeien von Johann Mathiſen zwei aus Holland geſchickt worden vor der Belagerung, Namens Wilhelm und Bartholomäus; dieſelben hätten die Secte erſtlich binnen Münſter gebracht und die Prediger mit etlichen Anderen getauft.

13. Sie wollten lieber vor Kummer und Durſt geſtorben ſein, ehe ſie die Stadt in Gnaden und Ungnaden aufgegeben hätten.

14. Daß Kinder gegeſſen worden, ſei ihm unbekannt.

15. Item, ſo lange der alte Baum nicht blühe, wäre keine Hoffnung zur Frucht; aber bei den jungen Mädchen wäre Hoffnung, wenn ſie begehrten. Deshalb ſolle man ſie brauchen; dies habe ein Prediger mit dem Könige vorgegeben.

Das Geſtändniß Bernard Krechting's ſtimmt mit den eben mitgetheilten überein.

Nach dieſen zu Dülmen gepflogenen Verhandlungen wurde zur Abfaſſung des Todesurtheils geſchritten, welches alſo lautete:

„In peinlicher Special-Inquiſition hochfürſtlich Münſteriſchen Land-Fiſci eines — wider Johann Beckelſohn, Bernard Knipperdolling und Bernard Krechting Inhafürte und Angeklagte, anderen Theils, iſt auf Klage und Antwort und gerichtliches Vorbringen, auch allen wohlerwogenen Umſtänden nach die Sache von Amts- und Rechtswegen für beſchloſſen angenommen und darauf für Recht erkannt:

Demnach bei der Gerichtshandlung geſtanden und bewieſen, das jetzt gemeldete Angeklagte eine neue, boshafte, viehiſche und im Reiche nicht erduldete Religion in dieſe Stadt eingeführt, die heiligen Bilder zerſtöret, Sacramente verunehrt und dabei mit Gewalt den armen Unterthanen unter den Schein der Tugend, alles gemein zu haben, das Ihrige abgenommen, auch viele nackend und bloß aus der Stadt vertrieben, das gemeine Volk wider Eid und Pflicht von dem Gehorſam gegen ihren Herrn abgeleitet und zur Rebellion aufgewiegelt, wodurch viel unſchuldig Blut vergoſſen. Auch hat Johann Beckelſohn ſich ſelbſt wider die Reichsgeſetze durch ſeine Anhänger zum König gemacht und viele Menſchen unſchuldig und grauſam getödtet, viele unzählige Laſter geübet, welche Sachen weltkundig ſind: Darum dieſen Dreien zur wohlverdienten Strafe und Anderen zum abſcheulichen Beiſpiel, alles Fleiſch mit glühenden Zangen vom Gebein ſoll abgeriſſen werden, demnächſt die Gurgel und das Herz mit einem glühenden Eiſen durchſtochen, und ihre todten Leiber in eiſerne Körbe eingeſchloſſen am Lambertithurm ſollen gehangen werden, gleichwie

Wir zu dieſer peinlichen Inquiſitionsſache Beredete hiermit erkennen und die Angeklagten dazu verurtheilen von Rechtswegen."

Decretum Wolbeck, den ſechsten Jänner 1536.

Nach ſechsmonatlicher Haft wurden die drei Verurtheilten am 12. Jan. 1536 nach Münſter abgeführt, ihnen das Todesurtheil eröffnet, und der 22. Januar zur Hinrichtung beſtimmt. Früh Morgens 8 Uhr begann dieſelbe auf dem Markte der Stadt im Beiſein des Biſchofs von Münſter und der Abgeordneten des Erzbiſchofs von Köln, des Landgrafen von Heſſen und des Herzogs von Cleve.

Nachdem vorher die Stadtthore verſchloſſen, wurden die Verurtheilten aus dem Kerker geholt und zur Gerichtsſtätte auf dem Markte abgeführt. Dort, in der Nähe derſelben Stelle, wo zuvor Johann's von Leyden königlicher Thron geſtanden hatte, war das Blutgerüſt errichtet. Sobald die Miſſethäter daſſelbe betreten hatten, warfen ſie ſich mit ausgeſtreckten Armen auf das Angeſicht und riefen zum himmliſchen Vater um Hülfe und Beiſtand, die ihnen bevorſtehende Marter um ſeines Namens willen geduldig zu ertragen; dann ſtanden ſie wieder auf und blickten die Zuſchauer mit fröhlichen Augen an, als ob ſie nichts zu fürchten hätten. Unterdeſſen beſtiegen der Stadtrichter und Licentiat der Rechte, Johann Weßeling mit den Aſſeſſoren, Hermann Heerde und Melchior Herten und einigen anderen Gerichtsbeamten das Gerüſt. Als man ihnen das Urtheil vorgeleſen, riefen ſie mit lauter Stimme: „Es mag ſein, daß wir gegen den Fürſten geſündigt haben, aber vor Gott ſind wir ſchuldlos; wir haben nichts gethan, als was der Geiſt Gottes in uns geredet, um ſeinetwillen wollen wir Alles leiden." Der König war der erſte, an welchem das Urtheil vollzogen wurde. Als er an den Pfahl gebunden und von dem Henker drei Mal gezwickt war, ſprach er kein Wort, bei den folgenden Martern ſchrie er laut auf und ſo heftig, daß alle Zuſchauer ſich entſetzten. Eine ganze Stunde lang quälte man den Unglücklichen. Beim Anblick dieſer ſchauderhaften Marter ſtieß ſich Knipperdolling in verzweifelnder Wuth auf's heftigſte gegen den Pfahl, an welchem man ihn gebunden hatte, um ſich zu tödten oder doch zu betäuben; aber dies gelang ihm nicht, denn die Henkersknechte zogen ihm alsbald einen Strick durch den Mund, und banden ihn ſo feſt an den Pfahl, daß er ſich nicht bewegen konnte. Endlich durchſtieß man dem Könige Gurgel und Herz mit glühendem Dolche. Seine letzten Worte waren: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt!" Die anderen beiden wurden auf gleich barbariſche Weiſe hingerichtet und duldeten ihre Pein mit großer Standhaftigkeit. Nur Knipperdolling rief ſterbend: „Gott ſei mir armen Sünder gnädig!" Krechting aber ſprach immer ganz leiſe: „O Gott, o Gott!"

bis er ebenfalls verſchied. Ihre Leichname wurden in drei eiſerne Käfige geſteckt und mit denſelben an der Südſeite des Lamberti-Thurms, der König in der Mitte, etwas höher als die anderen, aufgehängt. Noch gegenwärtig ſehen wir dort die Käfige, traurige Denkmäler einer ſchrecklichen Zeit und der unglückſeligſten aller Schwärmereien, welche alle Fürſten und Stände eines mächtigen Reiches wider ſich aufrief, eine ganze, reiche und blühende Stadt verwüſtete und Tauſende unglücklich machte.!

Ich laſſe zum Schluß die Aufzeichnung eines unparteiiſchen Augenzeugen folgen; es iſt die des Hofpredigers des Landgrafen von Heſſen, Corvinus, der mit ſeinem Collegen Kymeus im Auftrage des Landgrafen mit den Verurtheilten ein theologiſches Geſpräch vor ihrer Hinrichtung gepflogen und ſie zu bekehren verſucht hatten. Die Aufzeichnung lautet:

„Als der König von Allen zuerſt *) zum Richtplatze geführt ward, kniete er nieder, faltete die Hände und ſprach nur die Worte: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt! Dann wurde er an einen Pfahl gebunden und mit feurigen Zangen längere Zeit gezwickt und hingequält unter großem Beifall und Freudenruf der Meßprieſter, deren in Münſter von jeher eine große Anzahl war. Dieſen fehlte zur völligen Freude nichts weiter, als daß auch alle Lutheriſchen unter denſelben Martern aus dem Wege geräumt worden wären. Ich will nicht erzählen, welche Stärke der König beim Erdulden der Marter gezeigt, nicht ein Wort entfuhr ihm als Zeuge ſeiner Schmerzen. Als er ſeinen Geiſt aufgegeben, wurde Knipperdolling zur nämlichen Strafe geführt. Ob er, am Pfahl gebunden, noch geſprochen, iſt mir nicht bekannt; doch verſichern ſolche, welche der Richtſtätte näher geſtanden als wir, er habe: Gott ſei mir Sünder gnädig! gerufen. Während der Marterzeit gab er keinen Laut von ſich. Zuletzt ward Krechting auf dieſelbe Weiſe vom Leben zum Tode gebracht. Als man ihn mit Zangen zwickte, hörte man ihn rufen: Vater, o Vater! — Vielen der Gegenwärtigen ſah man die Freude an, welche ihnen dieſes Schauſpiel gewährte, uns aber und Anderen mit uns, welche erwogen, das Alles, was geſchehen, unſerer Sünden halber geſchah, war es nicht erfreulich. Gewiß ſind ſie — und welcher Vernünftige ſollte nicht damit übereinſtimmen? — mit Fug und Recht gerichtet worden; indeß ſollten wir doch auch unſere Sünden bedenken, deren Unzahl und Größe Gott an jenen gewiſſermaßen als Geißeln beſtrafen wollte. Als die verruchten Männer die verdiente Strafe erlitten, ward jeder einzeln in einem eiſernen Käfig **) eingeſchloſſen, ſo daß man ſie von Weitem

*) Corvinus in ſeinem Sendſchreiben an Spalatinus.

**) Aus eiſernem Gitterwerk.

ſehen und erkennen konnte. Darauf wurden ſie hoch am Lambertikirchthurm befeſtigt, nicht nur, damit das Ereigniß im ewigen Andenken bleibe, ſondern damit ſie allen Aufrührern zum warnenden Beiſpiel und Schrecken gereichen möchten, in Zukunft nichts Aehnliches zu wagen. Dies war das ſchlimme Ende des ſchlimmen Trauerſpiels."

Nach achtzehnmonatlicher Belagerung war die Stadt am 25. Juni 1535 von dem verbündeten Belagerungsheere eingenommen, und der Biſchof in ſeine landesherrlichen Rechte wieder eingeſetzt, und ſieben Monate darauf feierte auch die irdiſche Gerechtigkeit ihren Sieg, geſühnt durch das Blut der aufrühreriſchen Uſurpatoren. Mit der Zerſtörung des phantaſtiſchen Reichs der Wiedertäufer in Münſter war der Schwärmergeiſt, der alle jene Verirrungen erzeugt und hier ſeine letzten Anſtrengungen verſucht hatte, zwar nicht ganz vertilgt, aber doch in ſeiner damaligen Entwicklungsform darniedergeſchmettert und für immer unſchädlich gemacht *).

Man hatte ſich's nach Eroberung der Stadt beſonders angelegen ſein laſſen, der Häupter der wiedertäuferiſchen Schwärmer habhaft zu werden. Der Wiedertäuferkönig, Knipperdolling und Krechting waren in die Hände der Sieger gefallen; vergeblich aber ſpürte man nach Bernard Rothmann. Kein Verſteck barg ihn; unter den in den Straßen der Stadt Gebliebenen war er allen ſorgſamen Nachſuchens ungeachtet nicht aufzufinden, und ſo blieb nichts anderes als die Annahme übrig, er ſei geflohen. Das Gerücht bezeichnete die freie Reichsſtadt Lübeck als ſeinen Zufluchtsort. Deshalb wandte ſich der Bürgermeiſter und Rath der Stadt an die zu Lübeck mit dem Anſuchen, den Flüchtigen zu erforſchen und im Betretungsfalle abzuliefern. Von Lübeck aus erfolgte indeß unterm 8. Juli 1537 die Antwort **): wie derſelbe zwar nicht zu Lübeck, indeß nach eingegangener Nachricht vor Kurzem zu Roſtock geweſen, von dort aber, als er gemerkt, daß man ihm nachgetrachtet, geflohen, und jede weitere Spur gewichen; man habe indeß die naheliegenden Städte von dem Geſuch der Stadt Münſter in Kenntniß geſetzt, und würden ſie das fernere Reſultat ihrer Bemühungen anzuzeigen nicht unterlaſſen. Alle Nachforſchungen fruchteten indeß nicht, und jede Spur von Rothmanns Exiſtenz war und blieb auf immer verſchwunden. Da er ſich nach Roſtock begeben, und ſonſt nichts weiteres von ihm verlautete, ſo gewinnt dadurch die Anſicht an Wahrſcheinlichkeit, daß er den Continent verlaſſen, und über Meer ſich aller fernerer Nachſtellung entzogen habe. Vielleicht hat er ſich

*) Erhard, a. a. O. Seite 24.

**) Abgedruckt in Niesert's Münſterſcher Urkundenſammlung. Thl. I. S. 237–39.

nach Schweden begeben, woselbst er bei den Freunden, die sich Knipperdolling während seines dortigen Aufenthalts erworben, Aufnahme und Zufluchtsstätte gefunden hat.

Kurz nach dem Ende des Wiedertäuferregiments zu Münster kam der päpstliche Legat Vorstius, Bischof von Air nach Deutschland, um dem römischen Könige und den deutschen Fürsten die allgemeine Kirchenversammlung zu Mantua anzusagen. Cornelius Ettenius, kaiserlicher Notar und Schreiber beim apostolischen Archiv schreibt darüber in seinem Bericht *), wie folgt:

Von Vreden zogen wir über Minden und Osnabrück nach Münster. Je näher wir der letzteren Stadt kamen, desto mehr trafen wir an den Wegen und in den Dörfern Galgen und Räder, auf denen die falschen Propheten und Wiedertäufer gebüßt hatten. Der Bischof von Münster sieht eher wie ein Kriegshauptmann, denn wie ein geistlicher Fürst aus; er antwortete aber in unterthäniger und geziemender Weise, als ihm der Legat das Concil ansagte. Er hatte uns auf einem Schlosse bei Münster empfangen und am anderen Morgen mit fast kriegerischem Aufzuge, er selbst in kurzem Mantel und Federhut, nach Art der Feldobersten nach der Stadt geführt. Der Ruin und die Zerstörung aus dem letzten Kriege fing schon eine Strecke vor der Stadt an sichtbar zu werden. Da war zuerst die St. Mauritzkirche, die neben einem Festungsthurm gestanden, ganz und gar in Trümmern, und das Capitel fing eben an, sie wieder aufzubauen. Dann waren die Mauern, die an sich selbst schon sehr fest sind, noch ganz mit Erdverschanzungen umgeben; rings um die Stadt hatten sie einen tiefen Graben geführt, der wol eine Meile lang war, aber fast ganz zugeworfen und überdammt; vor den einzelnen Thoren waren noch die Reste übrig von den Thürmen und Schanzen, die davor gestanden, und überall sah man noch, wo die Kriegsknechte eingefallen waren, als sie in die Stadt eindrangen. Den Lambertusthurm hatten die Wiedertäufer allein unversehrt gelassen, weil er ihnen zur Warte diente, und an demselben Thurme sahen wir die Körper ihrer drei Häupter in eisernen Käfigen aufgehangen, in der Mitte und höher als die anderen ihren König, neben ihm den Feldhauptmann Knipperdolling und ihren hauptsächlichsten Propheten.

Als wir am anderen Morgen mit den Legaten der Messe beiwohnten in der Domkirche, machte das Capitel unserem Herrn und uns Ehrengeschenke; unser Herr empfing Gold- und Silberzeug, ein jeder von uns

*) Aus der Handschrift herausgegeben von W. A. Arendt in Raumers historischem Taschenbuch für 1830. S. 341 folg.

ein Gedächtniß. Die Kirche hat auch in der Belagerung viel gelitten, wie denn fast alle Kirchen zerstört wurden, während die Häuser der Bürger beinahe verschont blieben. Sie zeigten uns auch noch die Werkzeuge, mit denen jene Drei, ehe sie den Tod litten, gemartert wurden; dabei versicherten uns die Einen, jene seien verstockt geblieben, bis auf den letzten Augenblick und zuletzt ohne Reue gestorben; Andere dagegen und darunter einer von den Beichtvätern, die man zu ihnen gelassen, sagten, der König habe Reue gezeigt, doch habe er gesagt, er habe nur gegen den Kaiser gesündigt, indem er sich zum Könige aufgeworfen, im Anderen habe er nach dem alten und neuen Testament gehandelt, und er erwarte immer noch eine Offenbarung und die Befreiung der Kinder Israel. Von Anderen, die bei der Einnahme zugegen gewesen, hörten wir, daß die in der Stadt in der Hungersnoth Kinder geschlachtet und gegessen hätten; von den Ehefrauen und Beischläferinnen des Königs erzählten sie uns auch vielerlei; eine von den vornehmsten von jenen soll, als die Stadt genommen war, vor Schaam entflohn sein; von den Beischläferinnen wären noch viele in der Stadt; denn die Weiber waren bei dem Sturme verschont worden, aber sie werden von allen sehr verachtet."

Also war Ursprung, Hergang und Ende dieses in der Geschichte beispiellosen Begebnisses!

Zum Tode verurtheilt.

Didaskalie

von

Friedrich Steinmann.

Kaum ein halbes Jahrhundert wird vergehen, wo unsere Enkel von den Hinrichtungen unserer Tage sprechen, wie wir von den Hexenprozessen unserer Voreltern.

Prälat von Pahl.

Einleitung.

Unter obigem Titel und mit obigem Motto ist so eben bei Friedrich Fleischer zu Leipzig ein Trauerspiel in drei Acten *) erschienen, welches als Tendenzdrama der Ankündigung zu Folge, „eine der wichtigsten Fragen der Gegenwart, welche Gesetzgebungen und Landtagskammern in und außer Deutschland vielfach beschäftigt hat, zur lebendigen Anschauung bringt — die Frage über Fortbestand oder Abschaffung der Todesstrafe. Wie Victor Hugo in seinem Romane: die letzten Tage eines Verurtheilten, diese Angelegenheit seinem Vaterlande Frankreich an's Herz legte, so will dieses Drama herab von den „Brettern, die die Welt bedeuten", sich an Deutschland's öffentliche Meinung wenden, damit die als Motto gewählten prophetischen Worte des würdigen Prälaten von Pahl, die er einst als Widersacher der Todesstrafe in der Würtembergschen Kammer sprach, im deutschen Vaterlande in Erfüllung gehen mögen."

*) Zum Tode verurtheilt. Trauerspiel in 3 Acten, von Friedrich Steinmann. Leipzig, Friedrich Fleischer 1842.

Werden ſie in Erfüllung gehen — dieſe goldenen Worte der Humanität? Oder werden wir fortfahren, für die Staatsgewalt ein Recht in Anſpruch zu nehmen, das, obwol auf die heterogenſten, mit einander in gröſſtem Widerſpruche ſtehenden Theorien gegründet, nichts deſto weniger des Beweiſes der Rechtmäßigkeit ermangelt? — Das ſind die beiden hochwichtigen Fragen der Gegenwart, welche Folter und Hexenprozeſſe desavouirt, ſich aber noch nicht frei gemacht hat von dieſem Wahnrechte der Staatsgewalt. „Thomaſius — ſagt Friedrich der Große — beſeitigte die Barbarei der Tortur und Hexenprozeſſe; er redete ſo laut, daß man ſich ferner ſolcher Rechtshändel ſchämte.“ — Wann wird man ſich der Todesurtheile ſchämen? Wie lange wird man den Ausſpruch der Redaction der Berliner juriſtiſchen Zeitſchrift *): „Die Declamationen gegen die Todesſtrafe hören ſich recht gut an, dürften aber um 100 Jahre zu früh kommen“ — ruhig hinnehmen? Wie lange wird man die Saalbadereien der Theoretiker und Anhänger der Sicherungs-, Abſchreckungs-, Wiedervergeltungs-, Präventions-, Vertheidigungsrechts-, Contracts- und Nothrechtstheorie mit Geduld anhören? Wie lange noch die Predigten der Frommen und rigoröſen Pfaffen hinnehmen, die uneingedenk der Worte des Herrn: „Ich will vergelten,“ fanatiſch eifern für Strang und Henkerbeil? —

Der Erſte, der ſchon vor länger als drei Jahrhunderten in Deutſchland gegen dieſe Barbarei auftrat, war — nicht ein Juriſt, nicht ein Theologe, nicht ein Gelehrter, — nein, es war der Meiſter Dietpolt, der Henker zu Nürnberg, der dem Rathe der Stadt im Jahre 1513 rund heraus erklärte, daß er keinen Verbrecher mehr pfählen werde, daß er den Anblick der Seelenangſt des unglücklichen Schlachtopfers nicht mehr ertragen könne, daß er des wüthenden Kampfes mit den Verzweifelnden müde ſei, die mit der letzten Kraft der Raſerei mit ihm rangen, bis es ihm gelingen konnte, ihnen den Pfahl durch den Leib zu treiben. Im Jahre 1576 war es wiederum der Henker, der die Vollſtreckung eines Urtheils weigerte, welches auf fünf Griffe mit der glühenden Zange lautete. Dahin mußte es alſo kommen — ſagt Dr. Zöpfl in ſeiner geiſtreichen „Denkſchrift über die Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Todesſtrafe und deren Abſchaffung“ (Heidelberg 1839), daß die Gerichte vom Henker über das belehrt werden mußten, was Humanität, was Gerechtigkeit iſt! Hat dies der Henker im ſechszehnten Jahrhundert gethan, ſo hat wol unſer Diez recht geweiſſagt, wenn er ſchrieb: „Es wird eine Zeit kommen, ja, an manchen

*) Beilage zu Nro. 5. 1838.

Drum iſt ſie ſchon gekommen, wo das Volk — ſelbſt der Pöbel — humaner ſein wird als das Geſetz und ſeine Diener, wo ihr umſonſt einen Henker ſuchen werdet, der eure Blutarbeit vollzieht, wo ihr umſonſt dem Schlechtſten aus der Hefe eures Volkes Geld bieten werdet, umſonſt dem gefallenen Verbrecher Nachlaß der Strafe, damit er hingehe und mit kaltem Blute ſeines Gleichen abſchlachte." — Ich ſetze hinzu: wo lebt in unſerem Lande ein Geſetzgeber, wo ein Richter, der, wenn er für Todesſtrafe geſtimmt hat, dem Staate nicht ſeinen Arm verweigern würde, dieſe Strafe zu vollziehn, wenn ſich kein Anderer zur Vollziehung findet? Wo lebt ein redlicher Bürgersmann in unſerm Vaterlande, der nicht durch eine ſolche Zumuthung ſich entehrt fühlen würde? Aber das verträgt ein zeitliches Gewiſſen, das iſt mit der Stimme der Ehre vereinbar, mit kaltem Blute, vielleicht bei einer Priſe Tabak ein Schuldig auszuſprechen, das einem Andern den Auftrag gibt, in unſerem Namen zu vollziehn, was wir ſelbſt als eine entehrende Zumuthung erkennen. Hat Der eine Handlung weniger begangen, der ſie einem Gehorchenden befiehlt?

Mehrere Schweizerkantone haben in ihren, den Bedürfniſſen der Zeit angemeſſen, neu gegebenen Strafbüchern die Todesurtheile geſtrichen; Ungarn und andere Staaten folgten nach. Das Parlament von Otaheiti ſchaffte bereits im Jahre 1832 die Todesſtrafe ab; wollt ihr denn geringer ſein als die Otaheiter? Will der Europäer noch länger fühlloſer und unmenſchlicher ſein als der Südſeeinſulaner, der von ihm Lehre und Cultur erhielt?

Ich habe in meinem Tendenzdrama einen Fall zur Anſchauung gebracht, der den Widerſtreit des Geſetzes mit dem Leben, des todten Buchſtabens mit dem lebendigen Gefühl, der Staatsgewalt mit dem Menſchen darthut, wo der Richter nach dem Geſetz das Schuldig ausſprechen muß, der Fürſt ſein Recht der Gnade nicht zu gebrauchen wagt, kein Anderer aber außer dem Richter einen ſolchen Spruch thun würde. Ich laſſe das Skelett der Fabel meines Stückes in Novellenform hier folgen, indem ich mit den Worten Victor Hugo's ſchließe, der zuerſt die Poeſie in die Schranken rief wider die Morde, die das Geſetz der Staaten begeht an ihren Unterthanen. Jene Worte aber, werth in Granit gehauen, mit Flammenſchrift niedergeſchrieben zu werden, lauten alſo:

„Fürchtet nicht, daß die geſellſchaftliche Ordnung mit dem Henker aufhört! Die heilige Wölbung der Geſellſchaft, die da kommen wird, ſtürzt nicht zuſammen, weil ihr dieſer häßliche Schlußſtein fehlt. Die Civiliſation iſt ja nichts anderes, als eine Reihenfolge von Umgeſtaltungen; und warum ſollte auch ein peinliches Geſetzbuch nicht umgeändert

werden können? Die Tortur, das Rad und der Galgen ſind verſchwunden; nur die Guillotine lebt noch. Das milde Geſetz des Chriſten wird den Geber durchdringen und durchſchauern. Wo man jetzt Feuer und Eiſen anwendet, da wird man lindernden Balſam und heilendes Oel gebrauchen. Uebel, die man jetzt mit Zorn behandelt, wird man mit Barmherzigkeit behandeln. Das wird einfach und erhaben ſein. Das Kreuz tritt an die Stelle des Galgens; mehr bedarf es nicht."

Fabel des Trauerſpiels.

Es war Kirmeß und Schützenfeſt im Dorfe und Alles in froher jubelnder Bewegung. Vor der feſtlich mit Maien, Blumenkränzen und grünen Gewinden geſchmückten Dorfſchenke ſtanden Tiſche und Bänke in Menge, auf den erſteren Krüge und Gläſer, auf den letzteren ſaßen Bauern, Bauernburſchen und ſtattliche Dirnen, trinkend, würfelnd, Karten ſpielend, ſchäkernd und lachend. Rechts vom Hauſe eine Kegelbahn, worauf die Kugeln auf- und abrollten, umſtanden von Zuſchauern, im Hintergrunde das Kirchdorf, links zur Seite der Schützenplatz, auf hoher Stange der Vogel, wonach bei Muſik und Jubel geſchoſſen ward um den höchſten Preis des Tages — um die Würde des Schützenkönigs. Ueberall frohe Gruppen, lachende Geſichter, zwiſchen welchen ſich, dicke Schweißtropfen auf der Stirn, in der Laſt und Hitze ſeines Amtes der Dorfwirth mit Krügen und Gläſern herumtrollte, unterſtützt von ſeiner Ehehälfte, der ſchwatzluſtigen Marthe. Kurz — es bot ſich ein lebendes Bild dar, des Meiſterpinſels eines niederländiſchen Genremalers würdig.

Grade hob Hans, der Kegelkundige, die Kugel auf zum Wurf, und ſchleuderte ſie mit Macht die Bahn hinunter. Und horch! die Kegel tummelten und klapperten durcheinander, wie nie zuvor.

Burſchen! rief er frohlockend — das war ein Wurf; ſo ſieht man ihn nicht alle Tage. Hört! der Kegeljunge ſchlägt drum auch wie'ne Nachtigall. Alle Wetter, das war ein Wurf! Von dem wird man erzählen, ſo lange man Kegel ſchiebt im Dorfe.

Kaum hatte der Kegelheld begonnen, die Vortrefflichkeit ſeines Wurfes auseinanderzuſetzen, als auf dem Schützenplatze ein gewaltiger Büchſenſchuß fiel und Vivatrufen ertönte, worin die Muſik mit einem Tuſch einfiel.

Juchhe! der Vogel iſt herunter — rief herbeigelaufen kommend ein Bauernburſche. Küſters Kaspar iſt Schützenkönig! Die Muſik ſpielte, der Ruf ertönte: es lebe der Schützenkönig! und gleich darauf ordnete ſich

der Schützenzug. Dorfmusikanten voran auf, einen Marsch blasend, der Schützenkönig allein gleich hinter ihnen, festlich mit Blumen geschmückt, auf Hut und Büchse einen Blumenstrauß, gefolgt von den Schützen in Paaren zogen über den Platz vor der Schenke. Vorwärts, ihr Burschen und Mädchen! rief ein alter Bauer. Schließt euch dem Zuge an! Es geht zum Tanz. Mädchen und Burschen schloßen sich paarweise dem Zuge an; der alte Bauer folgte nach.

Während Alles dieses sich begab, standen Frau Marthe und der Dorfküster im eifrigsten Gespräche. Freilich — sagte der Letztere, ist es seltsam, daß sich Försters Rose ebenwenig wie der Herr Förster selbst heute hier auf der Kirmeß sehen lassen. Das ganze Dorf ist im Jubel. Sogar der Pfarrer hat sich unter seiner frohen Heerde sehen lassen, und mit mir angestoßen auf das Wohl des ganzen Dorfes. Nur die Beiden haben gefehlt. Vielleicht ist der alte Förster krank.

Possen, Possen! entgegnete Marthe. Ich hab' ihn noch heute früh aus der Kirche kommen sehen.

Nun — oder die Rose ist krank, meinte der Dorfküster.

Das möchte sein, lachte Marthe, das könnte sein — hahaha! und zwar liebeskrank — hihihi!

Ihr seid toll! wandte der Dorfküster ein. Die Rose liebeskrank? — Was weiß die von Liebe und Liebesweh? Kommt sie doch kaum aus der einsamen Försterei im nahen Holze heraus. Sie hockt darin, wie ein Dachs zur Winterszeit in seiner Höhle, hat keine Gemeinschaft mit dem Mädchenvolke im Dorfe, viel weniger mit den jungen Burschen. Das hätte meine Spürnase längst herausgewittert, Frau Marthe! Wo sollte die — —?

Nicht zu sehr gepocht auf Eure feine Witterung! fiel Marthe ein. — Meine Nase ist auch nicht die schlechteste im Dorfe, und hier, indem sie mit dem Finger auf die Stirn zeigte, hier ist auch kein Stroh- und Heuboden. Nein, Herr Küster, glaubt mir, ich weiß, wo Barthel Most schenkt. Was die Rose treibt, das treibt sie im Geheimen und hält uns für zu dumm, um hinter ihre Schliche zu kommen. Aber — Frau Marthe weiß, was sie weiß.

Ihr macht mich neugierig, entgegnete der Dorfküster. Erzählt, was Ihr wißt!

So hört denn! begann Marthe geheimnißvoll. Aber, es bleibt unter uns. — Stumm wie das Grab, Herr Küster! Unser eins hat längst die Fährte ausgewittert. — Die Rose hat eine geheime, vornehme Bekanntschaft. Ein junger, schöner, reicher Herr, in einem prächtigen Jagdwagen besucht sie oft. Der Kutscher, der den Herrn fährt, kömmt zu

Zeiten in's Dorf, und trinkt eins bei uns. Ich habe ihn mehrmals bis auf's Blut examinirt, aber über seinen Herrn nichts herauskriegen können. Er plaudert gern; aber über diesen Punkt ist er stumm wie ein Fisch. — Genug, daß der Herr jung, schön, vornehm und reich ist und mit der Rose im Liebesverständniß steht. Trägt doch das Ding seit Kurzem das Näschen so hoch, und sagt einer respektabeln, ehrbaren Frau kaum guten Tag.

So Frau Marthe! bemerkte der Dorfküster. — Ich staune. Was Ihr da sagt, ist kein Larifari, hat Grund und Boden. Heut zu Tage —

Geht's absonderlich her in der Welt, Herr Küster, fiel Marthe ein.

Ja, die Welt, die Welt! meinte der Dorfküster kopfschüttelnd. Die geht heut zu Tage ihren eigenen Weg. Da frommt kein Sprechen, hilft kein Predigen. — Aber die Rose ist doch so fromm, so gut.

Wie ihr Männer doch seid! sagte Marthe. Grade so spricht auch mein Mann. Marthe — sagte er, als das Gespräch jüngst zwischen uns auf Försters Rose kam, und ich ihm meine Meinung frisch von der Leber weg — wie eben Euch — sagte, Marthe, hüte dich vor bösem Leumund! Und wie ich ihm drauf Alles auseinandersetzte und erklärte, und er nicht mehr aus noch ein wußte, da erboste er, sprach kein Wort mehr und ließ mich stehn. Drum sprech' ich mit ihm nicht mehr davon. Die Dirne soll meinen Haus- und Ehefrieden auch nicht einen Augenblick stören. Was kümmert's auch mich? der alte Förster mag wissen, was er zu thun hat. Ich wasche meine Hände in Unschuld, wenn die Geschichte ein übel Ende nimmt.

Da habt Ihr Recht, Frau Marthe! sagte der Dorfküster. Doch — kommt zum Tanzboden! Wir wollen uns an der Freude unserer Kinder ergötzen und uns unserer jungen Tage erinnern.

Kaum traten sie auf die Schwelle der Schenke, als Martin, der Försterbursche, im Reisekittel, mit Jagdtasche und Knotenstock heranschritt, und Frau Marthe nachrief. Die kehrte gleich um und wunderte sich über Martins schnelle Rückkehr.

Das Verlangen, mit euch die Feier der Kirmeß zu begehen, war es — begann Martin — die mich früher von der Mutter kehren hieß.

Na — das lautet schön, bemerkte Marthe, wenn's wahr wäre, Herr Martin! Eine ganz andere Sehnsucht wird Euch getrieben haben. Hab' ich's getroffen!

Mit Nichten, versetzte Martin; denn auf Waidmannsehr'! mein Wort ist wahr. Ihr meint — ich denke mir es schon — daß Rose mich zurückgelockt; allein Ihr irrt, Frau Marthe. Zwar ist das Mädchen schön, fromm und gut und ich achte sie ob ihrer Tugenden; doch zweierlei

[illegible] Rührung und Liebe. Nicht lieb' ich sie; denn sie [illegible] kalt wie Eis. Doch, Frau Marthe, jetzt zum Tanzboden! — Und damit ging er in die Schenke.

Marthe, im Begriff, ihm zu folgen, gewahrte plötzlich den Förster Falk herankommen. Sie hatte schon darauf verzichtet, ihn zu sehen, und jubelte ihm entgegen: Willkommen, Herr Förster! Vortrefflich, daß Sie kommen. Schon glaubten wir auf die Ehre verzichten zu müssen.

Ich komme spät, erwiederte Falk; allein das Alter eilt nicht zum Tanze; den überläßt's der Jugend.

Aber, Herr Förster, fragte Marthe, wo bleibt denn Ihre Jugend — ich meine — Ihre Tochter Rose?

Bis zum Dorfe hat sie mich begleitet, entgegnete Falk, und kehrte, weil sie unwohl geworden, heim.

So? Unwohl? versetzte Marthe. Muß wol von Bedeutung sein; sonst verzichtet ein Mädchen nicht gern auf den Tanz, es sei denn, daß andere Ursachen — diese letzten Worte sprach sie mit besonderem Nachdruck.

Daß ich nicht wüßte! sprach Falk. Nein, Frau Marthe, nein!

Nun, mag auch nicht sein, Herr Förster, entgegnete Marthe. Aber nehmt's nicht übel! Ich hab's auf dem Herzen, es sitzt auf der Zunge und muß heraus. Vielleicht ist's Ihnen unbekannt. Ich habe auch eine Tochter, und wenn der Herr Förster von ihr etwas hören sollte, so werd' ich mit Dank —

Was wißt ihr denn von meiner Rose? sprach Falk rasch einfallend. Redet!

Grade nichts Böses, Herr Förster, begann Marthe, mit der Schürze spielend, bei Leibe nicht! Sind wir doch Beide auch jung gewesen; doch jetzt ist die Jugend —

Da ward auf einmal die polternde Stimme des Dorfwirthes laut: Wo hat dich der Satan wieder? Ueber Geschwätz und Geplauder vergißt du Kirmeß und Gäste. Er trat aus der Schenke und polterte fort: Richtig! da steht sie wieder und wäscht ohne Ende. — Ei sieh, Herr Förster, fuhr er fort und zog die Mütze. Nichts für ungut. Meine Frau vergißt in Ihrer werthen, angenehmen Gesellschaft Keller und Küche, und die Kirmeßgäste hungern und dursten. Dabei sah er Marthe mit zorniger Miene an.

Ich komme schon, ich gehe, entgegnete Marthe. Nehmen's nur nicht übel, Herr Förster! schloß sie im Abgehn. Und der Dorfwirth folgte ihr.

Wie? sann der alte Förster. Rose sollte mich hintergehn. Das kann nicht sein. Ich habe jedes Wort aus ihrem Munde stets hoch gehalten,

und kein Zweifel an ſeiner Wahrheit regte ſich in mir. Die Tochter ſollte den Vater hintergehen? Doch ich will mich gleich ſelbſt überzeugen. Sofort verließ er das Dorf und nahm ſeinen Weg zur Förſterei im nahgelegenen Walde.

Tief mitten im Walde lag einſam die fürſtliche Förſterei. Ein wohnliches Zimmer, mit Hirſchgeweihen über Fenſter und Thüren als Zimmerſchmuck, die Wände mit Hörnern, Büchſen, Fängern und anderem Jagdgeräthe geziert, gewährte die einzige freie Ausſicht auf den Hofraum, den hohe Eichen und Buchen mit ihren grünen Wölbungen begrenzten. Munter hüpfte Roſe in's Zimmer herein.

Der Vater glaubte meinem Worte — ſprach ſie für ſich, und ließ mich kehren. Doch iſt's auch recht, daß ich ihn täuſchte? Aus böſer Abſicht geſchah's nicht, und Böſes habe ich auch nicht im Sinne. — Max! Max! begann ſie nach kurzer Pauſe auf's neue — ſeit ich dich ſah, kenn' ich mich ſelbſt kaum; mein ganzes Weſen iſt umgewandelt.

Sie trat an's Fenſter. Da gewahrte ſie aus dem Gebüſch einen Waidmann mit Büchſe, Taſche und Fänger hervortreten. Es war Max, der Geliebte. Sie ſtürzte ihm entgegen, und in ſeligem Vergeſſen entfloh ihnen die Zeit.

Der Jahrestag, wo ſich Max und Roſe zum erſten Male geſehen, war nah, und Roſe erinnerte ihn daran. Es war am Todestage ihrer Mutter geweſen, als ſie, früh in den Wald hinausgegangen, vor einem Marienbilde unter dichter Buchen-Wölbung niedergekniet war, um für das Seelenheil der Entſchlafenen zu beten. Da hatte ein Unthier, kaum vom Morde kehrend und noch blutbefleckt von der eben zerfleiſchten Beute, ſich auf ſie geſtürzt; Max aber, zufällig im Forſte jagend, hatte es erlegt.

Im Wechſeltauſch der Rede und Liebe hatten Beide einige Zeit in der Wohnſtube der Förſterei verweilt, als ſie Tritte vernahmen. Es war Roſe's Vater, der greiſe Förſter Falk. Die Liebe ſeiner Tochter mit Max war ihm nicht bekannt; geheim und verſtohlen hatten ſie die Augenblicke, wo er im Dienſte ſeines Amtes abweſend war, erhaſcht. Jetzt überraſchte er ſie zum erſten Male; veranlaßt durch die Worte der Dorfwirthin Marthe, kam er unvermuthet, unerwartet. Nur die Thür bot dem Geliebten den einzigen Ausweg. Was blieb ihm übrig, als in die Stube zurück zu treten und zu harren, was ſich begeben würde?

Der Förſter Falk trat ein, und feſten Blickes ſeine Tochter anſchauend, begann er: Biſt du unwohler geworden, Roſe? Dein Blick iſt unſtät und verſtört.

Da ſtürzte Roſe weinend an des Vaters Bruſt.

Räthſel ſind mir deine Thränen. Löſe ſie mir! ſagte der Vater.

Verzeihung! ſtammelte Roſe.

Verzeihung flehſt du? fragte Falk; ich begreife dich nicht.

Da trat Max aus dem Hintergrunde des Zimmers auf Falk zu und ſprach ſeinen Namen.

Was wollt Ihr? Und wer ſeid Ihr, Fremdling! fragte Falk mit barſchem Tone.

Nicht ſo barſch und heftig, alter Falk! entgegnete Max. Dem Alter gezieme Ruhe und nicht der Jugend aufbrauſendes Ungeſtüm. Ihr ſollt mich hören.

Nicht mehr bedarf es Eurer Worte, entgegnete der alte Förſter; — klar liegt mir vor den Augen, was Ihr begangen habt, das Netz der Hinterliſt, womit Ihr mein Kind umſponnen habt, die ganze Größe der Gefahr. Ihr habt die Tochter mir entfremdet, Wicht, und ihr das kindliche Vertrauen genommen!

Nein, Vater! fiel Roſe ein — ich beſchwöre dich beim Allmächtigen — er iſt unſchuldig. Ich bin die Schuldige. Verzeihe mir!

Ich verzeihe dir — entgegnete Falk.

Werdet Herr Euer ſelbſt! ſprach Max.

Weil ich für meine Tochter Nachſicht übe, erwiederte Falk, erwartet Ihr ein Gleiches auch von mir? Ergebet Euch dem Wahne nicht zu ſchnell. Dem Kinde verzeihen, iſt des Vaters Pflicht, nicht rechne darauf, wer mir das Kind verführt.

Verführt? Wer wagt das Wort? Ha — Tod und Hölle! fuhr Max aus und zog den Hirſchfänger.

Zieht nur den Stahl, rief Falk, gelüſtet Euch nach Blut! Auch mich findet Ihr zum Kampfe bereit. Wohlan, zielt nach dem Herzen des Vaters, mit deſſen Tochter Ihr gekoſt in Liebesſcherz. Fallt aus!

Der Augenblick und mein aufgeregtes Blut ließen mich zur Waffe greifen — entgegnete Max, den Fänger in die Scheide ſteckend. Ungerecht war Euer Vorwurf; denn kein ſchlechter Gedanke, keine niedrige Abſicht hat mich befleckt; nur reine gewiſſenhafte Liebe zu Eurer Tochter hege ich.

Nicht habe ich Euer Herz zu prüfen; das ſteht mir nicht zu — erwiederte Falk. Aber hütet Euch vor mir; ich bin Waidmann und übe Waidmannsbrauch; ich dulde nicht, daß Jemand birſcht, wo er nicht birſchen darf. Dem Wilddiebshandwerk gram, ſchütze ich den Forſt, ſo auch mein Haus, wie das Geſetz geſtattet; mein Hausrecht üb' ich, wenn ein Fremder ſich unbefugt über meines Hauſes Schwelle wagt, und will meines Hauſes Frieden ſtören.

Seid ohne Sorge — ſprach Max, ſchwang die Büchſe und ging von dannen.

Tiefe Stille herrſchte in der Förſterſtube. Sinnend ſtand Falk da; ſtumm mit zum Boden gerichteten Blicke weilte Roſe.

So muß ich denn — nahm Falk das Wort — die lange Stille brechen, die uns wie Gewitterſchwüle beängſtigt. Bei meinem Zorn, Roſe, entdecke mir: Wer iſt der Fremde, der von uns geſchieden? Sage ſeinen Namen, ſeinen Stand mir an!

Max, Vater, ein junger Jägersmann, antwortete Roſe.

Nun — weiter — ſprach Falk.

Ich habe nie daran gedacht, ihn mehr als das zu fragen, erwiederte Roſe.

Fluch deinem Munde, wenn unwahr das Wort, das meiner Frage eben du erwiedert! — Fluch auf dein Hirn, wenn Lüge es erſann! Fluch deiner falſchen Bruſt, wenn Kindesliebe darin zu glühen ſchien und nicht drin glüht, tobte Falk.

O haltet ein! fiel Roſe ein; — die Worte treffen gleich Meſſerſtichen mein Herz; wie Gift durchrieſelt's meine Adern. Ich ſagte Alles und verhehlte nichts: Gott ſei mein Zeuge.

Du unvorſicht'ge Maid! verſetzte Falk. Ich ſollte hadern mit deinem Leichtſinn. — Nicht genug, daß du mein Vertrauen getäuſcht, du vertrauteſt dich einem Fremden an, der ſich — nein, es iſt kaum zu faſſen. — Die Welt iſt böſe, die Verſuchung groß. Schnell dem Fremden gefolgt, um Auskunft und Gewißheit zu erhalten!

Zwei Diener öffneten die Flügelthür zum Kabinet des Fürſten, der mit haſtigen Schritten eintrat.

Entfernet Euch! herrſchte er ihnen zu — Ich will allein ſein. Niemand erhält Audienz; denn ich bedarf der Ruhe. Die Diener entfernten ſich.

Ja — ich bedarf der Ruhe, nachzudenken, ſprach der Fürſt vor ſich hin, — wie ich vom Taumel heft'ger Leidenſchaft ward hingeriſſen. — Ich ſoll — das Schickſal will's — Andre beherrſchen, und bin nicht Herr der eig'nen Leidenſchaft. Doch es gewährt Beruhigung, zu wiſſen, daß rein und lauter meine Neigung war, daß ich in Roſe ihre Tugend liebte. Rein waren unſre Herzen gleich dem Schnee, der ſich auf Bergeshöhen hat gelagert; und kein Vorwurf trifft mich, daß ich meine Macht, die mir vom Himmel ward verliehen, je mißbrauchte.

Ein Diener trat ein, und meldete den Oberforſtmeiſter von Straub.

Befahl ich nicht, Niemanden anzumelden? fuhr der Fürst den Diener an.

Ein dringendes Geschäft erfordert — entgegnete der fürstliche Diener.

Er komme — gebot der Fürst. — Der Oberforstmeister trat ein, trug kurz den Fall zur schleunigsten Entscheidung vor; der Fürst unterzeichnete die Verfügung und begab sich, ohne weiter auf den Oberforstmeister, der bis dahin sein ganzes Zutrauen besessen hatte, zu achten, hinweg.

So kurz bin ich noch nie abgefertigt — sprach der Oberforstmeister, indem er Sand auf die Unterschrift des Fürsten streute! — So ist das leidige Rencontre mit dem Förster doch wirklich wahr. — Verdammtes Begebniß! Verwünschter Streich! Er hätte mich um Gunst und Amt bringen können. Robert hat den Befehl schlecht ausgeführt; ich entließe ihn aus meinem Dienste; allein der Bube ist mir nöthig. — Des Fürsten Neigung zu dem Mädchen, die ich fördere, fördert auch mein Glück — schloß der Oberforstmeister, indem er das Papier, das er in seinen Händen hielt, faltete, — und muß es sein, so opfere ich meinem Vortheil das Mädchen. Was liegt auch dran? Es ist nur eine Försterdirne.

Er verließ das Kabinet des Fürsten. Die Rappen stampften ungeduldig vor seiner Galla-Kutsche, die vor dem Portal des fürstlichen Schlosses hielt. Er stieg ein, und der Wagen des allgewaltigen Ministers rollte durch die Straßen des Residenzstädtchens.

Schon dunkelte der Abend. In der Försterstube saß Falk, der greise Förster im Sessel, die Stirn in der Hand, auf dem Scheitel ein Sammtkäppchen, in tiefen Gedanken, und seine Tochter Rose in der Nähe des Fensters am Spinnrocken. Nicht kreiste das Rad, nicht rollte die Spindel; die Spinnerin saß da, die Augen roth geweint mit dem Taschentuch bedeckend.

Umsonst, — begann Falk, vor sich hin, die tiefe Stille unterbrechend — umsonst sinnt mein greiser Kopf. Das alte Hirn vermag nicht zu ergründen, wer sich in Rose's Herz zu stehlen wußte. Bekannt waren mir des Fremden Züge, und dennoch weiß ich nicht, wer er war. Doch — vielleicht ist's besser, daß ich's nicht entdecke. Aber des Vaters Pflicht gebeut, zu erforschen, wer sich seines Kindes Neigung erschlich.

Vater, ich bin frei! Mit diesen Worten stürzte Rose an seine Brust. Die Kindespflicht hat die Liebe bezwungen. Ich habe ihn aufgegeben, ihn ewig zu vergessen. Und damit du erkennest, daß mein Entschluß ernst ist und wahrgemeint, will ich mich auch von Allem trennen, was mich an ihn erinnern kann. Nehmt dieses Bild — fuhr sie fort und zog ein Medaillon aus dem Mieder hervor. Es ist sein Bildniß, daß er mir geschenkt.

Der Förſter Falk nahm das Bild und betrachtete es lange. Da fuhr er auf einmal entſetzt zurück. Himmel! rief er aus — iſt's ein Gaukelſpiel der Hölle, das mich umfängt? Der Namenszug des Fürſten glänzt in Brillanten auf dem Medaillon; des Fremden Züge waren mir bekannt, und auf dieſem Bilde finden ſie ſich wieder. Es iſt der Fürſt! rief er aus. Roſe, entriſſen biſt du der tiefſten Kluft. Schon gähnte ſie, dich zu verſchlingen; allein des Himmels Engelſchaaren wachten, daß nicht als Opfer ſinke die Unſchuld hin. — Falk! Falk! ſprach er abgewandt und gepreßt, dein Kind des Fürſten — Buhlerin! — Dann faßte er Roſe's Hand. Kind! Roſe! Nieder — nieder auf die Kniee! Zum Himmel aufwärts unſern Blick! Denn er verläßt die Seinen nicht! Er ſchützet ſie mit ſeiner Vaterhand. — Und ſie knieten nieder mit erhobenem Blick.

Beide weilten in dieſer Stellung, als der Oberforſtmeiſter v. Straub eintrat, ſtutzte, Falk und Roſe erblickend und am Eingange ſtehn blieb.

Welche Scene! — begann er vor ſich hin. — Sie ergreift mich; wahrlich, ein ſeltner Fall! Dem Hofmann fehlt's an Zeit — zu beten; man vergißt, was man nicht übt; — ich habe lange nicht gebetet. Weichmüthig ſtimmt es mich, gäb' ich noch lange mich ſolchen träum'riſchen Gedanken hin. Mein Glück ſteht auf dem Spiele.

Falk und Roſe richteten ſich unterdeſſen auf, und Falk ihn erblickend lüftete das Käppchen und begann: Gnäd'ger Herr!

Ich ſtöre, wie ich ſehe, verſetzte der Oberforſtmeiſter.

Woher des Wegs in dieſem Sturm und Wetter? fragte Falk mit barſchem Tone.

Vorlaute Frage! entgegnete Straub. — Ein Befehl des Fürſten, den er mir zur Beſorgung ſelbſt vertraut, von größter Wichtigkeit und größter Eile, führt mich hieher, um ihn Euch zu überbringen.

Der Abend dämmert, Herr, verſetzte Falk; — ſchon iſt es ſpät, das Wetter toll, mein Alter an Jahren hoch.

Nicht Nacht, nicht Sturm, erwiederte Straub, ſcheut der getreue Diener, wenn wichtigen Dienſt der Herr von ihm verlangt. Wer alt und ſchwach, und ſeines Amtes kann nicht warten, fordere den Gnadenheller; dann mag er von des Tages Laſt und Hitze auf der Bärenhaut ausruhen.

Herr, harte Worte geben Sie dem Greiſe, war Falk's Antwort.

Ihr kennt das alte Förſterſprichwort doch, verſetzte der Oberforſtmeiſter, — wie in den Wald man ruft, ſo ſchallt's heraus. Und kurz

und gut — Gehorſam ſteht Euch an! — Der Auftrag, den Ihr auszuführen habt, erheiſcht, daß Ihr Euch ſogleich mit Eurem Burſchen reiſefertig macht, damit Euch Niemand auf dem Weg erkunde. Was Ihr zu thun, erſehet Ihr aus dieſem verſiegelten Reſcript. — Und damit reichte er ihm ein verſiegeltes Schreiben hin.

Ich kann — ich darf den Auftrag heute nicht vollziehn, begann Falk.

Ihr weigert Eurem Herrn den Gehorſam, verletzt des Amtes Pflicht, brecht Euren Eid? — fragte der Oberforſtmeiſter.

Ich bin in treuem Dienſt ergraut und habe den Gehorſam nie geweigert; doch heute geh' ich nicht, weil ich nicht darf; zwölf Roſſe ſchleppen mich nicht von der Stelle, erwiederte Falk.

Ich befehl's — bei meines Amtes Macht, herrſchte Straub.

Nicht bleib' ich aus dem Hauſe über Nacht, entgegnete Falk, und weiche keinen Schritt von meiner Schwelle, und ließen ſie auch Hunde auf mich hetzen. Mag mich der wüth'gen Rüden losgelaſſene Schaar zerfleiſchen, auf Waidmannsehr'! ich weiche um kein Haar.

O, mäßige dich, Vater! du reizeſt ſeinen Grimm, wandte ſich Roſe zu ihrem Vater.

Zu toll, daß ich mich in dem Alten täuſchte! knirſchte Straub abgewandt zwiſchen den Zähnen. Falk, reizt mich nicht, begann er darauf laut zu dem Förſter; denn Euer Trotz iſt ſchlimm; wenn Nachſicht Euer Alter nicht erheiſchte —

Ein alter Eber iſt am ſchlimmſten, Herr, fiel Falk raſch ein, wenn er von fern des Jägers Witterung ſpürt, der ihn bedroht aus ſeinem Hinterhalte; und glaubt's, dem Eber gleich iſt Falk, der Alte. Als Feind muß ich auch Sie betrachten; drum geh' ich keinen Schritt von meinem Haus, und ſollte Kerkerdunkel auch mich umfangen. Arglos gehorcht' ich immer den Befehlen — bei Tag und Nacht, verließ das Haus und ließ mein Kind allein, nicht ahnend, daß hoch über ſeinem Scheitel die Gefahr ſchwebte, gleich einem Schwert am ſeid'nen Haar. Jetzt, wo ich das Gewebe klar durchſchaue, das Netz ſehe, geſtellt der Unſchuld meines Kindes, ſo halt' ich Wacht.

Bei Gott! ich beuge deinen Starrſinn, deinen Trotz — fuhr der Oberforſtmeiſter aus, und wären ſie hart, wie Büchſenſtahl.

Bei Gott! tobte Falk. Dem Kuppler breche ich das Genick; ich bin ſchon dem Fuchſe nahe auf der Fährte.

Mir ſolche Worte? Vergißt du den ſchuldigen Reſpect? entgegnete Straub.

Ich werde ihn im Amt zu wahren wiſſen; aber außer Amt und Dienſt — verachte ich ſie — ſprach Falk, indem er ſich von ihm wegwandte.

Du ſollſt im Kerker mich achten lernen. Der Untreue im Amte klage ich dich an, teufdreiſter Alter!

Und mit dieſen Worten verließ der Oberforſtmeiſter ſeines Schreibers Zimmer und Försterei.

In einem Vorzimmer im Palais des Oberforſtmeiſters harrte ſchon lange Robert, ſein Reitknecht, als in einem Mantel gehüllt endlich nach einer Stunde der Oberforſtmeiſter eintrat.

Zur rechten Stunde treffe ich dich — begann er. Ich bin etwas zerſtreut, Robert. Ein Auftritt brachte mich außer Faſſung, der mich unerwartet, wie ein Blitz aus heiterer Luft traf. Nicht lohnt's der Mühe, und es gebricht an Zeit, dir's ausführlich zu erzählen. Genug — es gilt ſchleunigſte Entfernung des alten Falk von ſeinem Amte. Ihn zur Haft zu bringen, iſt der erſte Schritt; dem Ziele näher führt ein Prozeß; doch der fordert Zeugen und Beweiſe. Er begann im Zimmer auf- und abzugehen, und rieb ſich Stirn und Hände. Dumpf und ſchwer iſt's mir im Kopf, die Gedanken ſind träge; umſonſt ſinne ich hin und her. Sinne du für mich! begann er zu Robert; nicht fehlt's dir an Witz.

Sie ſuchen Beweiſe und Zeugen, Herr, wenn ich recht verſtanden? fragte Robert.

Richtig! du verſtandeſt mich, — entgegnete der Oberforſtmeiſter.

Ein guter Zeuge ſteht vor Ihnen, Herr — fuhr Robert fort. Zwar weiß er von der Sache kein Wörtchen; doch befehlen Sie, was er wiſſen muß; getreulich wird er's bekunden.

Trefflich, Bube! jubelte der Oberforſtmeiſter.

Aber nein, Herr, — wandte Robert nach einigem Nachſinnen ein — es geht nicht; was ich bekunde, muß ich auch beſchwören und mit dem Eide —

Der macht dir Beſchwerde? fiel Straub ein.

Ein falſcher Eid — ſprach Robert gewichtig.

Nun, was kümmert dich ſolche kleine Sünde? Was erheiſcht ein falſcher Eid? Gar nichts — lachte der Oberforſtmeiſter, indem er die Finger der Rechten wie zum Schwure empor hob — als zwei geſunde Finger und — kein Gewiſſen. Doch die Sache iſt ernſt und fordert Eile; meine Exiſtenz ſteht auf dem Spiele, mit ihr die deinige. Robert, du zeugeſt wider den Förſter Falk; die nächſte Förſterſtelle iſt für dich; verſtehſt du mich? die nächſte Förſterſtelle. Gleich zum Fürſten! Ich klage den Alten treuloſer Dienſtführung und Fälſchung an, berufe mich auf dein Zeugniß — und er wird zur Haft gebracht.

Kaum hatte er die Worte geſprochen, ſo eilte er in ſein Kabinet, während Robert in Gedanken verſunken daſtand.

Ich ſchaudere — begann er für ſich nach langem Sinnen, und Eiſeskälte durchfuhr ſeine Glieder. Doch — ſetzte er hinzu — harrt auch die Hölle im Hintergrunde, im Vordergrunde ſteht die nächſte Förſterſtelle.

In ſeinem Kabinette weilte der Fürſt am Arbeitstiſche, vor ſich ein Haufen von Bittſchriften.

Der Himmel weiß — begann er für ſich, eine der Bittſchriften in die Hand nehmend — wie manche Kummerzähre dieſes Papier genäßt, wie viele Seufzer der Bruſt entflohen ſind, die auf dieſen Blättern mir ihr Leid ohne Hehl klagt! Wie lindern dieſe Leiden, dieſen Kummer? Und wie dieſe Sorgenlaſt abbürden? — Das Leben bietet in ſeinen ewigen Wirren, im ſteten Widerſtreite der Intereſſen und im Kampfe der Leidenſchaft mit Pflicht und Recht, zuviel des Ungemachs, daß ſelbſt ein Gott nicht helfen kann. Wie ſollen Fürſten helfen?

Ein Diener trat ein und meldete den Oberforſtmeiſter von Straub.

Er komme! ſprach der Fürſt und ſchritt im Kabinette auf und ab.

Was bringen Sie? fragte er den in Hofuniform eintretenden Oberforſtmeiſter. Nichts Gutes, wie es ſcheint. Ihr Auge ſchaut wie das eines Unglücksboten.

So iſt es leider! entgegnete der Oberforſtmeiſter. Ew. Durchlaucht überheben mich der Vorbereitung; darum gleich zur Sache. Ein treuer Diener hat ſich ſchwer vergangen, der Förſter Falk —

Der Fürſt ſtutzte bei den Worten. — Der alte Falk? fragte er.

Wie ich ſagte, Durchlaucht! antwortete jener. Seit lange war er ſchroff, widerſpenſtig, barſch, und verſagte heute mir den Gehorſam im Dienſte; in ungemeſſenen Worten fuhr er mich an, die ich gern ſeinem Alter verziehen, wenn nicht bei näherer Prüfung Defecte, Unterſchleife und Fälſchungen in Menge entdeckt worden. Ich nahm zur Vorſicht Rechnung und Bücher gleich in Beſchlag und legte ſie unter Siegel. Jeder möglichen Verdunkelung zu ſteuern, Durchlaucht, fordert das Geſetz, daß man ihn jeglichem Verkehr entziehe; und dazu bedarf es des Verhaftbefehls; ich möchte ihn auf eig'ne Hand nicht gern erlaſſen.

Die Nachricht iſt verwünſcht! Ich gäbe viel, wenn nimmer ſich der Fall ereignet hätte, ſprach der Fürſt im Auf- und Abgehen. Ward die Sache ſchon ruchbar?

Durchlaucht, das ganze Forſtperſonal iſt leider unterrichtet, erwiederte Straub.

Ich wünſche Ihre Anſicht über den Fall — begann nach längerer Pauſe der Fürſt.

Meine Ansicht — entgegnete der Oberforstmeister — ist, daß, weil zur Kunde schon der Fall gekommen, zum warnendem Exempel dem Gesetz Genüge werde. Also meine Meinung! Unangenehm ist immerhin der Fall: ein greiser, treuer Diener und — — doch, Durchlaucht, um nicht zu lange zu behelligen, ist der Verhaftsbefehl ausgefertigt. Mit diesen Worten reichte er dem Fürsten ein Papier hin.

Vollziehen Sie das Haftmandat für mich! sagte der Fürst und verließ raschen Schrittes das Kabinet.

Gelungen ist's! jubelte der Oberforstmeister. Nun noch ein Federstrich, und keine Macht der Erde hemmt des Försters Verhaftung. Er trat an den Tisch, und unterschrieb den Befehl.

Jetzt ist er mein! sprach er vom Sessel sich erhebend. Jetzt kommt der Alte in's Gedränge. Sitzt er im Kerker, rasseln Eisenketten an Fuß und Hand, wird mürbe der greise Trotzkopf, mit ihm zugleich die naseweise Dirne; und er gibt nach, und sie willigt ein. Der Wurf ist gethan; die Würfel rollen. Laß seh'n, ob sich der Teufel in's Spiel mischt.

Mit schnellen Schritten verließ er das fürstliche Schloß.

Eine Stunde darauf befand sich bereits ein Militaircommando in der Försterei ein, und Falk, der alte Förster, ward zur Haft gebracht. Der Abend dunkelte heran, und in Thränen weilte Rose in der Försterstube. Da öffnete sich die Zimmerthür, der Oberforstmeister trat herein.

Sie ist allein — sprach er für sich; der Augenblick lache mir; er soll nicht unbenutzt mir entwischen. — So allein, Rose? begann er laut.

Rose erblickte ihn und fuhr zurück.

So stutze sie nur nicht, Jungfer Rose — begann der Oberforstmeister zu ihr; kein Unbekannter hat des Hauses Schwelle betreten. Wende sie sich nicht von mir!

Wer führte sie des Weges? fragte Rose in barschem Tone.

Nicht so barsch, schönes Kind — erwiederte Straub, ihr das Kinn streichelnd; der Schönheit ziemt keine Barschheit.

Sie wollen Spott und Scherz mit mir treiben? sprach Rose, sich wegwendend.

Nicht Spott, nicht Scherz. Ein ernster Auftrag führt mich her, ein Auftrag des Fürsten, entgegnete Straub.

Hinweg, scheinheil'ger Wicht! rief Rose. Dein Wort ist Lug, und Trug geleitet deine Schritte.

Nur kalt und ruhig, sprach Straub abgewandt; — Uebereilung schadet. Dann setzte er laut, aber ruhig hinzu: Er sendet mich zu dir, um seine Liebe —

Ehrloſer, ſchweig', fiel Roſe ein — den Orden des Verdienſtes trägſt du auf der Bruſt, worin das Laſter ſich eingeniſtet hat mit ſeiner Brut!

Sein liebend Herz — fuhr Straub ungeſtört fort.

Das falſche Truggewebe, womit du mich zu umgarnen wähnſt, liegt enthüllt und aufgedeckt vor mir, herrſchte Roſe ihm zu.

Und eingedenk der ſel'gen Augenblicke, fuhr Straub, ohne ſich außer Faſſung bringen zu laſſen, fort — die du ihm —

Verſchlucke, gleißend falſche Schlange — fuhr Roſe ihn an — dein Gift und erſticke in deinem Spott! — er, der mich liebte, auf meine Liebe verzichtete, weil es dem Ehrenmanne ziemte, zu meinem und ſeinem Heil — er hat dich nicht geſandt.

So wahr ich ſelig — begann Straub.

Sprich nicht aus das Wort, fiel Roſe ein; du bleicher, ſchon der Hölle verfallener Sünder!

Hier ſcheitert meine Kunſt, ſprach Straub abgewandt. — Das letzte Mittel verſucht! Und laut und heftig begann er: So höre mich, wenn du in keckem, ſtarrſinnigem Trotz beharrſt, ſo ſoll Gewalt dich ſtrafen, ſtatt daß Liebe dich beglückt. Weil trotzig du des Fürſten Liebe verſchmähſt, ſo ſollſt du kühlen meines Reitknechts Luſt, der feilen Dirne gleich! Er faßte ſie beim Arm: Fort, Buhlerin!

Das iſt zu viel! rief Roſe ſich ſeinen Händen entreißend. — Ein Piſtol vom Tiſche raffen, den Hahn ſpannen und auf den Oberforſtmeiſter losdrücken war das Werk eines Augenblickes. Straub wälzte ſich in ſeinem Blute.

Ich traf ihn gut — ſprach Roſe — ihn, der am Boden röchelte, betrachtend. Jetzt zum Gerichte, um mich ſelbſt der That anzuklagen!

Der Stab war über Roſe gebrochen; ſie ſollte enden auf dem Schafotte als Mörderin. Der Tag war angebrochen und in Haufen bereits das Volk um den Kerker verſammelt, worin Roſe weilte; der Armenſünderkarren hielt vor der Kerkerthür bereit, das Opfer aufzunehmen und zur Richtſtätte zu bringen. Gleich einem Diebe ſchlich Martin, der Förſterburſche, um den Kerker, den günſtigen Augenblick erſpähend, um hinein zu gelangen. Er wollte ſie retten vom Tode der Schmach; ein Roß ſtand bereit in der Nähe, worauf er ſich mit Roſe ſchwingen wollte zur rettenden Flucht.

Ein koſtbares Kleinod bergen dieſe Mauern — alſo waren ſeine Gedanken; es iſt hartem Urtheilsſpruche verfallen; es ſoll enden auf dem Hochgerichte. Alles wage ich; denn nicht alſo ſoll enden die Tochter eines biedern Ehrenmannes. Ihr Tod durch Henkerbeil ſoll nicht ſein Grab

beflecken; nicht ein Mund ſoll ſagen an ſeinem Grabe: Hier ruht Karl, der Vater, deſſen Tochter auf dem Schafotte geblutet. Gern ſetze ich mein Leben auf's Spiel zur Rettung. — Doch wie beginn' ich's? Ich dränge mich zur Thür des Kerkers hindurch, und gelingt es mir, berede ich ſie zur Flucht. Doch weigert ſie zu fliehn und will ſich nicht dem Retter anvertrauen, ſo ſtoße ich ſie mit meinem Meſſer nieder, daß ſie ſterbe ehrlichen Tod und nicht von Henkershand. Mit dieſen Gedanken ſtürzte er ſich in's Volksgewühl.

Auf hartem Strohlager lag Roſe im Kerker; eine erlöſchende Lampe warf trüben Schein auf die ſchwarzen Mauern des engen Gemachs, während das Morgenroth durch die Fenſtergitter brach, den Tag verkündend. Tiefer Schlummer hatte ſie befallen. Da erwachte ſie plötzlich und fuhr krampfhaft empor; denn der Gedanke ihres nahen Endes, ihr ſteter Begleiter bei Tag und Nacht, erwachte zugleich. Sie war mit ihm vertraut geworden; aber jetzt, wo die Stunde mit ſchneller Haſt herannahete, ward die Liebe zum Leben in ihr wach. Nicht auf dem Schafotte zu ſterben, war jetzt ihr Gedanke, und der andere: ihrem Leben ſelbſt ein Ziel zu ſetzen. Aber waffenlos — wie ſollte ſie es vollbringen? Sie ſuchte nach einer Nadel, damit die Pulsader zu öffnen; aber ſie fand keine.

Da ſtürzte Martin in den Kerker, bleich und athemlos.

Roſe! rief er, dein Kerker iſt geöffnet. Auf, folge mir! ich befreie dich. Mein Roß ſteht bereit, um mich mit dir hinaufzuſchwingen. Zaudre nicht! ſchon naht der Mönch, mit dir zu beten.

Nein, Martin — erwiederte ſie — Tod iſt mein Loos, das deine — Leben. Aber nicht end' ich auf dem Schafott. Ja — fuhr ſie fort, plötzlich wie von einem lichten Gedanken durchzuckt — dich hat Gott geſandt, daß mich des Henkers Hand nicht morde.

Und kaum hatte ſie die Worte geſprochen, als ſie auf ihn zuſtürzte, Martin's Fänger aus der Scheide riß, und ſich die Spitze in die Bruſt drückte.

Es iſt gethan — ſprach ſie und ſank in die Knie. Martin ſprang ihr bei und hielt ſie. Sie ſank an ſeine Bruſt; — noch zwei tiefe Athemzüge und — ſie hatte geendet.

Der Freiherr von Cotta und der Verfasser des Mefistofeles vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung Deutschland's und vor einem Obergerichtshofe Preussen's.

Beitrag

zur Theorie und Praxis der Lehre von den Injurien und dem Pasquill.

Nach und mit Actenstücken

vom

Verfasser des Mefistofeles.

Erster Artikel.

Die Lehre von den Injurien ist in Deutschland von jeher ein Janusкopf — nicht mit zwei, sondern mit zahllosen Gesichtern gewesen. Gesetzgebung, Theorie und Praxis schwanken wie Schilfrohr im Winde, sobald es sich von Injurien handelt, und es gibt keine heterogeneren Ansichten, Bestimmungen, Prinzipien und Entscheidungen im ganzen Gebiete des Rechts als grade in dieser Materie. Nur zwei Curiosa aus der deutschen juridischen Praxis mögen — da fernere Details weder Zweck, noch Raum dieser Blätter zulassen — hier eine Stelle finden, um meine eben niedergeschriebene Behauptung zu documentiren und durch Facta zu bewahrheiten.

Nach Thomasius „juristischen Händeln," stellte ein Advocat als Mandatar eines Anderen, der bei Nacht und Nebel eine Maulschelle

bekommen, den Antrag, den Beleidiger, den ſein Mandant nicht erkannt habe, edictaliter zu citiren. Die Univerſität Leipzig beſchied ihn indeß dahin: „Habt Ihr eine Maulſchelle bekommen und wißt nicht, wer ſie Euch gegeben, ſo ſeid Ihr ſolche zu behalten ſchuldig.“ Als Pendant hiezu verdient der Richter angeführt zu werden, der in einer Debatte im verſammelten Collegio die Strafbarkeit anonymer Ohrfeigen verfocht. — Dieſe Facta aus der juridiſchen Praxis Deutſchland's vorausgeſchickt zur Sache ſelbſt.

Ich ſpreche in dieſen Blättern von mir ſelbſt, d. h., von einem wider mich anhängigen gerichtlichen Verfahren, welches gegen mich auf Grund einer Denunciation wegen angeblicher Injurien reſp. Pasquille eingeleitet worden. Ich ſetzte davon bereits das Publicum mittelſt folgender Anzeige in öffentlichen Blättern in Kenntniß:

Die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, welche in den von der Redaction vertretenen Spalten ſeit Jahren ohne irgend eine Veranlaſſung über Ehrenmänner zu Gericht ſitzen, und ſie sans gêne auf die empörendſte Weiſe verunglimpfen läßt — ich erinnere u. a. an die Schmähartikel wider den Geheimrath Wahlkampf, Dr. Ellendorf und Dr. A. Lewald — war von mir in der periodiſchen Schrift: Mefiſtofeles (Leipzig, Friedrich Fleiſcher, 1841) wegen dieſes in der deutſchen Zeitungswelt früher unerhörten Verfahrens und anderer Brandmarke, die jene Zeitung trägt, angegriffen worden. Der Freiherr von Stein bezeichnete eins derſelben mit den Worten: „Ein freier unabhängiger Mann, wie Herr von Cotta, ſollte ſein Blatt keiner Partei vermiethen.“ Sie ſind abgedruckt in den „Briefen Steins an den Freiherrn von Gagern“ (S. 239), Cotta'ſ eignem Verlagsartikel. Niebuhr ſagte von der Allg. Zeitung: „Ich halte mich an die franzöſiſchen Blätter, welche nicht ſo gemein und undeutſch ſind wie die Allg. Zeitung“ (Lebensnachrichten II. S. 307); und Gentz ſpricht von der falſchen, höchſt verderblichen Richtung, deren Maaß voll geworden durch die Aufnahme ſchmählicher Artikel, die gleich Feuerbränden in die ſolchem pöbelhaften Muthwillen früher unzugängliche Zeitung geworfen würden.“ (Gentz's Schriften von Schlefier V. S. 214.) Solche Urtheile fällten Männer, die den größten Geiſtern der deutſchen Nation angehören, über die Augsburger Allg. Zeitung. Gleichlautende Ausſprüche der beſten Organe der periodiſchen deutſchen Preſſe ſind im erſten Hefte des Mefiſtofeles zuſammengeſtellt, und die Tendenzen der Zeitung von mir darin näher beleuchtet und geſchildert. Keiner der zahlreichen Triarier und Haſtaten der „nicht unanſehnlichen Phalanx“ des Cotta'ſchen journaliſtiſchen Söldnerheeres wußte dagegen Widerlegendes vorzubringen, obwol es galt, die Richtigkeit meiner Schrift durch ſchlagende Gründe darzuthun und ſie in ihrem Einfluſſe zu entkräften, die „Lügen“, die ſie enthalten ſollte, aufzudecken, die „Frechheit“ und „Ignoranz“, die mir aufgebürdet werden, nachzuweiſen. Man beſchränkte ſich mit vornehmen Naſerümpfen bequemſter Weiſe auf gemeine Schimpfworte, (vergl. Allg.

Zeitung Nro. 5 und 10), worauf etwas zu erwiedern unter der Würde des Mannes iſt. Dies ſchien der Redaction, dem deutſchen Publicum gegenüber, vor dem ich überall mit dem ihm ſchuldigen Anſtand aufgetreten bin, ausreichend, da ein zuerſt wider den Meſſtofeles zur Anwendung gebrachtes oder vielmehr verſuchtes ſcurriles Mittel von keinem Erfolge geweſen. Es war dieſes der bei dem Stadtrathe zu Leipzig angebrachte, — um mich des beliebten Ausdrucks der Redaction der Cotta'ſchen Zeitung zu bedienen — „wahnwitzigſte" Antrag auf Confiscation des Meſiſtofeles. Das wol ſchwerlich von einem Buchhändler ſonſt einer deutſchen Behörde alſo geſtellte Petitum, welches jeder Spur juridiſcher und geſetzlicher Einſicht und Begründung entbehrte, ward natürlich abgewieſen *), und ſo iſt jetzt nach jenem vereitelten Confiscationsſchwabenſtreich eine Denunciation wegen Injurie reſp. Pasquills an's Tageslicht gekommen als letztes Hülfs- und Nothmittel. Die Geſchichte dieſes Prozeſſes wird unter dem Titel, Der Freiherr von Cotta und der Verfaſſer des Meſiſtofeles vor dem Richterſtuhle der öffentlichen Meinung Deutſchland's und einem preußiſchen Ober-Gerichtshofe, im Druck erſcheinen.

Es liegt mir ob, dieſe öffentlich gegebene Zuſage zu erfüllen; und das ſoll hiermit geſchehn, obwol ich mich dadurch hier in dieſen Blättern in die Reihe deutſcher Verbrecher, neben Mörder und Räuber, Mordbrenner und Hochverräther ſtelle, und in dieſer erſten Lieferung der ſchwarzen Blätter durch Zufall den Wiedertäuferkönig Johann von Leyden und den Herzog von Friedland zu Genoſſen habe. Doch Wallenſtein ſagt:

„Du mußt Partei ergreifen in dem Krieg!"

Am 21. Februar 1842 wurde mir durch einen Oberlandesgerichtsboten nachſtehende Verfügung inſinuirt:

Der Freiherr von Cotta hat wegen mehrerer Aeußerungen, welche in dem im Verlage von Friedrich Fleiſcher zu Leipzig erſchienenen Werke:

Meſiſtofeles, Revue der deutſchen Gegenwart in Skizzen und Umriſſen. Erſtes Heft

und zwar in den darin befindlichen Aufſätzen unter den Rubriken:

die Augsburger Allgemeine Zeitung in ihrer tiefſten Erniedrigung,
ein Manifeſt in vier Artikeln, und der projectirte Stuttgarter Verein zur Herausgabe älterer Druck- und Handſchriften

enthalten ſind, und wodurch derſelbe ſeine Ehre gekränkt fühlt, wider Sie, den angeblichen Verfaſſer jenes Werkes, als Pasquillanten, auf fiskaliſche Unterſuchung angetragen. Vom Königlichen Oberlandesgericht hieſelbſt iſt die Einleitung ſolcher Unterſuchung beſchloſſen und mir die Führung der-

*) Nachträglich erfolgte bekanntlich die Confiscation durch Beſchluß des königl. ſächſiſchen Miniſteriums zu Dresden.

selben aufgetragen. Zu ihrer Einlassung und Antwort auf die Beschuldigung, zur Ausführung Ihrer Vertheidigung dagegen, und zur bestimmten Anzeige der über Ihre Vertheidigungsgründe etwa vorhandenen Beweismittel, und sofortiger Beibringung dieser Beweismittel, sofern sie in Urkunden bestehen, habe ich Termin auf Mittwoch den 2. März Vormittags 11 Uhr in meiner Wohnung anberaumt.

Ich lade Sie zu diesem Termine hierdurch vor, und bemerke, daß, sofern die Beschuldigung begründet befunden werden sollte, der Bestrafung die §§. 572 sq. 576, 615, 619. Tit. 20. Thl. II. des Allg. Landrechts zu Grunde zu legen sein werden.

Münster, den 19. Februar 1842.

Der Commissar des Ober-Landes-Gerichts.

v. Zur Mühlen, Ober-Landes-Gerichts-Assessor.

Bis zu diesem auf den 2. März angesetzten Termine war ich indeß noch nicht mit hinreichender Information, um der Denunciation gehörig entgegentreten zu können, versehn, da mir die erforderte Auskunft über gewisse Puncte von Leipzig noch nicht zugegangen war. Ich zeigte dieses daher dem Herrn Commissarius in folgenden Zeilen an:

Ew. Hochwohlgeboren haben mich mittelst Verfügung vom 19. Februar zur Einlassung auf die von dem Buchhändler von Cotta wider mich eingereichte Denunciation auf den 2. März c. vorgeladen. Da mir indeß bis heute die nöthige erforderte Auskunft behuf meiner vollständigen Gegenäußerung von Leipzig noch nicht in erschöpfender Weise zugegangen, so muß ich auf gefällige Ansetzung eines neuen Termins hiermit antragen.

Münster, den 1. März 1842. Steinmann.

Es ward ein neuer Termin auf den 16. März anberaumt. Mittlerweile mit Inventarisation eines großen, aus einer bedeutenden Gemälde- und Kupferstichsammlung und dergl. bestehenden Nachlasses amtlich beauftragt, welches Geschäft weit über den 16. März hinaus meine Thätigkeit in Anspruch nahm, mußte ich wiederum auf Extension des Termins antragen. Der neue Termin ward mittelst Verfügung vom 16. März auf den 29. März angesetzt zur Erledigung der Verfügung vom 19. Februar. Da ich in diesem Termine nicht erschien, so erging die nachfolgende Ladung:

Da Sie in der wider Sie wegen Beleidigung des Freiherrn von Cotta eingeleiteten Untersuchungssache in dem auf heute zu Ihrer Vernehmung anberaumten Termine nicht erschienen sind, so eröffne ich Ihnen, daß nach Vorschrift des §. 47. Tit. 35 Thl. I. der Allg. Gerichts-Ordnung ich zwar nochmals einen neuen Termin zu Ihrer Auslassung auf den

6. April a. c. Vormittags 11 Uhr in meiner Wohnung anberaumt habe, daß aber, wenn Sie in diesem Termine wieder nicht erscheinen, in contumaciam verfahren werden wird. — Es wird demnach die Vernehmung des vom Herrn Cotta zum Beweise darüber, daß Sie der Verfasser des Werkes betitelt: „Mefistofeles, Revue der deutschen Gegenwart in Skizzen und Umrissen" sind, in Vorschlag gebrachten Zeugen Buchhändlers Stadtraths Friedrich Fleischer zu Leipzig, durch die Königlich-Sächsischen Behörden veranlaßt, und dabei angenommen werden, daß Sie gegen die Person und Glaubwürdigkeit dieses Zeugen keine Einwendungen oder Ausstellungen zu machen haben. Fernerer Beweis wird sodann nicht aufzunehmen sein, da ein Exemplar jenes Werkes vorliegt, und werden nach jener Vernehmung Acten — während Sie Sich der Ihnen sonst zustehenden Befugniß, Sich nach geschlossener Untersuchung schriftlich vertheidigen zu lassen, durch Ihr Ausbleiben verlustig machen, — sofort zum Spruch vorgelegt werden.

Münster, den 29. März 1842.

Der Commissar des Ober-Landes-Gerichts.

Auf diese Vorladung gestellte ich mich. Der Herr Commissarius händigte mir die Denunciation nebst Anlagen zur Durchsicht ein. Ich theile sie hier aus dem Gedächtnisse mit und bemerke, daß, wenn vielleicht hie und da eine nicht ganz wortgetreue Stelle vorkommen mag, Sinn und Gedanken aber getreu wiedergegeben sind.

An das königlich preußische hohe Ober-Landes-Gericht zu Münster.

Dem königl. preuß. hohen Oberlandesgerichte überreiche ich ehrerbietigst eine von dem dortigen Oberlandesgerichts-Secretair Steinmann verfaßte *), anonym herausgegebene und unter der Firma der Buchhandlung von Friedrich Fleischer zu Leipzig verbreitete Druckschrift, betitelt: Mefistofeles, Revue der deutschen Gegenwart in Skizzen und Umrissen. Erstes Heft; und trage, da sich diese Schrift als Pasquill charakterisirt, in Gemäßheit des Allg. Landrechts Theil II. Tit. 20 §. 653 und 655, ingleichen der Kabinetsordre vom 9. Februar 1836 darauf gehorsamst an:

gegen den obgenannten Verfasser mit Eröffnung der fiscalischen Untersuchung zu verfahren, und die Acten nach deren Schluß meinem

*) Diese Behauptung ist jedenfalls zuweit gegriffen, da der Mefistofeles u. a. Jugendbriefe von H. Heine enthält — ein gewaltiges Versehn des Advocaten Schellwitz zu Leipzig, des Verfassers der Denunciation.

Vorsitzenden Herrn Justizrath Boele nach §. 70 Tit. 35 Theil I. zur Erklärung vorzulegen.

Wenn schon seinem Unbefangenen nach Durchlesung des vierten und siebenten Abschnittes *) entgehen kann, daß der gesetzliche Begriff des Pasquills (Allg. Landrecht I. c. §. 572) auf die fragliche Druckschrift unverkennbare Anwendung findet, dieselbe auch keineswegs durch §. 575 entschuldigt wird (?), so habe ich doch geglaubt, die Aufmerksamkeit des hohen Gerichts vorzugsweise auf einige Stellen hinleiten zu müssen, um so der mir obliegenden Pflicht, Hochdemselben die Beweismittel an die Hand zu geben, desto sicherer zu genügen.

Fast an die Spitze des Aufsatzes: „die Augsburger Allgemeine Zeitung in ihrer tiefsten Erniedrigung," stellt nämlich (S. 95.) nach einer allgemeinen Bemerkung über die angeblich häufigen Veränderungen in den Ansichten der Allgemeinen Zeitung die Behauptung, daß „nicht die Regierung und die Preßgesetzgebung des deutschen Bundesstaates, in dessen Territorium sie erscheint, nicht die Redaction der Zeitung, sondern einzig und allein der Unternehmer und Eigenthümer des Blattes und sein Egoismus," die Schuld dieser Metamorphosen trügen. An diese Behauptung reihen sich andere, die bestimmter die Identität der angeblich verwerflichen Grundsätze und die Richtung der Allgemeinen Zeitung mit den Grundsätzen und der Richtung ihres Eigenthümers aufzeigen sollen. So sagt der Verfasser (S. 124 folg.):

„Die — man erlaube mir das Wort — Staatsverfassung der Augsburger Allgemeinen Zeitung beruht auf dem Prinzip des monarchischen Absolutismus oder — genauer und bezeichnender — asiatischer Despotie. Sie ist die „hohe Pforte" der periodischen Zeitungspresse in Deutschland. Cotta ist der Sultan dieser Journalmonarchie, der Doctor Francia dieses deutschen Zeitungs-Paragnay. Seine Fermane und Cabinetsordres beginnen kategorisch: Ich will, und schließen ebenso: Ich der Unternehmer. Bei jeder Cabinetsordre, welche er an sein Ministerium, die Redaction, erläßt, liegt die seidene Schnur als Symbol der Alternative: entweder Gehorsam oder Ungnade. Die Redaction denkt, der Eigenthümer lenkt; daher die Prinziplosigkeit der Ersteren, gegründet auf dem egoistischen Alleinwillen des Letzteren." Ferner (Seite 125):

„Die gegenwärtige Redactionsfirma: Dr. Gustav Kolb und J. A. Altenhöfer, sonst im literarischen Gebiete unbekannt, ist nach der Verfassung des Instituts willenlos, ihre individuellen Ansichten und Gesinnungen ohne Einfluß, und ihre Thätigkeit auf die gewöhnliche äußere Redac-

*) Soll heißen Artikels resp. Aufsatzes.

Unterwürfigkeit beſchränkt. In ihren Beziehungen zu Cotta ſind ſie Puppen ſeines Willens, in ihren Redactionsmaximen Marionetten, von ſeiner Hand am Faden gegängelt — Redactionsmaſchinen und er die bewegende Kraft."

Aeußerungen wie dieſe werfen nun auch ein ganz beſonderes Licht auf die Beſchuldigungen, welche in dieſer Schrift gegen die Redactien und die Leitung der Allgemeinen Zeitung überhaupt gemacht werden; denn ſie ſchreiten weit aus den Grenzen eines erlaubten kritiſch-literariſchen Urtheils, welches ſeiner Natur nach nur mit der Sache zu thun haben kann, und werden zu perſönlichen Angriffen und Beſchuldigungen, die den Eigenthümer als denjenigen treffen, welcher nach den Angaben des Verfaſſers die Redaction zu egoiſtiſchen Zwecken beherrſcht. Von dieſem Standpunct aus können nun auch ſolche Aeußerungen genügend gewürdigt werden, wie dieſelben S. 99, 100, 102, 111, 113, 114, 115, 117 und ferner noch an vielen Stellen zerſtreut ſich finden.

Aeußerungen wie die S. 96:

„Der Geldſack, der Gott Dollar," iſt der Gott Cotta's. An der Stelle, wo die Börſe liegt, iſt er der Ferſe des Achilles gleich, am empfindſamſten und verwundbarſten. Und deshalb wechſelt die Allgemeine Zeitung ihr Prinzip, ihre Anſicht und Geſinnung in ſtets charakterloſer Veränderlichkeit, ingleichen diejenigen, die auf derſelben Seite folgen, erſchöpfen beinah Alles, was einem unbeſcholtenen Manne an Niederträchtigkeit und Ehrloſigkeit vorgeworfen werden kann.

Allein es genügt dem Verfaſſer nicht, mich zu beſchimpfen; auch das Andenken der Todten iſt ihm nicht heilig, und S. 105 verſucht derſelbe den Charakter eines Mannes zu beſchimpfen, deſſen Achtungswürdigkeit, Uneigennützigkeit und aufopfernde Thätigkeit für die deutſche Literatur von Männern anerkannt und beſtätigt worden ſind, deren Namen noch leuchten werden, wenn Niemand mehr an eine Revue der Gegenwart denkt. Und darf ich auch annehmen, daß mein verewigter Vater in der Erinnerung aller Tüchtigen höher ſteht, als daß ihm aus einem ſolchen Verſuche Schande erwachſen könnte, ſo dürfte derſelbe gleichwohl vorzugsweiſe dazu dienen, die Bösartigkeit der Geſinnung zu enthüllen, aus welchem die in Rede ſtehende Schrift hervorgegangen iſt.

Ganz in demſelben Geiſte iſt der ſiebente Aufſatz: „der projectirte literariſche Verein in Stuttgart zur Herausgabe älterer Hand- und Druckſchriften" gehalten. Ich verzichte inzwiſchen darauf, einzelne Stellen herauszuheben, da aus dem ganzen Inhalt deutlich die Abſicht perſönlichen Angriffs und muthwilliger Beleidigung hervorgeht. Allein ich bin genöthigt, die Aufmerkſamkeit des hohen Gerichtshofes vorzugsweiſe für dieſen Aufſatz in Anſpruch zu nehmen, da, wie ſich aus der

zweiten Druckbeilage ergibt, Seine Majeſtät der König von Würtemberg geruht haben, die Protection des literariſchen Vereins anzunehmen, und die Schmähungen, die der fragliche Aufſatz gegen denſelben ſchleudert, vielweniger mich als den hohen Protector deſſelben treffen. (?!!!?)

Inzwiſchen gebe ich natürlich dem hohen unterſuchenden Gerichte ganz anheim, in wieweit dieſer Umſtand von Einfluß auf dieſe Angelegenheit ſein müſſe; doch glaube ich, meiner Obliegenheit, die Eigenſchaft des denuncirten Werkes als einer Schmähſchrift nachzuweiſen, völlig entſprochen zu haben.

Sollte darauf, daß dieſe Schrift gegen den Willen des Verlegers als ein Verlagsartikel deſſelben bezeichnet worden iſt, irgend etwas ankommen, oder ſollte Denunciat die Autorſchaft derſelben in Abrede ſtellen, ſo berufe ich mich für beide Fälle auf das Zeugniß des Buchhändlers und Stadtraths Friedrich Fleiſcher zu Leipzig und beſcheinige zugleich durch das im Original angebogene Zeugniß, daß mir der Name des Verfaſſers erſt am 17. vorigen Monats von Amtswegen bekannt gemacht worden iſt.

Endlich legitimire ich mich den Unterzeichner der gegenwärtigen Denunciation durch die in beglaubter Abſchrift beigefügte Vollmacht und beharre in größter Verehrung.

Leipzig, den 27. Januar 1842.

Georg Freiherr von Cotta,
Baieriſcher Kammerherr, Abgeordneter der Ritterſchaft des Königreichs Würtemberg, Ritter des königl. preuß. rothen Adlerordens dritter Claſſe
durch
ſeinen legitimirten Bevollmächtigten
Dr. Schellwitz.

Die erſte Anlage der Denunciation war ein Exemplar des Heftes I. des Meſſikofeles, die zweite folgendes Atteſt:

„Der Rath der Stadt Leipzig bezeugt hiermit auf Anſuchen, daß dem Herrn Dr. Hartmann Schellwitz hier in Folge eines für den Herrn Georg Freiherrn von Cotta angebrachten Geſuchs der Name des Verfaſſers der unter dem Titel: Meſſikofeles u. ſ. w. erſchienenen Druckſchrift am 17. Dec. 1841 amtlich bekannt gemacht worden iſt.“

Leipzig, den 14. Januar 1841.

Der Rath der Stadt Leipzig

(L. S.) (Unkenntbar.) Dr. Groß.

Die dritte Anlage der wider mich gerichteten Denunciation war eine von Cotta auf den Dr. Schellwitz ausgeſtellte Vollmacht, welche als eine für Preußen juridiſche Curioſität ihrem Hauptinhalte nach hier mitgetheilt

zu werden verdient, da dem Mandatar darin „Vollmacht und Gewalt“ ertheilt wird, auf Bestrafung von „schmähsüchtigen und beleidigenden Aeußerungen“ gegen Lebende und Todte anzutragen. Sie lautet ungefähr also:

Hierdurch ertheile ich Endesunterzeichneter unter Genehmigung des in der Sache bereits Verhandelten Herrn Dr. H. Schellwitz zu Leipzig Vollmacht und Gewalt, an meiner Statt vor dem Wohllöblichen Magistrat zu Leipzig, ingleichen vor jeder höheren oder niederen Behörde sowol des Königreichs Sachsen als des Königreichs Preußen zu erscheinen und alle erforderlichen Schritte zu thun, um sowol zur Ermittlung des ungenannten Herausgebers und Verfassers der im Verlag von Friedrich Fleischer zu Leipzig erschienenen Schrift: Mefistofeles u. s. w., als auch zur Bestrafung der darin wider mich und meinen verstorbenen Vater, Geheimen Rath und Kammerherrn, Freiherrn von Cotta enthaltenen schmähsüchtigen und beleidigenden Aeußerungen zu gelangen. In dessen Gemäßheit soll mein obgenannter Mandatar ermächtigt sein, sowol die erforderlichen Einleitungen wegen Beschlagnahme und Confiscation der fraglichen Schrift zu treffen als auch die Eröffnung von Untersuchungen zu veranlassen und nach Befinden persönliche Injurien als Entschädigungsklagen gegen den ermittelten Verfasser oder Herausgeber, so wie gegen jeden Betheiligten und insbesondere gegen den Verleger des fraglichen Werkes zu erheben u. s. w.

Stuttgart, den 6. Januar 1842.

Georg, Freiherr von Cotta.

Die vierte Anlage enthielt eine Uebertragung der Vollmacht des Dr. Schellwitz auf den beim Königl. Ober-Landes-Gerichte zu Münster fungirenden Justiz-Commissar Herrn Justizrath Boele.

Die fünfte Anlage ist die nachfolgende:

Literarischer Verein in Stuttgart

zur Herausgabe älterer Druck- und Handschriften, und ausschließlicher Vertheilung derselben an die Vereins-Mitglieder. Unter Protection Sr. Majestät des Königs von Würtemberg.

Die Unterzeichneten fordern hierdurch jeden Freund und Gönner der Literatur zur Unterstützung des von ihnen eingeleiteten Unternehmens auf. Sie haben, nach dem beachtenswerthen Vorgange der Engländer, einen Verein zu begründen angefangen, der wenigstens 500 Mitglieder zählen soll. Der jährlich von jedem Mitgliede zu leistende Beitrag von fl. 11. — rhein., also bei 300 Mitgliedern die Summe von fl. 5500. —, soll auf den Abdruck werthvoller, sei es handschriftlicher, sei es älterer schon gedruckter, aber bereits aus dem Buchhandel verschwundener und sehr selten gewordener Schriften verwendet werden, und zwar solcher, die dem germanischen und romanischen Sprachgebiet angehören und ein allgemeines Interesse darbieten, also vorzugsweise Schriften

geſchichtlichen oder poetiſchen Inhalts. Ein wiſſenſchaftlicher Zweck, nicht Liebhaberei an Sonderbarkeiten oder Bibliomanie ſoll die Auswahl beſtimmen. Ueberſetzungen ſind ausgeſchloſſen, ſofern das Original noch exiſtirt. Ebenſo iſt der Abdruck ſolcher Quellen der deutſchen Geſchichte, die in der großen Pertz'ſchen Sammlung erſcheinen werden, ausgeſchloſſen.

Die Sammlung ſoll typographiſch auf das Würdigſte ausgeſtattet werden und in groß Octav in drei Sectionen erſcheinen (Geſchichtswerke — Dichtungen — vermiſchte Schriften). Die Abdrücke ſollen ohne Commentationen nach den beſten Originalen, die zu bekommen ſind, treu copirt und auf das Sorgfältigſte corrigirt werden. Wie ſehr auch kritiſche Ausgaben mit Erklärungen zu wünſchen wären, ſo erfordern ſolche doch Zeitaufwand und Koſten, die das Vermögen des Vereins überſchreiten und nicht in ſeinem Zwecke liegen können. Dagegen werden, wie ſich von ſelbſt verſteht, werthvolle nicht zu ausgedehnte Erklärungen zum Text, wenn kein Honorar dafür gefordert wird, mit Dank angenommen. (!!!)

Zählt der Verein 500 Mitglieder, ſo können, nach Abzug der Koſten für Correſpondenzen, Abſchriften, Papier, Satz, Druck, Correctur und Verſendungen, jährlich wenigſtens 150—180 Bogen, alſo nach Maßgabe des Formats 5—6 Bände, und bei einer größeren Mitgliederzahl verhältnißmäßig noch mehr gedruckt werden. Für je fl. 11. — jährlichen Beitrags erhält jedes Mitglied ein Exemplar der in dem betreffenden Jahr abgedruckten Schriften, wobei es jedem Mitglied freiſteht, auf mehrere Exemplare zu ſubſcribiren. Außer den ſubſcribirten Exemplaren darf, ein kleiner üblicher Reſt zur Ergänzung von Defecten ausgenommen, kein Exemplar weiter gedruckt werden.

Ueber die Wahl, welche Schriften überhaupt und welche zunächſt abzudrucken ſeien, ſollen, ſo weit es möglich iſt, alle Mitglieder zu Rathe gezogen werden; denn der Zweck des Vereins kann kein anderer ſein, als den Wünſchen aller Mitglieder, und wenn die Meinungen verſchieden wären, der Mehrheit zu genügen. Deshalb werden Alle, die dem Vereine beitreten wollen, erſucht, den Unterzeichneten ihre etwaigen Wünſche und Anträge mitzutheilen, auf ſeltene Schriften aufmerkſam zu machen, die Herbeiſchaffung und Benutzung derſelben zum Behuf des Abdrucks zu erleichtern.

Den erlauchten Geſchlechtern bietet ſich hier eine Gelegenheit dar, werthvolle Papiere aus ihren Archiven einer gewählten Geſellſchaft und einem geſchloſſenen Kreiſe von Geſchichtsfreunden bekannt zu machen. Geſchichtsforſcher finden Anlaß, neue Entdeckungen mitzutheilen. Bücherfreunde können als Mitglieder des Vereins ihre Seltenheiten gegen einander austauſchen, indem ſie dieſelben dem Vereine zum Abdruck leihen. Academien, gelehrten Corporationen und Jedem, der berufen und geneigt iſt, geiſtige Bildung zu fördern, wird auch die Verbreitung der ſeltenſten Schätze des Wiſſens willkommen ſein, und er wird gerne nach Kräften dazu mitwirken.

Weil aber der Verein, ſofern er zu Stande kommt, wahrſcheinlich viele weit auseinander wohnende Mitglieder zählen wird, von denen unmöglich in allen Fällen Stimmen eingeſammelt werden können, und weil ein Unternehmen dieſer Art nur von Wenigen an einem beſtimmten

Puncte zweckmäßig geleitet werden kann, bieten ſich die unterzeichneten erſten Begründer des Vereins auch zu Leitern und Verwaltern deſſelben an. Stuttgart iſt zum Druckort und Centralpunct des Vereins in vorzüglichem Grade geeignet, vermöge ſeiner zahlreichen und ausgezeichneten Druckereien, vermöge ſeines ausgebreiteten literariſchen Verkehrs und weil es in politiſcher, kirchlicher und academiſcher Beziehung einen möglichſt neutralen Mittelpunct darbietet. (!!)

Die zuverläſſigſte Garantie der Geſellſchaft gegenüber der Direction wird darin beſtehen, daß die Unterzeichneten des Vertrauens und der Mitwirkung der Mitglieder nothwendig bedürfen, um das Unternehmen zu Stande zu bringen und im Gange zu erhalten, worin für ſie die unumgängliche Pflicht liegt, ſich dieſes Vertrauens würdig zu zeigen.

Jedem Mitglied ſteht zu jeder Zeit der Austritt frei. Wer ein Jahr lang ſeinen Beitritt nicht bezahlt, wird für das folgende Jahr als ausgeſchieden betrachtet.

Eine weitere Garantie der Geſellſchaft gegenüber der Direction ſoll darin beſtehen, daß, ſobald 500 Mitglieder ſich gemeldet haben und der Verein demnach ſich conſtituirt, jedem Mitglied eine Namensliſte der Geſellſchaft zugeſchickt und daſſelbe aufgefordert werden ſoll, aus der Zahl der Mitglieder eine Commiſſion von achtzehn außerhalb Stuttgart wohnenden namhaften Gelehrten zu bezeichnen, von denen, in Verbindung mit den Unterzeichneten, die Wahl der abzudruckenden Schriften abhängen ſoll. Jene Commiſſion wird aus der Mehrheit der einlaufenden Stimmen hervorgehen, und im Fall ein Mitglied die Wahl nicht annähme, durch das im Stimmenmehr folgende erſetzt werden.

Sobald der Verein ſich conſtituirt hat, werden wir davon (zunächſt in der Allgemeinen Zeitung) öffentlich Kunde geben und in den bedeutendſten Städten Commiſſionaire bezeichnen, durch welche die Beiträge können entrichtet und ſpäter die Abdrücke entgegen genommen werden. Die Beiträge müſſen vorausbezahlt werden, damit die Auslagen gedeckt und die Abdrücke rechtzeitig im Lauf eines Jahres können vollendet werden.

Je am Jahrestage der Conſtituirung des Vereins wird von den Unterzeichneten öffentlich Rechnung abgelegt werden.

Wir erſuchen nun Alle, die ſich für das Unternehmen intereſſiren und demſelben beizutreten geſonnen ſind, ihren Beitritt möglichſt bald unter der Adreſſe der Buchhandlung, welche auf der inliegenden Subſcriptions-Urkunde bemerkt iſt, und welche dieſelbe nach Stuttgart weiter befördern wird, gefälligſt abgehen zu laſſen.

Gewünſcht wäre es, wenn die verehrten Herren Theilnehmer auf inliegender Beitritts-Urkunde zugleich eine Buch- oder ſonſtige Handlung bezeichneten, welche Sie beauftragen wollen, die jährlichen Beiträge für Sie zu leiſten. Stuttgart, den 1. Februar 1841.

Freiherr v. Cotta, Königl. Baieriſcher Kämmerer. Efrörer, Prof., königl. Bibliothekar. Kausler, Archivrath. v. Kölle, Geh. Legationsrath. v. Lehr, Geh. Legationsrath, Inſpector der königl. Privatbibliothek. Menzel, Dr. v. Scheurlen, Dr., Ober-Tribunalrath. Staelin, Prof., k. Bibliothekar. v. Wächter, Kanzler der Univerſität Tübingen ꝛc.

Ich füge zum beſſeren Verſtändniß, insbeſondere auch meines Artikels im erſten Hefte des Repertoriums über die Tendenz dieſer Hand- und Druckſchriften-Sammlung (S. 213—228), das Circulare Cotta's an die deutſchen Buchhandlungen, womit er den vorgedruckten Proſpect überſandt hat, hierunter bei. Es lautet:

Im Jahre 1840 hat ſich in Stuttgart ein Verein zur Herausgabe älterer Druckſchriften gebildet, deſſen Statuten beſtimmen, daß zur Conſtituirung deſſelben 500 Actien à fl. 11 jährlicher Beiträge erfordert werden. Auf ungefähr 500 Briefe, welche der Verein an Männer erließ, deren Adreſſen den Vorſtehern des Vereins bekannt waren, haben ſich bis jetzt 360 Theilnehmer gemeldet. Die bisher gemachten Erfahrungen laſſen gar keinem Zweifel darüber Raum, daß ſich in Deutſchland noch ſehr viele Männer und Inſtitute finden dürften, welche dem Vereine gern beitreten würden, allein es fehlt den Vorſtehern des Vereins an der nöthigen Lokal-Kenntniß, um noch Mehrere zum Beitritte aufzufordern. Dieſe Lokal-Kenntniß aber beſitzen die verſchiedenen über ganz Deutſchland zerſtreuten Sortiments-Buchhandlungen. Um daher die nöthige Zahl von Subſcribenten auf eine ſchnelle und ſichere Weiſe zuſammen zu bringen, haben die Vorſteher des Vereins die unterzeichnete J. G. Cotta'ſche Buchhandlung gebeten, Ihre Geſchäftsfreunde in Deutſchland für die Sache in's Intereſſe ziehen zu wollen. Demgemäß ſtellt dieſelbe, im Auftrage des Vereins, folgende Bitte an die bedeutendſten Sortiments-Buchhändler:

1. Beifolgende unadreſſirte Einladungsſchreiben an ſolche ihrer Kunden adreſſiren zu wollen, welche ſich für die Zwecke des Vereins vorausſichtlich intereſſiren dürften und zugleich vermöglich ſind, um eine jährliche Ausgabe von fl. 11. — nicht ſcheuen zu müſſen. Die obenberührte Erfahrung, daß auf 500 bis jetzt ausgegebene Einladungsbriefe 360 bejahende Antworten eingelaufen ſind, bürgt dafür, daß, ſobald die Lokal-Kenntniß der verſchiedenen Sortiments-Buchhandlungen die Zwecke des Vereins unterſtützen wird, noch ſehr viele Theilnehmer ſich melden werden. Namentlich wären dieſe Einladungsſchreiben an Reiche jeden Standes, die ſich für Literatur intereſſiren, an den Adel, an den Gelehrtenſtand, endlich in katholiſchen Ländern an die höhere Geiſtlichkeit: Biſchöfe, Aebte, Prioren von Klöſtern gelangen zu laſſen.

2. Dieſes Circulair kommt nur den angeſehenſten Sortiments-Buchhandlungen zu.

3. Da der Verein wol weiß, daß den Geſchäftsfreunden der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung die Zeit koſtbar iſt, und da er es darum nicht wagt, eine Verwendung derſelben ohne Vergütung zu verlangen, ſo bewilligt er denſelben das Recht, für jede Beitritts-Urkunde, welche auf gewöhnlichem Buchhändler-Weg der Unterzeichneten zukömmt, derſelben einen preußiſchen Thaler für die nächſte Meſſe (1842) in Rechnung bringen zu dürfen. Von ſelbſt verſteht es ſich hiebei, daß dieſe Anrechnung nur inſofern gültig iſt, als uns der Betrag für die Actien vorher portofrei übermacht worden iſt.

Zu diesem Zwecke ist, wie Sie sich überzeugen werden, in den bei folgenden Briefen bemerkt, daß jeder Beitretende seine Beitritts-Urkunde an die Buchhandlung übermachen soll, von welcher er das gedruckte Schreiben sammt einem eingelegten gedruckten Beitritts-Formular empfangen hat, welches sofort portofrei (im Buchhandlungs-Wege) für den Verein an die J. G. Cotta'sche Buchhandlung nach Stuttgart zu übermitteln wäre.

Belieben Sie daher auf der Adresse der Beitritts-Formularen, welche in den Einladungsschreiben liegen, bevor Sie die letztern versiegeln und adressiren, die Firma Ihrer Handlung sammt Wohnort an der gehörigen durch Lücken bezeichneten Stelle zu bemerken.

Um zu verhindern, daß nicht etwa durch Ihre Verwendung Jemand zum Beitritt aufgefordert werde, der bereits zu den Mitgliedern gehört, ist diesem Circulair eine Liste derjenigen beigelegt, die sich zum Anschluß an den Verein schon gemeldet haben.

Stuttgart, Februar 1841.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachdem ich Denunciation, Vollmacht u. s. w. mit Muße gelesen, gab ich ungefähr folgende Aeußerung darüber zu Protocoll:

Ad Generalia. Ich heiße Friedrich Steinmann, bin 40 Jahr alt, evangelischer Confession, Secretair beim hiesigen Ober Landes-Gericht. Ich war noch nie, insbesondere nicht wegen Injurien in Untersuchung, noch dieserhalb bestraft. Wegen anonym von mir einem Anonymen in einem Artikel eines öffentlichen Blattes angeblich zugefügter Beleidigung wurde Klage wider mich erhoben; das Endresultat dieses Prozesses war aber völlige Freisprechung.

Zur Sache. Bevor ich mich auf irgend eine Art zur Ein- und Auslassung auf die mir eben zur Durchsicht vorgelegte Denunciation des Dr. Schellwitz als Bevollmächtigten Cotta's für verpflichtet halte, muß ich zuvörderst darauf bestehn, daß folgende beiden Hauptmängel gehoben werden, und das obschwebende Dunkel in's hellste Licht gesetzt wird.

Es muß

1. die Legitimation des Justizraths Boele *) glaubhaft dargethan, und ebenso

2. das beigebrachte Attest des Raths zu Leipzig vom 14. Januar 1841, das aller Glaubhaftigkeit entbehrt, gehörig beglaubigt werden.

Ad 1. Was die Legitimation des Justizraths Boele hinsichtlich seiner Befugniß, die Denunciation des Cotta'schen Mandatars beim hiesigen Ober-Landes-Gerichte als meinem gesetzlichen Forum einzureichen betrifft,

*) Derselbe hatte die Schellwitz'sche Denunciation, begleitet von einer Ueberreichungsschrift, dem königl. Ober-Landes-Gerichte übergeben.

ſo gründet ſich dieſelbe auf eine angeblich von Cotta unterm 6. Januar d. J., unter Privatunterſchrift auf den Dr. Schellwitz zu Leipzig ausgeſtellte Generalvollmacht von weiteſtem Umfang. Dieſe Vollmacht, reſp. die angeblich darunter befindliche Unterſchrift Cotta's iſt beglaubigt durch das Königl. Würtembergiſche Stadt-Gericht, und die Uebereinſtimmung der Abſchrift mit dem Originale unterm 14. Januar 1842 von dem königl. ſächſiſchen geſchworenen und immatriculirten Notar Adolph Reddelin zu Leipzig beglaubigt.

In Betreff dieſer Vollmacht genügt mir aber nicht eine Beglaubigung der Unterſchrift, ſondern ich muß aus beſondern, höchſt relevanten Gründen auf Herbeiſchaffung der Originalvollmacht vom 6. Januar 1842 beſtehn. Dieſelbe befindet ſich in den Acten puncto Confiscation des erſten Heftes des Meſſiaſeles Fol. 12, und trage ich auf Advocation jener Acten reſp. der Vollmacht mittelſt Requiſition der königl. ſächſiſchen Kreis-Direction zu Leipzig an.

Ad 2. Das angebliche Atteſt des Raths zu Leipzig kann ohne anderweite Beglaubigung gleichfalls nicht anerkannt werden, da weder Unterſchrift noch Siegel hier bekannt, noch ſelbe auf vorſchriftsmäßige Weiſe beglaubigt ſind. Ich muß daher zuvor die Beibringung eines Atteſtes in geſetzlich glaubhafter Form reſp. nachträgliche Ergänzung dieſes Requiſites erwarten, und dieſes um ſo mehr, als gegenſeits dadurch dargethan werden ſoll, daß Cotta nicht vor dem 17. December 1841 den Verfaſſer des Meſſiaſeles gekannt haben ſoll, es mithin das wichtigſte Document, worauf die Denunciation baſirt, iſt. Ehe dieſen beiden Mängeln abgeholfen und meinem Antrage in beider Hinſicht Genüge geleiſtet, ſind beide producirte Scripta durchaus irrelevant, und ich halte mich, ſo lange dieſe eſſentiellen Mängel nicht gehoben ſind, zu keiner ſonſtigen Auslaſſung und ferneren Erklärung in Bezug auf die Cotta'ſche Denunciation für verpflichtet, da dieſelbe zur Zeit, durchaus nicht dazu angethan iſt, eine fiscaliſche Unterſuchung wider mich zu eröffnen, indem

1. die Legitimation Seitens des Juſtiz-Raths Boele nicht dargethan,
2. das Document, worauf ſich die rechtzeitige Einreichung der Denunciation gründen ſoll, bei keiner preußiſchen Behörde in der Art, wie es ausgeſtellt iſt, jemals hat, noch haben kann.

Sodann muß ich ſchließlich, da der Denunciant Ausländer iſt, auf Beſtellung einer Caution von 100 Thalern antragen, um ſpäterhin daraus meine baaren Auslagen, als Porto und Copialien, ſo wie meinen Schaden, der mir durch Anfertigung der Vertheidigungsſchrift u. ſ. w. an Zeitaufwendung erwächst, erſtattet erhalten zu können.

Es wird daher zuvörderſt beſtanden:

a) auf Herbeiſchaffung der Originalvollmacht Cotta's vom 6. Januar 1842 von Schellwitz, mittelſt Requiſition der ſächſiſchen Kreis-Direction zu Leipzig,

b) auf gehörige Beglaubigung des Leipziger Rathsatteſtes durch die diesſeitige Geſandtſchaft am königl. ſächſiſchen Hofe zu Dresden, und wird eventualiter

c) auf Beſtellung einer Caution von 100 Thalern angetragen.

Meinem erſten Antrage ward inſoweit deferirt, als dem Juſtiz-Rath Beele die Beibringung beſſerer Legitimation aufgegeben ward. Den beiden anderen Anträgen ward nicht deferirt, wie ſich aus der nachfolgenden neuen Vorladung ergibt:

Zu der wider Sie eingeleiteten Unterſuchung wegen Beleidigung des Freiherrn von Cotta iſt nunmehr eine vom Freiherrn von Cotta auf den Dr. Schellwitz ausgeſtellte Vollmacht in originali producirt, und die Unterſchrift unter derſelben auf diplomatiſchem Wege beglaubigt. Die übrigen von Ihnen im Termine vom 6. April a. c. gemachten Einreden ſind vom Königlichen Oberlandesgerichte für unbegründet erachtet. — Ich habe dieſemnach zu Ihrer Auslaſſung einen neuen Termin auf den 25. l. M. 10 Uhr in meiner Wohnung anberaumt, und lade Sie dazu unter dem in der Verfügung vom 29. März a. c. ausgedrückten Präjudice vor.

Münſter, den 18. Juli 1842.

Der Commiſſar des Königl. Ober-Landes-Gerichts.

Durch dieſe Verfügung nicht zufrieden geſtellt, erſchien ich im angeſetzten Termine, ungefähr alſo mich erklärend:

Ich kann mich auch wie vor nicht eher auf die Denunciation einlaſſen und halte mich dazu durchaus nicht verpflichtet, bis meinem Antrage ad c. in meiner Vernehmlaſſung vom 6. April puncto Cautionsbeſtellung Seitens meines Gegners deferirt iſt. Dieſer Antrag iſt begründet 1. durch die Vorſchrift der Prozeßordnung §. 1 und 13, Tit. 21. Dieſelben lauten:

§. 1. Ein jeder Beklagter kann in der Regel von dem Kläger wegen der auf den Prozeß zu verwendenden und ihm demnächſt zu erſtattenden Koſten, Sicherheits- oder Cautionsbeſtellung fordern.

§. 13. Iſt die Klage des Ausländers auf weit ausſehende, durch glaubwürdige Urkunden nicht beſcheinigte Anſprüche, die eine koſtbare Unterſuchung und Beweisaufnahmung erwarten laſſen, gerichtet, ſo muß derſelbe die von dem Richter beſtimmte Caution durch gerichtliche Niederlegung baarer Gelder oder im Lande zahlbarer Schuldinſtrumente oder durch annehmliche Bürgen oder Pfänder leiſten, und kann zum ble-

den Cautionseide nicht gelaſſen werden. Kann oder will er die Caution ſolchergeſtalt nicht beſtellen, ſo iſt der Beklagte ſich weiter einzulaſſen nicht verbunden, ſondern es muß auf ſeinen Antrag mit Repoſition der Acten verfahren werden.

Dieſes wird durch das Miniſterial-Reſcript vom 11. November 1817 noch näher dahin erläutert in folgenden Worten:

„Wenn die Zeugen, auf welche in der Klage Bezug genommen wird, in der Provinz wohnen, oder wenn zum Beweiſe der in der Klage vorgetragenen Thatſache auf Acten Bezug genommen wird, ſo iſt die Klage nicht als eine ſolche anzuſehn, welche eine koſtbare Unterſuchung veranlaſſen wird, und es muß der Angeklagte ſich auch vor beſtellter Caution die Auslaſſung auf die Klage eines Ausländers verweigern, falls dieſer ſich nicht zum Armenrechte qualificirt hat.“

Da nun

1. die Haupturkunde, wodurch mein Gegner nachweiſen will, daß Verjährung noch nicht eingetreten, das angebliche Atteſt des Stadtraths zu Leipzig vom 14. Januar 1842 iſt, dieſes aber auf das Prädicat: glaubwürdige Urkunde, aus den von mir bereits in meiner erſten Vernehmlaſſung angeführten Gründe keinen Anſpruch machen kann, da ferner

2. zum Erweiſe, daß ich Verfaſſer der beiden in der Denunciation hervorgehobenen Aufſätze ſei, auf Vernehmung des zu Leipzig domicilirenden Buchhändlers Fr. Fleiſcher angetragen, und

3. der Denunciant, der ſich königl. baieriſcher Kammerherr, Abgeordneter der Ritterſchaft des Königreichs Würtemberg, Freiherr v. Cotta nennt, ſich wol nicht zum Armenrechte wird qualificiren können, — ſo muß ich nochmals meinen Antrag wiederholen, demſelben die Einzahlung einer Caution aufzugeben.

Mein Antrag fand keine Berückſichtigung, ich ward darauf nicht einmal beſchieden, vielmehr ohne Weiteres die Inſtruction in contumaciam mittelſt Erlaſſung eines Requiſitionsſchreibens an den Stadtrath zu Leipzig behuf Vernehmung des von Cotta darüber vorgeſchlagenen Zeugen, daß ich Autor der incriminirten Artikel ſei, verfügt dem von dem Unterſuchungscommiſſar geſtellten Antrage gemäß, dem der erſte Senat des Ober-Landes-Gerichts beipflichtete.

Das veranlaßte mich zur Einreichung des nachfolgenden Recurſes an des Herrn Juſtizminiſters Excellenz, deß Inhalts:

Münſter, den 27. Juli 1842.

Der Ober-Landes-Gerichts-Secretair Steinmann nimmt Recurs gegen eine Verfügung des erſten Senats des hieſigen Ober-Landes-Gerichts zur fiscaliſchen Unterſuchungsſache wider ihn puncto angeblicher Injurien reſp. Pasquille.

Hochgebietender Herr Staats- und Juſtiz-Miniſter!

Der Buchhändler von Cotta zu Stuttgart hat Veranlaſſung genommen, in Folge einer in Commiſſion bei Friedrich Fleiſcher zu Leipzig erſchienenen Schrift unter dem Titel: Meſiſtofeles, Revue der deutſchen Gegenwart in Skizzen und Umriſſen. Erſtes Heft. 1842. gegen mich eine Denunciation einreichen zu laſſen wegen angeblich in zwei darin befindlichen Artikeln gegen ihn enthaltener Injurien. Die fiscaliſche Unterſuchung iſt wider mich eingeleitet. In meiner erſten Vernehmlaſſung lehnte ich jede Einlaſſung auf die Denunciation ab, bevor nicht

1. der Legitimationspunct in Betreff des für den Denuncianten aufgetretenen Juſtizraths Boele berichtigt ſei,

2. Cotta als Ausländer eine Caution beſtellt habe, und

3. ein angeblich vom Stadtrath zu Leipzig ausgeſtelltes Atteſt beglaubigt ſei.

In der Ladung vom 18. curr., inſinuirt am 19., zum zweiten Vernehmungstermine (den 25. curr.) ward mir eröffnet, daß, da nunmehr der erſte Punct erledigt, „die beiden anderen Einreden aber vom Königl. Ober-Landes-Gerichte für unbegründet erachtet worden," die Vorladung unter dem Präjudice erfolge:

> „daß im Nichterſcheinensfalle in contumaciam verfahren werden ſolle."

Da ich gegen dieſe, meine Einreden ohne Angabe von Gründen und Geſetzesſtellen, nur in allgemeinen Worten zurückweiſende Verfügung innerhalb der kurzen Friſt von fünf Tagen ſelbſtredend Recurs, der ein Reſultat zur Folge haben konnte, einzureichen auſſer Stande war, ſo erſchien ich im Termine und mußte mich darauf beſchränken, eine ſchriftliche, auf Geſetzescitaten baſirte Ausführung, welche jenem Beſchluſſe entgegentrat, ad protocollum zu übergeben und ſowol gegen jene Verfügung als auch wider die von dem Herrn Commiſſar mir gemachte Eröffnung: es müſſe nunmehr in contumaciam verfahren werden, zu proteſtiren und Recurs anzumelden.

Allein ohne Weiteres und ohne mich zu beſcheiden wurde die Inſtruction in contumaciam durch Erlaſſung eines Requiſitionsſchreibens behuf Vernehmung eines von Cotta vorgeſchlagenen Zeugen zu Leipzig, verfügt, wodurch mir die Möglichkeit genommen ward, die Denunciation zu beantworten und meine dieſelbe ganz entkräftenden Einreden und Beweismittel vorzubringen. Die begonnene instructio in contumaciam konnte aber aus dem Doppelgrunde nicht geſchehn, weil ich

1. mit meinem Antrage auf Cautionebeſtellung ohne Angabe von Gründen und geſetzlich entgegenſtehenden Vorſchriften abgewieſen und meine mit Gründen und Anführung geſetzlicher Beſtimmungen unterſtützte Proteſtation keiner Berückſichtigung gewürdigt ward, und

2. weil ich der Verfügung gemäß wirklich in Termino erſchienen und nicht contumax geweſen, wie das mit meiner Unterſchrift verſehene Protocoll vom 25. curr. ergibt, das in der Verfügung geſtellte Präjudiz des Verfahrens in contumaciam im Nichterſcheinensfalle mithin gar nicht gegen mich zu realiſiren war.

Ew. Excellenz werden darnach meinen gehorſamſten Antrag auf Avocirung der Acten und demnächſtige hohe Entſcheidung auf dieſen Recurs der eben vorgetragenen Sachlage gemäß, gerecht finden.

Ew. Excellenz ganz gehorſamſter u. ſ. w.

Dem üblichen Geſchäftsgange zufolge ging meine Eingabe an das Ober-Landes-Gericht zur Berichtserſtattung, und am 9. Sept. erhielt ich aus dem Juſtiz-Miniſterio nachfolgenden Beſcheid:

An den Königl. Ober-Landes-Gerichts-Secretair Hrn. Steinmann zu Münſter.

Berlin, den 29. Auguſt 1842

Auf Ihre Eingabe vom 27. v. M. in der auf den Antrag des Freiherrn von Cotta wider Sie eingeleiteten fiscaliſchen Unterſuchung wird Ihnen hierbei eine Abſchrift des darüber von dem dortigen Ober-Landes-Gericht erforderten Berichts vom 10. d. M. mit dem Eröffnen mitgetheilt, daß der Juſtiz-Miniſter der Anſicht des Collegiums nur beitreten und demnach Ihre Beſchwerde nicht für begründet erachten kann.

Für den Juſtiz-Miniſter.

Ruppenthal.

Der Bericht, von dem Ober-Landes-Gerichte an das Juſtizminiſterium erſtattet, war folgender:

Münſter, den 10. Auguſt 1842.

Ew. Excellenz verfehlen wir nicht, unter Zurückreichung der Beſchwerde des Ober-Landes-Gerichts-Secretairs Steinmann und unter Beifügung unſerer Acten und der Acten unſeres Commiſſars in der fiscaliſchen Unterſuchungsſache wider Steinmann, imgleichen des der Denunciation zum Grunde liegenden Buches:

> Meſſiofeles, Revue der deutſchen Gegenwart, in Skizzen und Umriſſen. Erſtes Heft. 1842.

ehrerbietigſt Folgendes zu berichten.

Nachdem der ꝛc. Steinmann die Verlegung des Termins zu seiner Verantwortung zwei Mal nachgesucht und erhalten hatte, in dem zum dritten Mal anberaumten Termin aber nicht erschienen war, fand er sich in dem abermals angesetzten Termine zwar ein, verweigerte aber die Einlassung auf die Denunciation, weil

1. die Vollmacht des Freiherrn von Cotta auf den Dr. Schellwitz in Leipzig, und

2. das Attest des Rathes der Stadt Leipzig vom 14. Januar c. wonach dem Freiherrn von Cotta erst am 17. December 1841 der Name des Verfassers jener Druckschrift amtlich bekannt gemacht worden, nicht auf diplomatischem Wege beglaubigt sei; auch verlangte der Denunciat

3. vor der Einlassung die Bestellung einer Caution von 100 Thlr.

Wir erachteten nur die erste Einrede für erheblich und veranlaßten die Herbeischaffung einer gehörig legalisirten Vollmacht des Freiherrn von Cotta auf den Dr. Schellwitz. Nach deren Eingang beharrte indeß der Denunciat dabei, die Einlassung auf die Denunciation bis dahin, daß der Freiherr von Cotta Caution bestellt haben werde, zu verweigern, obwol ihm der Commissarius eröffnete, daß dies Verlangen in vorliegender Sache, als einer fiscalischen Untersuchung, bereits für unbegründet erachtet worden. Deshalb wurde in Gemäßheit der §§. 48 ff. Tit. 35 der Prozeß-Ordnung die Aufnahme des Beweises in contumaciam beschlossen und nach §. 49. cit. das Königl. Sächsische Bezirks-Appellationsgericht zu Leipzig wegen Vernehmung des Buchhändlers Fleischer requirirt, durch dessen Zeugniß die Autorschaft des Denunciaten dargethan werden soll.

Der ꝛc. Steinmann beschwert sich nun

1. daß wider ihn in contumaciam verfahren werde, da er im Termine wirklich erschienen und nicht contumax gewesen sei.

Es leuchtet indeß ein, daß die Strafe des Ungehorsams nicht nur denjenigen trifft, der sich vor dem Richter nicht gestellt, sondern auch den, der die Einlassung ausdrücklich verweigert. Dies konnte dem ꝛc. Steinmann, als Rechtsverständigen, nicht unbekannt sein, und ist ihm überdieß per decretum vom 27. Juli c. eröffnet;

2. daß von ihm die Einlassung vor Bestellung einer Caution Seitens des Denunciaten verlangt werden.

Unseres ehrerbietigsten Dafürhaltens lassen sich indeß die Vorschriften des 21. Tit. der Prozeß-Ordnung von Cautionen auf fiskalische Untersuchungen nicht beziehen. Hier steht nicht ein Kläger dem Verklagten, sondern der fiscalische Beamte dem Denunciaten gegenüber, oder es wird gegen letztern von Amtswegen, wenn schon mitunter nur auf vorgängige

Anzeige, verfahren. Daß insbesondere bei fiscalischen Unterſuchungen wegen Injurien der Denunciant nicht dem Denunciaten gegenüberſteht, ergibt ſich zur Evidenz aus §§. 654, 655. Tit. 20. Th. II. A. L. R. Auch verhält es ſich mit dem Koſtenpuncte ganz anders, als in Civil-Prozeſſen. Der wirklich ſchuldloſe Denunciat hat, wenn er ſeine Vertheidigungsmittel dem Inquirenten anzeigt, keine Koſten, als etwa die ſeiner ſchriftlichen Defenſion, in gleicher Weiſe wie jeder Angeſchuldigte, es mag eine Criminal- oder eine fiscalische Unterſuchungsſache eingeleitet ſein. Sollte nichts deſtoweniger eine Cautionsbeſtellung in dieſer Sache für nothwendig erachtet werden, ſo konnte ſich doch, unſeres Dafürhaltens, der Denunciat deshalb der Einlaſſung auf die Denunciation nicht entziehen, weil dieſelbe auf einer Druckſchrift beruhet und die Vernehmung des ꝛc. Fleiſcher in Leipzig ohne großen Koſtenaufwand zu bewirken iſt. A. G. O. Th. I. Tit. 21. §. 13. Auf das Atteſt des Rathes der Stadt Leipzig vom 14. Januar d. J. kann erſt dann etwas ankommen, wenn der Denunciat ſich eingelaſſen und den Einwand der Verjährung vorgebracht hat.

Hiernach halten wir die Beſchwerde des ꝛc. Steinmann für unbegründet und bitten Ew. Excellenz ehrerbietigſt, ihn mit derſelben hochgeneigteſt zurückzuweiſen.

Berlin, den 29. Auguſt 1842.

Der Erſte Senat.

(Unterſchriften.)

Alſo der an das Juſtiz-Miniſterium erſtattete Bericht!

Der Zweck der nach der Prozeßordnung Seitens eines Inländers von einem Ausländer zu fordernden Cautionsbeſtellung iſt ſelbſtredend nur der, den Erſteren gegenüber dem Letzteren für etwaige ihm durch die wider ihn angeſtellte Klage erwachſende Prozeß-Verſäumniß- und ſonſt vorkommende Koſten und Auslagen in der Art ſicher zu ſtellen, daß derſelbe im Falle der klagende Ausländer nicht obſiegt, jene Auslagen aus der gerichtlich deponirten Caution ſofort nach geſchehener Liquidation und Feſtſetzung derſelben erſetzt erhalten ſoll, ohne nöthig zu haben, im Wege Rechtens gegen den Ausländer bei deſſen Foro erſt durch anzuſtrengenden Prozeß aufzutreten.

Dieſe Beſtimmung für Civil-Klagen muß im Intereſſe der diesſeitigen Unterthanen aber auch dann gelten, wenn auf Antrag eines Ausländers im Denunciationswege gegen ihn verhandelt, oder eine fiscalische Unterſuchung wider ihn eingeleitet wird; denn

1. iſt — wie im vorliegenden Falle — eine ſolche Denunciation und die auf Grund derſelben eingeleitete fiscalische Unterſuchung wegen Injurien civilrechtlicher Natur — und nicht criminell;

2. anderntheils hat der Denunciat im Falle ſeiner Freiſprechung — wenn auch keine Gerichtskoſten zu zahlen — doch andere ihm von dem Denuncianten zu erſtattende Auslagen, als Defenſionskoſten, Porto, Copialien, und muß ihm noch Erſatz für Zeitaufwand und Verſäumniß, ſoweit ſelbe erweisbar ſind, aus dem Vermögen des Denuncianten werden.

Wo mithin der Antrag auf Beſtellung einer Caution aus dem Vermögen des Ausländers zurückgewieſen wird, da wird wenigſtens gegen das Motiv und Prinzip in Betreff der geſetzlichen Cautionsbeſtellung verſtoßen, und der Inländer kann erſt im Wege eines vor dem Gerichte des Ausländers zu führenden Prozeſſes zum Erſatz ſeiner Auslagen gelangen.

Sowol in dieſer Beziehung als auch wegen der Fortſetzung der Inſtruction in contumaciam, meines Erſcheinens im Termine ungeachtet, muß ich noch Folgendes vorbringen:

I. 1. die Acten ergeben, daß mir die Vorladung zum erſten Termine (2. März) am 21. Februar inſinuirt worden; ich hatte mithin bis zu jenem Termine nur zehn Tage, während welcher kurzen Friſt es außer aller Möglichkeit lag, mich zu meiner Vernehmlaſſung genügend vorzubereiten und die erforderliche Information durch Correſpondenz nach Leipzig zu beſchaffen. Der Antrag auf Anberaumung eines neuen Termins war daher gerecht.

2. Dieſen zweiten Termin (16. März) wahrzunehmen, war ich durchaus außer Stande, da ich unausgeſetzt wegen äußerſt zu beſchleunigender Amtsgeſchäfte acht Tage hindurch vom Morgen bis Abend dienſtlich beſchäftigt war, und der Terminstag zu jenen acht Tagen gehörte. Es kann daher

3. bei meinem Nichterſcheinen in termino 29. März nur von einer einzigen mir zur Laſt fallenden Terminsfruſtrirung die Rede ſein.

II. Schließt die puncta injuriarum auf den Grund des Allg. Landrechts Thl. II. Tit. 20 und der Cabinetsordre vom 9. Februar 1836 wider mich eröffnete fiscaliſche Unterſuchung die allgemeinen Beſtimmungen in Beziehung auf die von Ausländern zu leiſtende Caution um ſo weniger aus, als jene erſtern Geſetzſtellen nur eine Prozeßform beſtimmen, die civilrechtliche Natur der Sache aber nach wie vor fortbeſteht, ſie mag auf Grund einer Klage im ſummariſchen Civilprozeſſe oder auf Grund einer Denunciation als fiscaliſche Unterſuchung behandelt werden; denn der Gegenſtand bleibt in Beiden derſelbe.

III. Der §. 48 Tit. 35 der Prozeß-Ordnung ſpricht ausdrücklich nur von beharrlichem, ungehorſamen Ausbleiben, und das mir in der Vorladung ad terminum geſtellte Präjudiz lautete wörtlich: „im Nichterſcheinensfalle ſolle in contumaciam verfahren werden.“

Ich bin aber nicht beharrlich und ungehorsam ausgeblieben, sondern wirklich gehorsam erschienen, und nirgend ist „Ausbleiben" mit „Nichteinlassen" auf eine Sache weder nach dem allgemein üblichen Sprachgebrauch, noch in der Gesetzessprache synonym.

IV. Die Denunciation beruht auf eine anonyme Druckschrift; daß diese indeß keine „schriftliche Urkunde" im gesetzlichen Sinne, insbesondere nicht im Sinne des §. 13 Tit. 21 der Prozeßordnung ist, scheint mir einleuchtend, ohne nähere Erörterung.

V. Zwar ist die Vernehmung des einzigen vorgeschlagenen Leipziger Zeugen ohne großen Kostenaufwand zu bewirken; es ist aber ein Zeuge „außer der Provinz", selbst außer Preußen. Und in diesem Falle ist nach Vorschrift des Ministerialreskripts vom 11. November 1817 die Beantragung einer Cautionsleistung gesetzlich, wenn selbe nicht schon durch den von dem ausländischen Denuncianten im Freisprechungsfalle dem inländischen Denunciaten zu leistenden Ersatz der ihm erwachsenden Auslagen, allein im Sinne des gesetzlichen Motiv's der Cautionsforderung bedingt wäre.

Der oben mitgetheilte Justizministerialbescheid setzte mich somit außer Stande, in erster Instanz meine Einreden gegen die wider mich angebrachte Denunciation vorzubringen. Ich hatte daher die Vernehmung des Stadtrathes und Buchhändlers Fr. Fleischer über meine Autorschaft in Betreff des Mefistofeles zu erleiden, und war, meines Vertheidigungsrechts für diese Instanz verlustig, Urtheil auf Grund des Ergebnisses dieser Zeugendeposition und nach Lage der Acten erwartend.

Die Vernehmung des Stadtraths und Buchhändlers Fleischer zu Leipzig über meine Autorschaft erfolgte. Das Resultat desselben war.

„Es ist mir sehr wol bekannt, daß der Ober-Landes-Gerichts-Secretair Steinmann der Herausgeber des ersten Heftes des Mefistofeles ist; wer aber der Verfasser der darin enthaltenen Aufsätze und insbesondere der von Cotta incriminirten Artikel ist, ist mir nicht bekannt."

Unterm 17. October ward mir hierauf folgende Verfügung insinuirt:

Durch die Verfügung des ersten Senats des Königlichen Ober-Landes-Gerichts vom 1. October c. mit Fortsetzung der gegen Sie auf den Antrag des Freiherrn von Cotta eingeleiteten Untersuchung beauftragt, veranlasse ich Sie in termino den 17. October c. Morgens 11 Uhr, in dem Instructionslocale des Ober-Landes-Gerichts zu erscheinen, um sich zum Schluß der Untersuchung vernehmen zu lassen.

Erscheinen Sie nicht, so wird dieselbe in contumaciam für abgeschlossen erachtet. Münster, den 12. October 1842.

Der Commissar des Königl. Ober-Landes-Gerichts.
von Stockhausen.

In diesem Termine übergab ich die nachfolgende Schlußerklärung zur Sache:

Ich habe den Verhandlungen um so weniger irgend etwas hinzuzufügen, als das Fundament, worauf einzig und allein die Denunciation Cotta's wider mich basirt, nämlich die Autorschaft — daß ich der Verfasser des ersten Heftes des „Mephistofeles" sei, nirgend darin ermittelt und erwiesen ist im Wege der Contumacial-Instruction der Sache, wodurch mir zudem das Vorbringen, der die ganze Denunciation in allen ihren Wirkungen entkräftenden Einreden der Verjährung, die Nachweise des Nichtvorhandenseins jedes animus injuriandi und jeder Beleidigung, der Vortrag meiner erheblichen Ausstellungen gegen das s. g. amtliche Attest des Leipziger Stadtrathes in Betreff des s. g. amtlichen Bekanntmachens des Verfassers des Mephistofeles gänzlich abgeschnitten worden. Da nun die Verfasserschaft durch gar nichts dargethan ist, so kann ich nur völlige Freisprechung erwarten, und dies um so mehr, da

I. selbst bei der Annahme, daß

1. die incriminirten Artikel wirklich Injurien enthielten, und

2. dieselben als Pasquille zu betrachten wären, keineswegs der Verbreiter *), das heißt hier der Herausgeber, als welchen mich der einzige Zeuge Stadtrath Fleischer angegeben, als Urheber schon allein dem Wortsinne nach zu betrachten ist, sondern nur der Verfasser **), von welchem Letzteren allein und ausschließlich in allen betreffenden Paragraphen des Strafcodex die Rede ist. So heißt es gleich in §. 573 Th. II. Tit. 20. des Allg. Landrechts: Ob der Verfasser sich genannt hat oder nicht u. s. w. §. 575, die Verfasser von Schriften sind ebenso zu beurtheilen u. s. w. §. 618: Pasquille, die durch die Schuld des Verfassers u. s. w. und vor allen in den fünf strafbestimmenden Hauptparagraphen. §. 619: Pasquille sollen an dem Verfasser bestraft werden; §. 620: die Schmähschrift soll in Gegenwart des Verfassers; ferner §. 621: hat der Verfasser sich nicht genannt, so soll das Pasquill durch den Henker verbrannt werden; ferner im §. 622: Drucker und Verleger sollen dem Verfasser gleich

*) Nur bei Schriften politischer Tendenz, die Erregung von Mißvergnügen gegen die Regierung u. s. w. bezwecken, wird auch der Verbreiter bestraft. §. 153. Th. II. Tit. 20 des Allg. Landrecht.

**) Nach Adelung und Heinsius ist bekanntlich Urheber ein Wesen als wirkende, in's Leben rufende Ursache eines Dinges und Verfasser, der etwas in Worte faßt und niederschreibt.

beſtraft werden und endlich im §. 624: kann der Urheber des Pasquills nicht ausgemittelt werden, u. ſ. w.

Alſo überall Urheber und Verfaſſer, Verfaſſer und Urheber, nirgend — Verbreiter, Herausgeber und dergl.

II. Im vorliegenden Falle kann aber auch von einem Pasquille und deſſen Beſtrafung durchaus keine Rede ſein; denn Pasquill iſt eine durch Druckſchriften, ſchriftliche Aufſätze u. ſ. w. geäußerte und durch ihren Urheber oder Andere öffentlich verbreitete Injurie, (§. 572 l. c.) ein Gedicht, ein Aufſatz, ein Artikel, Druckſchrift, der keinen anderen Zweck als den ausſchließlichen der Beleidigung, keinen anderen Inhalt als eine Beleidigung hat, und ſonſt keinen anderen Gegenſtand, kein anderes Sujet. Jedes geſchriebene oder gedruckte Pasquill iſt eine Schmähſchrift; — heißt es übereinſtimmend hiermit in den Ergänzungen und Erläuterungen der preuß. Rechtsbücher von Gräff, Koch und Genoſſen Th. II. Seite 514 — aber nicht jede Schrift, in welcher Injurien vorkommen, iſt darum ſchon ein Pasquill. Wenn vielmehr Schriften, die ſonſt eine andere erlaubte Beſtimmung haben, nebenbei Injurien enthalten, ſo tritt nicht die Strafe des Pasquills ein. Und das würde hier der Fall ſein, wenn der Meſſiloſeles wirklich Injurien enthielte. — Somit gehört es zum Weſen des Pasquills, daß dabei keine erlaubte Abſicht zum Grunde liegt, ſondern daß ihre Beſtimmung die ehrenrührige Kränkung des Angegriffenen allein ſei. (Grävell's Abhandlung über das Pasquill im neuen Archiv des Criminalrechts, Band III. S. 275.) Und dieſen Unterſchied kennt und macht auch das Allg. Landrecht l. c. §. 572 und §. 75. Hier iſt einzig und allein der §. 575 maaßgebend, wenn eine Strafe eintreten könnte, der alſo lautet:

„Wenn Schriften, die den Wiſſenſchaften, Künſten oder ſonſt der Belehrung oder dem Vergnügen des Publicums gewidmet ſind, nebenbei Injurien enthalten, ſo ſind deren Verfaſſer ebenſo zu beurtheilen, wie die Parteien, die in gerichtlichen Unterhandlungen ihren Gegnern zur Sache nicht gehörige Vorwürfe machen.“

Denn die beiden incriminirten Artikel haben, wie ſie überall mit dürren Worten ſagen, keinen andern Zweck, als Prinzip, Tendenz, Charakter und Redactionsmaximen der Augsburger Allg. Zeitung zu beleuchten, ihre Verderblichkeit und Nichtswürdigkeit — oder wie die Aufſchrift beſagt — ſie „in ihrer tiefſten Erniedrigung“ zu ſchildern, ſo wie die projectirte Sammlung von älteren Hand- und Druckſchriften lediglich als eine buchhändleriſche Geldſpeculation darzuſtellen.

Und dabei iſt wiederum nur einzig und allein vom Verfaſſer (§. 575) die Rede. Nirgend erwähnt der Geſetzgeber des Herausgebers; das Wort kommt nicht einmal im ganzen vierbändigen Geſetzbuche vor, und es gehört daher die Beſtrafung des Herausgebers einer Schrift nach preußiſchen Geſetzen in das Reich der Unmöglichkeiten, denn überall iſt nur von Beſtrafung des Urhebers und Verfaſſers, (nebenbei des Verlegers und Druckers, ſelbſt Cenſors) die Rede; und Urheber, Verfaſſer ſind mit Herausgeber in keiner Sprache der Welt, weder in todter, noch lebender, — ſynonym. Der §. 572 l. c. erwähnt neben dem Urheber auch noch „Anderer", ſpricht aber keineswegs von deren Beſtrafung; denn er handelt von gar keiner Strafe, ſondern enthält nichts weiter als eine Definition des Pasquills, als einer durch Druckſchriften u. ſ. w. geäußerten und durch den Urheber derſelben oder durch Andere verbreiteten Injurie.

Weiter habe ich nichts zur Sache zu erklären.

Steinmann.

Hierauf wurde ein Termin zur Schlußerklärung des Mandatars Cotta's angeſetzt. Den ferneren Verlauf der Sache wird die nächſte Lieferung bringen im zweiten Artikel.

Beitrag zur Geſchichte des Sturzes Albrechts von Wallenſtein, Herzogs von Friedland, und ſeines Hochverraths-Prozeſſes.

1634.

(Aus dem Hofkriegsraths-Archive zu Wien.)

Sein Leget nur erklärt ſein Verbrechen.
Schiller.

Lange verbreitet war der Verdacht eines Einverſtändniſſes Wallenſtein's mit den Schweden und ſomit ſträflichen Hochverraths gegen ſeinen Herrn, Kaiſer Ferdinand II., zum Theil abſichtlich verbreitet durch die Geſchichtswerke Khevenhüller's, Herchenhahns, Raſchins und Anderer. Erſt der neueren Zeit war es vorbehalten, den Schleier zu lüften, und Wallenſtein als das Opfer der Intrigue einer ihm feindſelig geſinnten Partei darzuſtellen und dieſes mit ſchlagenden Beweiſen darzuthun. Dies geſchah zur Rechtfertigung der öſterreichiſchen Regierung durch eine Reihe von zerſtreuten Aufſätzen, unterſtützt durch vorwurfsfreie Urkunden und parteiloſe Schriftſtücke in der zu Wien unter amtlicher Autorität erſcheinenden „Oeſterreichiſchen militairiſchen Zeitſchrift (Jahrgang 1811—13)." Ein Aufſatz unter der Aufſchrift: Die Feinde Wallenſtein's, im ſechsten Hefte des Jahrgangs 1812, weiſt dieſes insbeſondere deutlich nach. „Wallenſtein wurde als das Haupt der deutſchen Partei betrachtet, und auf ihn concentrirte ſich der gemeinſchaftliche Haß der Italiener. Als ſeine Hauptfeinde werden namhaft gemacht: Gallas, Piccolomini, Aldringen, Marradas, Diodati, Colloredo; Beck, de Suys. Derjenige aber, der im Verborgenen das meiſte Gift gegen den Herzog verſprützte, welcher gegen ihn und ſeine Freunde heimliche Anklagen bei dem Kaiſer machte, welcher Wallenſtein's Handlungen ver-

berecherische Absichten unterschob, und seinen Herrn, den Kaiser, entweder zur Befriedigung seiner Privatrache oder aus Habsucht, oder vielleicht überhaupt aus Haß gegen die Deutschen, mit solchen Lügen und Erdichtungen umstrickte, daß er ihm am Ende die Einwilligung zu Friedland's gesetzwidrigem Mord, oder wenigstens dessen Gutheißung abnöthigte, das war der Hofkriegsrath, Kämmerer und Oberst Franzesco Caretto, Marchese de Grana."

„Gegen Wallenstein liegt aber nur vor, daß er erst dann den Entschluß faßte, mit den Schweden gemeinschaftliche Sache zu machen, als er erfuhr, daß er durch zwei kaiserliche Patente abgesetzt und Befehl ertheilt worden, sich seiner lebend oder todt zu bemächtigen. Daß er sich schon früher mit den Schweden gegen den Kaiser habe verbinden wollen, ist nicht erwiesen; was aber Wallenstein in der letzten Zeit gethan, als ihm seine schimpfliche Absetzung und Achtserklärung schon bekannt war, das kann ihn in den Augen des Geschichtforschers unmöglich graviren." Also die österreichische, militairische Zeitschrift.

Friedrich Förster in seinen „Ungedruckten, eigenhändig vertraulichen Briefen und amtlichen Schreiben Wallenstein's" u. s. w. sucht ihn überall zu rechtfertigen und als treuen Diener des Kaisers darzustellen. Allein hierin wird ihm nicht überall allgemeine Zustimmung werden. Griesheim in seiner Kritik der Förster'schen Schrift in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik zeigt dieses am gründlichsten in folgender Weise: „Zum Fürsten erhoben, mit Dotationen überschüttet durch die Gnade seines Kaisers, erscheint Wallenstein in dem unglücklichen Zwiespalt mit sich selbst, keinen festen Gesichtspunct für seine Stellung gewinnen zu können; sein Charakter ist unheilbar gebrochen. Einerseits ist er der geborne böhmische Edelmann, als solcher und als Soldat dem Kaiser unbedingten Gehorsam schuldig, andererseits souverainer Fürst, zwar nur durch die Gnade des Kaisers, aber nicht ohne besondere Interessen, begabt mit Einsicht, deren er sich bewußt ist, und so tritt sein Wille nur zu oft der Subordination entgegen. Dies ist seine Schuld; sie verwickelt ihn, führt seinen Untergang herbei, und macht das wahrhaft Tragische seiner Erscheinung aus. Nur sie gibt den wahrhaften Schlüssel für das Räthselhafte, Unentschlossene, Zauderude, was sich überall in den letzten Jahren seines Lebens zeigt und die Adlerosflügel lähmt, die ihn früher von der Elbe nach der Theis und von der Donau nach dem Belt trugen. Leugnen wir sie hinweg, so ist kaum noch der Mühe werth, von ihm zu reden. Diese Schuld nun spricht sich schon in den Bedingungen aus, welche er bei der zweiten Uebernahme des Oberbefehls machte. Er verlangte u. a. der Kaiser solle sich nicht persönlich beim Heere befinden, vielweniger dar-

über zu commandiren haben: kaiſerliche Aſſecuration auf ein öſterreichiſches Erbland wegen einer gewöhnlichen Belohnung, als außerordentliche aber die Oberlehnsſchaft über die von ihm im deutſchen Reiche occupirten Länder; er entzieht dem Kaiſer das Begnadigungsrecht beim Heere und verlangt, daß beim künftigen Frieden ſeine Privatintereſſen wegen Mecklenburg mit in die Capitulation aufgenommen werden ſollten." Wenn Förſter nun, Wallenſtein vertheidigend, ſagt: „Diejenigen aber, welche hierin nur den Uebermuth eines Generals finden, vergeſſen ganz, daß es nicht der General Wallenſtein war, der mit dem Kaiſer einen Vertrag abſchloß, ſondern der Herzog von Friedland, der ſouveraine Reichsfürſt war es, der wohl wußte, weſſen er ſich zu verſehen hatte, wenn er ſich der Willkür und Gnade des Kaiſers zur nochmaligen Aufopferung auf dem Regensburger Reichstage unbedingt übergebe. Er wollte Generaliſſimus in absolutiſſima forma ſein; nicht abhängig von den ſpaniſchen Beichtvätern und den Perücken in Wien, ſondern unabhängig, Niemanden verantwortlich als ſich ſelbſt; denn nur ſo konnte er es wagen, gegen einen König zu Felde zu ziehn, der ebenfalls Generaliſſimus in absolutiſſima forma war u. ſ. w."; — ſo müſſen wir dagegen bemerken, daß wir darin nicht den Uebermuth, aber wol den Hochmuth und die unbegrenzte Ehrſucht Wallenſtein's erkennen, die ihn ſo verblendete, zu glauben, der Kaiſer werde dieſe in der höchſten Noth ihm abgedrungenen Bedingungen länger erfüllen, als die Noth dauerte. Er wollte Generaliſſimus in absolutiſſima forma ſein, ſagt Förſter, und dies iſt eben der Wille, der ſeinem Gehorſam entgegenirat. Was hatte er zu fürchten, wenn er es nicht war? Er konnte wieder abgeſetzt werden, damit befand er ſich in ſeiner vorigen Stellung, und er hätte ſeine Ehre gerettet; ſo aber unterlag ſeine Treue, ſeine Pflicht dieſem hochmüthigen Willen, und dies iſt die Schuld, von der wir ſprachen; und daſſelbe zeigt ſich auch bei mehreren Gelegenheiten. Wallenſtein ſcheint gefühlt zu haben, daß die Noth des Kaiſers es war, welche ihn in ſeine Stellung als Generaliſſimus einführte und in derſelben erhielt; daher die halben Maßregeln, das Ausweichen einer großen Entſcheidung, namentlich in Schleſien gegen Arnim, deſſen Heer kaum halb ſo ſtark als das kaiſerliche, daher dieſes Zögern, Unterhandeln u. ſ. w. Es konnte ihm nicht aufrichtig und von ganzem Herzen darum zu thun ſein, den Kaiſer von ſeinen Feinden durchaus zu befreien; denn damit hätte er zugleich ſich ſelbſt der Gnade des Kaiſers hingegeben, und ſeinen eigenen Willen negirt. Dieſe Verwirrung von Intereſſen iſt ſeine Schuld, ſie iſt eben in ſeinen hochmüthigen Bedingungen tief begründet. Er machte ſich ſelbſt durch ſein Benehmen beim Kaiſer verdächtig, der um deſto eher den Einflüſterungen

der Feinde Wallenſtein's ein offenes Ohr lieh. So mußte er untergehn und — ging unter.

Die Ermordung Wallenſtein's zu Eger gab Veranlaſſung zu einem heftigen polemiſchen Federkampfe. Gegen Wallenſtein und als Rechtfertigung des an ihm begangenen Meuchelmordes erſchienen u. a. „Wahrhafftiger vnd eigentlicher Bericht, wie es mit dem Egeriſchen Blutbad zugangen den 15. Februar 1634," ferner: „Apologie und Verantwortungsſchrifft aus was hohen, wichtigen und fürdringenden Urſachen etliche zu Eger in Böheim anweſende, Ihr Kaiſerl. Mayſt. getreueſte Kriegs-Officire an den geweſten Kaiſerl. Generaliſſimum Albrechten, Herzogen zu Friedland vnd andere ſeine bei ſich gehabte Adhaerenten Gewaltthätige Hand anzulegen, vnd zu verhüten höchſten Unheils, denſelben vom Leben abzuhelffen, bewogen vnd getrungen worden. Getruckt im Jahr Chriſti 1634," und mehrere andere. Dagegen erſchienen wider die Mörder Wallenſtein's mehrere äuſſerſt heftige Schriften, u. a. „Eygentliche Abbildung vnd Beſchreibung des Egeriſchen Pankets. Was von den zu halten, welche ihre Mörderiſche Händ an ihren General, Herzog Albrecht von Friedland gelegt. 1634." Sie iſt die heftigſte, aller über dieſes Ereigniß erſchienenen Flugſchriften vnd mit einer Art wirklicher Begeiſterung geſchrieben *). Als officieller Bericht kann die 12 Bogen ſtarke Schrift: „Ausführlicher vnd gründlicher Bericht der vorgeweſten Friedländiſchen vnd ſeiner Adhaerenten abſcheulicher Prodition vnd was es damit für eigentliche Beſchaffenheit gehabt. Mit Röm. Kayſerl. Mayt. Freiheit. Wien 1634 in 4." Ueber die Bretter der deutſchen Schaubühne ſchritt kurz nach ſeinem gewaltſamen Tode der Geiſt Wallenſtein's. Eine der bedeutendſten Hauptactionen hatte ihn zum Gegenſtande; ſie führte den Titel: „Das große Ungeheuer der Welt, oder Leben und Tod des ehemals geweſenen kaiſerlichen Generals Wallenſtein." Kurz nach ſeinem Tode erſchienen, wurde es noch im Jahre 1736 von dem Schauſpielerprincipal Beck zu Hamburg gegeben.

Eine zweite Haupt- und Staatsaction, welche u. a. auf dem Rathhauſe zu Berlin aufgeführt wurde, hat den Titel: „Die Weltbekannte Hiſtorie von dem Tyranniſchen General Wallenſtein." Mehrere Züge dieſes nirgend gedruckten Stückes, von dem uns nur ein Theaterzettel Kunde gibt, der neben dem aus 24 Perſonen beſtehenden Verzeichniſſe den Inhalt des Stücks enthält, erinnern an Schiller's Trilogie. Der Haupt- und Staatsactionenpoet hat die Verknüpfung

*) Abgedruckt in Murr's: die Ermordung Albrechts, Herzogs von Friedland. Seite 87 folg.

einer Liebesgeſchichte in des Helden und Vaters grauenvolles Verhängniß auch damals ſchon gefunden, und nur im umgekehrten Verhältniß von Thekla und Max ſind hier zwei Söhne Wallenſtein's mit einer Tochter des Herzogs Bernhard von Weimar und einer Kammerjungfer in „Liebesaffaire." Heinrich Brandt, Conventual der Abtei Prüm bei Trier, zeichnete zur Zeit des dreißigjährigen Krieges die Ereigniſſe ſorgfältig auf. In ſeiner Chronik findet ſich auf Wallenſtein folgendes Epigramm:

Conditur hic dux trux Friedlandius, proditor orbis:
Mingat in hunc tumulum, qui lacrimare nequit.

Herzog Friedland ruht, der Welt-Verräther, im Grab hier:
Haſt du nicht Thränen für ihn, Wanderer, ſo p... auf ſein Grab!

Wallenſtein war darnach nicht „Allen ein Stein des Anſtoßes und Aergerniſſes," aber doch Vielen.

Nach dieſer kurzen andeutenden Skizze laſſen wir die Urkunde aus dem Hofkriegsraths-Archive zu Wien — Denunciation in fünfzig Anklagepuncten des Nicolaus Staffer, des kaiſerlichen Feldprofoßen wider den General Hans Ulrich Schafgotſch — folgen.

Particuliere Klag

des Obriſten Feldprofoßen und Capitani di Justitia contra Herrn Hanns Ulrich Schafgotſch, des Kaiſerl. Römiſchen Reichsfemperfrey, als General über die Cavallerie und beſtellter Obriſter zu Roß und Fuß.

Anfangs, da er zu deme nachher Pilſen ausgeſchriebenen unverantwortlichen Convent, im Januario des verwichenen Jahres zeitlich angelanget, hat er alsbalden von dem geweſenen Feldmarſchall Ille, des Friedländers und ſeines adhaerenten Vorhaben, dergeſtalt, daß nemlich ſelbiger Convent zu dem Ende angeſehen, was maſſen Friedländer wegen etlichen von dem Kaiſerl. Hof ihme zugefügten Disguſten, ſich zu revangiren, den Kaiſerl. Reſolutionen zu widerſetzen: zu Beförderung ſeiner Opinion, verweigerte Contentirung der Soldateſca fälſchlichen vorzubilden; und deßwegen die Armada in Verfaßung zu bringen, ſelbige beyſammen zu ſtehen, in ſeinen böſen Vorſatz einzubewilligen, die Contentirung de facto zu ſuchen, und ſolches alles bey ſelbigen Conſent ins Werk zu ſetzen begehre, alles ausführlich verſtanden.

Wie nicht weniger, daß er Friedländer über dieſes noch der Intention wäre, mit Chur-Sachſen und Brandenburg, wie auch mit den Schwediſchen ſich zu conjungiren, ſo aber in geheime zu halten anbefohlen.

Wie wohl nur bey ſo beſchaffener gefährlicher Machination, Beklagter der Römiſch Kaiſerl. Majt. unſerm Allergnädigſten Feldherrn und conſequenter dem allgemeinen Weſen angewachſenen Gefahr gleichſam vor Augen erſehen, und umſoviel deſto mehrer ſeiner Pflicht, und Schuldigkeit gemäß anderwertliche erſprießliche Servitia zu präſtiren ſich ſoll bezeiget haben.

So hat er jedoch zu der Kaiſerl. Majt. Intereſſe ſich in wenigſten reflektirt, und unangeſehen (ſeinem eigenen Bekanntnuß nach) in das Werk

ſich nicht recht finden könnte, ein mehreres nachzuſinnen, dem Illo wird bewandwort.

Maſſen er dann inmittelſt die Ankunft anderer, zu beſagten Convent erforderten Officiren in favorem oben gedachter der von Illo erwähnten der Kaiſerl. Majt. zu Ruin angeſehener Friedländiſcher Intention, in die Sechs oder Siebentag, unverdroſſen erwartet.

Inzwiſchen auch mit dem Friedländer alles unterredet, was zu Dero böſen vorhabenden Anſchlag, Beklagter in der Schleſien, und ſonſten ſollte verrichten. Benanntlichen die Stände des Landes auf des Friedländers Seiten zu disponiren. Glatz, Neiße, Troppau, Liegnitz, Glogau ſammt der Artillerie und andern vornehmſten Städten und Feſtungen, ihme mit Hoeſchen, Teutzkiſchen, ſeinem und anderen Conſidenten Volk zu verſichern. Das Volk in der Schleſien Innerhalb 14 Tagen zuſammen rücken machen, damit ſelbiges auf einkommende Ordinanz zu der andern Armada des Friedländers, wider die Kaiſerl. Majt. ſtoſſen möchte.

Ja ſogar ſich mit des Feindes Garniſonen zu conjungiren.

Allen denen Kommandanten, und Officiren zu befehlen, keine Ordere vom Kaiſerl. Hof aus anzunehmen, und pariren.

Die Kron Pohlens, mit offerta eines Theils der Schleſien in des Friedländers Liga zu bringen, oder im Fall Ihr Königl. Majt. ſich hätten widrigen ſollen, die Kalviniſten aufrühriſch zu machen, damit von den Oertern Friedländer keine Gefahr hätte zugewarten.

Auf das Kaiſerl. Volke ſo aus Hungarn kommen möchte gute Achtung zu geben. Und damit Beklagter in dieſer ihme anvertrauten Commiſſion, und ſonſten auf des Friedländers Seiten deſto embſiger ſeyn ſollte, iſt ihme das völlige Kommando in Schleſien,

Benebens ein oder zwey Fürſtenthum mit anderer Hoheit und Dignitäten verſprochen worden.

Da nun die andern berufene Officire an beſtimmten Tag zu Pilſen erſchienen, hab er nicht allein die obverſtandenermaßen, ihme wohl bewußte, weit einſehende, und mit nicht weniger Verkleinerung der Römiſch Kaiſerl. Majt. allerhöchſten Perſon, gethane Propoſitiones beygewohnet, ſondern den darauf erfolgenden gefährlichen Schluß, und benanntlich in Kriegsrechten ſo hoch verpönte Verbündniß, vorſetzlich und wohlbedachterweis placidirt und mit unterſchrieben.

Auch andere, damit ſie deſtowilliger ſich auf des Friedländers Seiten begeben, mit unwahren und vortheiligen Prevaſionen dahin zu bewegen ſich ſtark bemühet.

Geſtalt dann Herrn Grafen Iſolans, Generalen über die leichte Cavallerie, weilen man verſpürt, daß ihme dieſe Faction nicht allerdings gefallen thäte, durch ihme Beklagten iſt angedeutet worden, daß die Kaiſ. Majt. einen anderen Generalen, und benanntlichen den Herrn Palfi, wollten inſtelliren, Friedländer aber ſich ſeiner angenommen, vor ihme geſchrieben, und nicht länger bey der Armada zu wollen bleiben, wann ſolches geſchehen ſollte, ſich erkläret hätte.

Nach allerdingsgemachter Conſpiration hat Beklagter ein Original des Schluß zu ſich, und ſelbigen den bei der ſchleſiſchen Armada anweſenden Kommandanten und Officiren vorzuhalten, auch zum unterſchreiben zu bewegen, freywillig auf ſich genommen.

Zuvorn aber, weilen er ſich den unfehlbarlichen Ausſchlag des Friedländers böſen Vorhabens, ganz für gewis eingebildet, conſequenter ſich des verſprochenen völligen Kommando in der Schleſien verſichert, hat er in ein Memorial etliche Puncten, wie der Status silesiae, in ein anderer Form zu bringen, verfaſt.

Und in ſpecie 1. Was denen von Breßlauer vorzutragen, 2. Was ihnen zu bewilligen, 3. Was von ihnen zu begehren, 4. Wie es mit ihren Volke gehalten werden ſolle, 5. Welcher geſtallt die Handlung inskünftig ſollte gehalten werden, 6. Wie es mit dem Kaiſerl. ſollte gehalten werden, 7. Wer die Kammer verwalten ſolle, 8. Was bey den Fürſten von Liegnitz und Brieg, wie auf die Oelß, und Bernſtadt anzubringen, 9. Was von ihnen zu begehren, 10. Wie ihre Ort ſollen beſetzet werden, 11. Ob ihr Volk ſie behalten ſollen, 12. Wie das Oberamt zu beſtellen, 13. Woher ein guter Vorrath an Geld gemacht werden möchte, 14. Wie die Anlagen zu machen, 15. Wie dieſelbigen zu continuiren, 16. Ob Volk im Land werde bleiben müſſen, 17. Wie, und an welchen Orth, 18. Mit was für Manier das Landwege der ſtraffenden Partheien und der Gardbrüder in Sicherheit zu halten, 19. Wie die Compactata mit Pohlen zu verändern, und zu ſchließen.

Hiemit genugſam zu erkennen gebend, daß dieſes Herzogthum auch dem Hochlöbl. Hauß Oeſterreich ſollte entzogen werden.

Auf welche Puncten (zwar ſeinem Vorgeben nach) ihme damalen kein völliger Beſcheid erfolget, ſondern daß er, ſobald dere Arnheim wird anlangen, wiederum zu Wilſen erſcheinen müſſe, angedeutet, und alſo die puncktuell Reſolution differirt iſt worden.

Hat ſich alſo nach der Schleſien begeben, zu Großenglogau aber Hrn. General-Lieut. Grafen von Gallaß ꝛc. angetroffen und zwar den gemachten Schluß ihme ſehen laſſen, aber die Venedens haben: da Commiſſionen im geringſten nicht offenbaret, ſondern bey ſich behalten, und verſchwiegen.

Doch discurrendo ſich verlauten laßen, daß das Haus Oeſterreich jetzt in der größten Gefahr ſtehe, und gleichſam in einer Stund ruinirt werden ſoll, welches die ganze Weldt nicht hätte können unterdrücken.

Ingleichen hat er dem Herrn General-Zeugmeiſtern von Hatzfeld, und Feldmarſchall-Lieutenant Götz, die Verbündniß ſehen laßen, unzweiflichen zu deren Intention, daß ſie ſelbigen verfluchten Schluß auch möchten unterſchreiben.

Mit den übrigen ſeinen Vorrichtungen hat er ſich möglichſtes Fleißes bemühet. Troppau mit ſeinem eigenen Regiment zu Fuß, und ſeinen Obriſten Lieutenant Freyberger beſetzt gehalten, zu was Intento hat der Schluß genug offenbahret.

Neüß iſt verſprochenermaßen auch verſichert geweſt.

In Glatz habe er das Illoiſche Regiment geſucht, einzubringen, benebſt verſprochen, ſich anderer Ortern zu wollen bemächtigen.

Wegen Liegnitz und Großglogau, ſammt der Artillerie iſt ihme Herr Feldmarſchall Colloredo im Wung geweſen, deßweg an den Terzco (mit welchen er ſtäts in großer Geheim und Ziffers correſpondirt hat) geſchrieben, und daß der Colloredo möchte avocirt werden, inſtändig angehalten.

Alsdann des Friedländers Befehl in allen Fleiß zu verrichten, ſich gehorſam angebotten.

Darauf ihme Tertzco am 18. Februarius aus Pilsen geantwortet, daß Friedländer den Colloredo hätte zu sich berufen, weilen er ohne das in Sorgen gestanden, daß man seiner nicht versichert sein konnte.

Benebens den Beklagten nochmalen erinnert, die Armee in des Friedländers Devotion zu halten.

Auch das Colloredische Volk dahin zu disponiren.

Und alles in guter Bereitschaft zu halten, dann Friedland mit seiner Armee auf Prag kommen werde.

Inmittelst hat Geklagter sowohl die Stände des Landes, als sein unterhabendes Volk nicht unterlaßen, auf des Friedländers Seiten zu disponiren.

Benebens von dem Tertzken zu wissen begehret, wie die Sachsen (Scilicet des Friedländers böse Anschläg) stehen, insonderheit die Traktaten mit den Churfürsten und Schweden, mit Anhang, daß im Fall man die richtig, es mit den Kaiserl. treuen Volk, so sich ihren Gedanken widersetzen möchten) massen Beklagter zuvorn in erst angerürten des Tertzco Schreiben berichtet ist worden, daß Graf Gallaß von Pilsen weg, denen Altringer zu holen. Picolomini nachfolget, aber keiner zurückgekommen, und Diodati in Anzug), keine Noth habe, nochmalen bittend, keine Zeit zu verlieren, sondern wann etwas vorgehet, ihme mit eigenen Kurier zu berichten, daß seines Orts kein Fleiß, Mühe noch Arbeit gespart werden sollte.

Dieweilen aber erstgemelter des Herrn General-Lieutenanten Grafen Gallassen, und Feldmarschallen Picolomini abweichen, neben des Herrn Diodati Anzug ihme viel Gedanken gemacht, und sich gewißlichen eingebildet, daß selbige neben dem Altringen, einen starken Anhang zusammen bringen und des Friedländers bösen Vorhaben vorbauen möchten, hat er in einem S. S. den Tertzco eiferig erinnert, Zeit zu sein, die Augen aufzuthuen, und nicht zu feyren. N. B., was man ihnn will, mit Bitt zu wissen, wo der Marsch hin wird.

Nicht weniger an seiner Seiten in der Schlesien angefangen stärker zu cooperiren, und seine unterhabende Officire von dero vorgesetzten Obrigkeit Gehorsam abzuwenden, keinen anderen, als ihme zu pariren, Ordinanzen ertheilet.

Und auf das kaiserliche Volk, so selbigen sich widriger, und insonderheit auf dasjenige, so aus Hungarn und Mähren kommen möchte, gute Achtung und ein wachsames Aug zu halten austrücklichen befohlen.

Und damit auf verfallenden ihren Ankunft, er sie desto besser, und mit mehrer Macht möchte begegnen, die Conjunction mit des Feindes Garnisonen gar emsig solicitirt.

Maßen deswegen von des Churſächsischen Feldmarschallen, Herzogen Franz Albrecht zu Sachsen, Lauenburg, drei unterschiedliche Ordonanzen an des Feindes Garnisonen, zu Oppeln, Brieg, und Breßlau vom 18. Febr. 8. Novb. zu Pilsen datirt, selbigen Tag aber zu schicken vergessen worden, unterwegs gewesen, aber zu Prag mit den Obristen Anthoni Schlief aufgefangen seyn.

Des Innhalts, weilen die Friedens-Traktaten zwischen der Römischen Kaiserl. Majt. und beeden Churfürsten Durchl. Durchl. Kriegs-Volk ecassumiret und solche in erwünschten Terminis seynd, und Herrn Schaff-

gotſch das Kommando in Schleſien abſolute bekommen wird, ſie von dato mit ihme correſpondiren, und einer, und der andern Nothdurft wegen, und ſonderlich gegen denjenigen, ſo des Herrn Schaffgotſchen Befehl, und den Friedens-Traktaten zu wider ſein wollten, oder was ſich dergleichen ereignen möchte, mit ihme communiciren, und demſelben ſo weit, und ihres Herrn Dienſt ohne Schaden aſſiſtiren.

Es hat Beklagter auch nicht weniger ſtark angehalten, daß die Feſtungen Landsberg und Frankfurth an der Oder dem Feind concertirtermaßen überantwortet, und die Kaiſerl. Garniſonen abgefordert werden, welches er, weilen Herr Feldmarſchall Colloredo noch bey der Stell, nicht hab thun können, deswegen auch mit obgemelten Schlieff, des Friedländers Befehl ſeynt intercipirt worden.

Endlich habe er auch nicht rathſam befunden, länger die Pilneriſche Verbündniß (wie er liſtiglichen gethan hat,) zu verſchweigen, ſondern Zeit zu ſeyn, den Obriſten und Kommandanten, ſelbigen vorzuhalten zum unterſchreiben und wirklicher Effectuirung zu ermahnen, maſſen deswegen die Befehl gefertiget, ausgetheilt, aber weilen er ſelbigen Tag in Arreſt genommen und nicht beſtelt ſeyn worden.

Zuvorn aber, ſowohl deren Obriſten Roſtock, als Obriſten Leutenſchein citirt, und da der letzte indiſpoſitionshalber ſich entſchuldiget, und ſeinen Obriſt-Lieutenant geſchickt hat, Beklagter ihme zurück commandirt, mit Vermelden ſein Obriſter muß in Perſohn kommen, könnte ihme Oberſt-Lieutenannt die Sachen nicht offenbaren.

Da er nun im Arreſt genommen, und ſich befürchtet, hiervorgerührte, und dem Frenberger zugeſchickte Ordinanz, keinen andern zu pariren, ihme möchte nachtheilig ſeyn, habe er incontinenti einen Trompeter abfertigen laſſen, mit ausdrücklichen Befel ſelbige Ordinanz in Allweg zu vertuſchen.

Alle welche böſe Anſtellung Beklagter bey ſich in höchſter Geheim gehalten, die Brief des Tertzko, damit ſie niemand ſehe vertrauet, und nicht allein oberſtandenermaßen, ſeinem anweſenden vorgeſtellten Herrn General-Lieutenant, ſondern ſogar ſeinem allergnädigſten Kaiſer, und Feldherrn ſeiner Pflicht und Schuldigkeit zuwider, verſchwiegen, ja ſogar nachdem er ſchon im Arreſt genommen, bis endlichen ihme ſeine Brief und Handſchrift vorgelegt, und er umſtändlichen durch die Kaiſerl. Herren Commiſſarien zu Wien examinirt iſt worden. Und dieweilen alles oberzehltes, ſeine eigene ſo ſchrift- als mündliche Bekanntniß und ſonſten genugſam im Fall der Noth zu beweiſen.

Als iſt Beklagter Hanß Ulrich Schaffgotſch wegen ſeiner Wiſſenſchaft und Cooperation, ſowohl vorn als nachher dem Pilneriſchen Schluß, des allergnädigſt ertheilten Kaiſerl. Pardon nicht fähig, ſondern ſowohl ſelbigen ſo hoch verbotenen Conſpiration, als andere ſeine zu Effectuirung deſſen erfolgten Mißhandlungen zu vorder iſt durch ſtrenge Frag, zu Erkundigung anderer mehreren böſen Thaten, auch Ernennung der Complices anzuhalten, folgends als ein Meineidiger, Treuloſer, ehrvergeſſener Meutmacher, Verräther und Beleydiger der höchſten Kaiſerl. Majt. am Leib und Leben billig zu ſtraffen.

Salvis quibuscunque

Niclas Staffer, General Profos.

Erzählungen vom Rabensteine.

1. Geſchlagen.

Aus den Erinnerungen eines Geiſtlichen.

Mitgetheilt
von
Roderich Benedix.

Die Gegend, in welcher das Städtchen lag, wo ich als Pfarrer angeſtellt war, ſollte der Sitz einer Diebesbande ſein, ſo ſagte das Gerücht. Und das Gerücht ſprach Wahrheit. Die Spuren weit von unſerm Orte verübter Diebſtähle, Einbrüche, ja ſogar gewaltſamer Räubereien leiteten alle in unſere Gegend und verloren ſich daſelbſt. Aufforderungen fremder Behörden, Steckbriefe, Anzeigen von Diebſtählen waren täglich in den öffentlichen Blättern zu finden; die Landjäger ſah man überall, man begegnete ihnen auf jedem Spaziergange in Wald und Feld, wo ſie raſtlos die Gegend durchſtreiften. Endlich zeigte ſich nach langen, vergeblichen Bemühungen ein Erfolg. Das Gerücht erzählte von der Verhaftung eines Diebes; bald ſprach man von Geſtändniſſen, von mehreren Verhaftungen, von Entdeckung der ganzen Diebesbande und dem Auffinden ihrer Schlupfwinkel. Die abenteuerlichſten Berichte liefen im Munde des Volkes umher, und kein Räuberroman kann erfinderiſcher in Ausſchmückung der einzelnen Begebenheiten, im Erzählen anziehender, eine empfindſame Köchin würde ſagen, romantiſcher Umſtände ſein, als die Volksphantaſie. Die Hauptſache jedoch blieb wahr, die Diebesbande war entdeckt und eingezogen. Es war keine Räuberbande à la Rinaldini, die nächtlich im Walde lagerte, in maleriſcher Kleidung erſchien, und durch eine gewiſſe Tapferkeit das Intereſſe in Anſpruch nahm — es war eine Bande gewöhnlicher Diebe, die zwar liſtig und verwegen, aber nichts weniger als „romantiſch“ waren.

Beſonders viel ward von dem Anführer geſprochen, der ſich durch ungewöhnliche Verſchlagenheit auszeichnen ſollte und deſſen unumwundene Geſtändniſſe eine furchtbare Menge von Verbrechen enthüllt hatten. Der Prozeß ward raſch und eifrig betrieben, bald kam das Urtheil; es lautete auf langwierigen, auf lebenslänglichen Kerker, bei Einigen auf Tod. Der Fürſt milderte einzelne Urtheile und erließ Allen die Todesſtrafe; nur der Anführer war ausgenommen; er ſollte ſterben, ſeine Hinrichtung nach drei Tagen ſtattfinden. Mir ward der unangenehme Auftrag, den Verbrecher zum Tode vorzubereiten. Ich ging ungern und mit vielen Vorurtheilen in den Kerker. Für ein Verbrechen, das aus Noth, aus Leidenſchaft geſchieht, ſpricht eine Stimme des Mitleids in uns; für das Verbrechen des gemeinen, fortgeſetzten Diebſtahls iſt unſer Mitleid taub.

Ich trat in das Gefängniß. An einem Tiſche ſaß ein Mann von etwa dreißig Jahren. Seine Züge waren angenehm, ſeine bleiche Geſichtsfarbe trat durch einen ſchwarzen, vollen Bart noch mehr hervor. Er ſtarrte mich an, als ich eintrat, ſchlug dann die Hände plötzlich vor's Geſicht und ſenkte laut weinend den Kopf auf den Tiſch. Dies ſetzte mich in Verlegenheit. Ich war auf einen verſtockten Sünder gefaßt, nicht auf einen weinenden. Nach ziemlich langem Schweigen redete ich ihn an und ſprach eine Zeit lang von Dingen, die zu ſeinem Zuſtande und meinem Auftrage paſſen mochten. Er hatte den Kopf wieder erhoben, als ich zu ſprechen begann und ſah mich unverwandt an; doch bemerkte ich wol, daß er mir nicht zuhörte. In ſeinem Geſichte ſpiegelte ſich, wenn ich ſo ſagen darf, die Erinnerung vergangener Zeiten ab; er ſchien mit einem Entſchluſſe zu kämpfen, denn er öffnete mehrmals den Mund, als ob er etwas ſagen wollte und hielt dann wieder inne. Ich ſchwieg endlich, um ihm Gelegenheit zu geben, ſein Inneres mir aufzuſchließen. Nach kurzer Pauſe fragte er halblaut: „Kennen Sie mich nicht mehr?“

Ich erſchrack faſt bei dieſen Worten; die Bekanntſchaft mit einem verurtheilten Diebe konnte mir nicht angenehm ſein.

Er ſchien eine Antwort zu erwarten; doch als ich ihn nun zweifelnd anſah, ſprach er weiter: „am Pfingſtſonntage 18.. ritten zwei junge Männer von X . . . . . aus fröhlich in Gottes weite Natur hinaus und zogen fort in dem Sonnenſchein, der ſich faſttäglich über die Fluren und Berge lagerte, bis ſie Mittags einen Wagen trafen, in dem zwei Damen ſaßen, die Eine mit blondem Haar und blauem Auge —“

— „Meine Frau“, rief ich von Schrecken durchrieſelt unwillkürlich —

Er aber fuhr mit bitterm Lächeln fort: „Ihre Frau? Ja, der Eine dieſer jungen Männer waren Sie, der Andere — wird übermorgen gehängt.“

Was ich empfand in dieſem Augenblicke kann ich nicht beſchreiben. Jener Tag war der Wendepunct meines Lebens geweſen, wo ich mit einem meiner beſten Univerſitätsfreunde auf einem Spaziergange meine ſpätere Frau fand und kennen lernte — ich war glücklich — mein Freund, der hoffnungsvolle, lebensluſtige, kräftige Mann ſaß vor mir, als gemeiner Dieb zum Galgen verurtheilt, denn er war es wirklich, ich erkannte ihn wieder.

Mich trieb es, hinaus zu eilen, um meinen eigenen Empfindungen zu entfliehen, und doch, mehr noch als mein Beruf, hielt mich die Theilnahme an dem Genoſſen meiner Jugend zurück. „Rudolph", ſagte ich nach langer Pauſe, indem ich ſeine Hand ergriff und ſie vom Geſichte zog. Er ſprang in die Höhe, er weinte laut auf und ſank in die Knie. Ich wollte ihn aufheben, er aber rief heftig: „Um Gotteswillen, laſſen Sie mich, ich ertrage es nicht! Seit Jahren zum erſten Male höre ich dieſen Namen, mit freundlicher Stimme — aus dem Munde eines Menſchen, — es wirft mich zu Boden! Laſſen Sie mich, ich bitte Sie um Alles, was Ihnen werth iſt — nur eine Stunde Zeit, dann will ich ruhig ſein, dann kommen Sie wieder!"

Ich ging, denn auch ich bedurfte der Faſſung, ich fühlte es. Nach einem kurzen Spaziergange kehrte ich zurück. Rudolph war äuſſerlich ruhig; ſein Geſicht war verſtört, man ſah den Kampf, den er in der Zeit gekämpft, um ſeine Bewegung nieder zu ringen. Lange blieben wir beide ſtumm; keiner wuſte, wie das Geſpräch einzuleiten, keiner konnte ſich in die rechte Stellung zum Andern bringen. Endlich ſagte ich halblaut: „Du mußt mir deine Lebensgeſchichte erzählen." Sein Auge blitzte mich bei dieſen Worten an; ich verſtand nur zu gut, daß das Du in meiner Anrede ihn traf. War es das alte Du des Freundes? War es das Du der Geringſchätzung? Er erwiederte: „Das muß ich, und ich wollte Sie bitten, ſie zu hören. — Seit jenem Pfingſtſonntage haben wir uns nicht wieder geſehen, denn ich reiſte den folgenden Morgen nach Hauſe, wohin mich wichtige Familien-Angelegenheiten riefen. Leider waren ſie ſo wichtig als traurig. Meines Vaters Vermögen war verloren, er ſelbſt hatte ſich erſchoſſen, meine Mutter hatte der Gram auf das Siechbette geworfen, von dem ſie nicht wieder erſtand — ich war eine Waiſe und — ein Bettler. Noch hatte ich meine Studien in X..... kaum begonnen; jetzt in die Nothwendigkeit verſetzt, mir meinen Lebensunterhalt ſelbſt zu erwerben, mußte ich einen neuen Lebensplan entwerfen. Ein alter Freund meines Vaters, ein hochgeſtellter Offizier rieth mir, mich dem Soldatenſtande zu widmen. Er ſchilderte mir es als ſo leicht, nach kurzer Dienſtzeit als Gemeiner vorzurücken, mir inzwiſchen die zum Examen

nöthigen Kenntniſſe zu erwerben und dann zum Offizier befördert zu werden. Ich ließ mich überreden. War es ein unüberlegter Entſchluß, wer will ihn an einem jungen Menſchen tadeln, der nur über die Gegenwart denkt, von der Zukunft aber nur träumt? Ich meldete mich zum Eintritt in den „Dienſt auf Avancement“ und ward angenommen. Die erſten Tage meines Dienſtes waren mir fürchterlich. An Freiheit und Selbſtſtändigkeit gewöhnt, mußte ich zu beſtimmten Stunden da oder dort ſein, mußte ich kommen und gehen, wie und wann mir befohlen wurde. Und von wem befohlen? Von alten, barſchen Unteroffizieren, die ich in jeder Beziehung, ſelbſt in der Waffenübung übertraf. Mein ganzes Weſen empörte ſich gegen dieſen Zwang; doch ich kämpfte dieſe Empörung nieder. Ich ſah ein, daß eine an ſclaviſchen Zwang gränzende Ordnung nothwendig ſei; ich hatte mich ja freiwillig unterworfen, ich betrachtete endlich die damalige Zeit als einen Uebergang zu einer freiern. Wohl war ſie es, ich bin ſo frei geworden als möglich — vogelfrei. Dieſe Betrachtungen beſeelten mich mit dem beſten Willen; ich ertrug heitern Muthes den Zwang und alle die Unbequemlichkeiten, ſelbſt das barſche, rohe, oft ungezogene Weſen einiger Unteroffiziere, das ich ſonſt, nach alter Studentenweiſe, blutig geahndet haben würde.

Eines Tages ward exercirt. War der Hauptmann übler Laune oder ging es wirklich ſchlecht, genug, der Offizier fluchte und tobte und die Unteroffiziere, auf die zunächſt ſein Zorn fiel, hielten ſich an den Soldaten ſchadlos. Es wurde geſchimpft, geſtoßen, Arreſt dictirt; ich kämpfte mit mir ſelbſt, um meines Unwillens Herr zu bleiben. Jetzt ward eine Wendung befohlen, ſie wurde ſchlecht ausgeführt und plötzlich fühlte ich einen Schlag auf meinem Rücken. Ein Schlag — mir — dem jungen, freiheitglühenden Manne! Ich erſtarrte, die Farbe ſchwand aus meinem Geſichte, — ich ſtand unbeweglich — ein neues Commando erſcholl — ich konnte mich nicht rühren. „Will der verdammte Kerl wol vorwärts“, rief mir ein alter Unteroffizier zu, mit gehobenem Stocke auf mich einſpringend — ich drehte mich um und hielt ihm das Bajonett vor — er prallte zurück. Was weiter geſchehen, weiß ich nicht; als ich wieder zum Bewußtſein kam, fand ich mich auf der Hauptwache, geſchloſſen. Am folgenden Tage ſtand ich vor dem Kriegsgerichte. Man ſprach von Inſubordination, von thätlicher Widerſetzlichkeit, von Todtſchießen — man forderte endlich meine Ausſage. Mit vor Wuth bebender Stimme ſagte ich: „Der Unteroffizier hat mich geſchlagen.“

„„Und was weiter?““ fragte kalt der Vorſitzende.

„O dieſes und was weiter! das römiſche Volk weinte, als es erfuhr, ein römiſcher Bürger ſei mit Ruthen geſtrichen worden; ſind die Deutſchen

ein gemeineres Volk als die Römer, daß man: „und was weiter" sagen kann zu einem Schlage? Ist der deutsche Krieger ein gemeiner Miethling, der Begriffe Vaterland und Ehre unwerth, daß man ihn mit Stockschlägen behandelt? Sind wir feige Perser, die mit Peitschenhieben in die Schlacht getrieben werden müssen? Ist der Begriff eines freien Mannes ein von den Junkern bespöttelites Vorurtheil — und hat das deutsche Volk in den Jahren 13 und 14 zur Belohnung sich den Korporalstab erkämpft?! So rief ich aus, in diesem Tone sprach ich weiter und entwickelte Grundsätze, die mir einst edel und herrlich erschienen waren, die aber ein .....sches Kriegsgericht freilich nicht verstand.

Sie ließen mich reden, sie führten mich ab, sie führten mich wieder herein, um mein Urtheil mir zu verkünden. Da hieß es: ich hätte eigentlich die strengste Strafe verdient, aber aus Rücksicht auf meine sonstige gute Aufführung und aus Nachsicht gegen meine verkehrten Begriffe, sollte ich dieses Mal mit fünfzig Prügeln wegkommen. Ich stand wie vom Donner gerührt. Prügel? Wie hätte ich die überleben können? Ich forderte die strengste Strafe, Kerker und Ketten, selbst den Tod, umsonst. Ich bat, ich flehte, ich beschwor meine Richter endlich unter Thränen, zuletzt auf den Knien: sie möchten mir vergeben, sie möchten mir Alles anthun, nur dieses nicht, umsonst. Man antwortete mir höhnisch: „diese große Prügelscheu müsse mir ausgetrieben werden, und hätte ich erst mehr bekommen, würde ich mich schon daran gewöhnen!" Wüthend sprang ich empor, — im Augenblicke faßten mich zwei Profoße mit eisernen Fäusten — mein Sträuben war vergeblich; ich fluchte, ich tobte, ich heulte laut, — sie schleppten mich fort. Im Hofe der Kaserne ward ich an einen Pfahl gebunden. Das Bataillon mußte aufmarschiren, mein Urtheil wurde vorgelesen — und dann geschah das Entsetzliche. Ich wurde entkleidet, — denken Sie sich, öffentlich entkleidet, — der ich, an die größte Schamhaftigkeit gewöhnt, mich scheute, in Gesellschaft zu baden, — mein Leib wurde den Blicken der Menge bloßgegeben. Dann ward ich über einen Bock geschnallt — über einen Bock geschnallt — und — dann — ward ich geprügelt!"

Der Unglückliche schwieg hier, ich faßte unwillkürlich seine Hand; nach einer Pause sprach er gleichgültig weiter: „ich strengte meine äußersten Kräfte an, mich loszuwinden, doch die Einrichtungen waren von Henkermeisterschaft, — ich konnte mich nicht rühren. Ich tobte, ich brüllte, ich zerbiß mir die Lippen, daß das Blut stromweis rann — ich — doch wo gibt es Worte, die meine furchtbare Qual beschreiben. Mein Fleisch ward zerrissen, jeder Nerv meines Körpers, jeder Blutstropfen empfand einzeln den furchtbarsten Körperschmerz und in der Gesammtheit fühlte

ihn mein Ich — und doch war dieſe Folter nichts gegen die Qual meiner Seele. Und ſie gingen noch weiter, dieſe Henkersknechte, ſie wußten genau, wie viel ich ertragen konnte — noch drei Schläge, noch einen, und ich wäre, nicht geſtorben, aber doch krepirt — doch da trat der Arzt hinzu und meinte: nun ſei es genug, mehr könnte mir ſchaden. O, dieſes teufliſchen Hohnes! „Mehr könnte mir ſchaden“ und „nun was weiter?“

In dieſen Worten liegt die Bosheit einer Hölle. „Wir brauchen den Teufel nicht in Wahngebilden zu ſuchen, er iſt in den Menſchen da!“

„Ich ward in das Lazareth gebracht und da geheilt. Wie lange ich da gelegen, weiß ich nicht, was ich gedacht, weiß ich nicht, mein Körper lebte, mein Geiſt war todt. Man ſagte mir endlich: ich ſei geſund und ſolle wieder exerciren; man führte mich, mitleidige Kameraden halfen mir beim Ankleiden, ich ließ Alles geſchehen, ich wußte nicht, was ſie wollten. Ich kam auf den Exercirplatz. Als das erſte Kommandowort ertönte, fing ich an zu weinen. Die Offiziere ſprachen mit mir — ich ſah ſie ſchweigend an — und verſtand ſie nicht. So dauerte es eine Zeit lang fort — endlich gaben ſie mir den Abſchied. Gedankenlos wanderte ich fort auf der Landſtraße und hatte nicht viel mehr Beſinnung, als daß ich den Pferden auswich und mich des Nachts vom Wege abſeits ſchlafen legte.“

„Einſt, es war ein ſonnenheller Tag, Alles um mich her lachte in der Pracht des Sommers, es war ſo warm, ſo ſchön — da kam ich an ein einzeln ſtehendes Haus. Es war das Wirthshaus, wohin ich mit Ihnen an jenem Pfingſtſonntage ritt — ich erkannte es wieder. Die Erinnerung kam über mich, mein Bewußtſein kehrte zurück, ich erwachte wie aus einem Traume und beſann mich, wo ich ſei, wer ich ſei. Mein Blick fiel auf meinen Soldatenkittel und wie ein Blitz zuckte der Gedanke durch mein Hirn: du biſt geſchlagen worden! Ich warf mich in das Gras, ich marterte mein Gedächtniß ab, um mir alles hervorzurufen, ich konnte mir die Wahrheit nicht denken — aber in meiner Taſche fand ich meinen Abſchied; da ſtand es geſchrieben: „wegen Untauglichkeit entlaſſen“, und unter der Rubrik Aufführung: „wegen Inſubordination mit fünfzig Prügeln beſtraft.“ Ich verſuchte es jetzt, mir meinen Zuſtand zu überlegen, aber ich konnte keinen Gedanken faſſen, als: du biſt geſchlagen worden. Ich ſaß den ganzen Tag, und als die Nacht kam, ſchlief ich ein, wo ich den Tag über geſeſſen hatte, und als der Morgen kam, ſchlich ich weiter — denn mich hungerte. Den Hunger empfand ich, weiter nichts. Ich bettelte mir ein Stück Brod und dann dachte ich wieder darüber nach: du biſt geſchlagen worden. Ich mochte aber denken, ſo viel ich wollte, ich konnte nichts herausbringen,

als: du biſt geſchlagen worden. Ich fühlte Rachedurſt, mein Blut wallte auf, Zorn blitzte in meinen Augen, meine Fäuſte ballten ſich, auf meiner Zunge lagerte ein Fluch — da kam mir jener Gedanke — und mein Blut wallte nicht mehr, meine Augen ſenkten ſich zu Boden, meine Arme fielen kraftlos herunter und die Zunge lallte: „geſchlagen.“

„So zog ich weiter — und bettelte, las abgefallenes Obſt auf und riß Rüben aus den Aeckern. Wenn mich hungerte, ging ich in ein Haus und hielt ſtumm meine Mütze hin — aber ich ſprach nicht. Später gaben mir die Leute nichts mehr — da nahm ich. Das erſte Mal, wo ich nahm, weiß ich noch recht gut. Mich hungerte, man hatte mir Nichts gegeben, ich nahm einem Kinde ſein Butterbrod. Das Kind weinte bitterlich, ein Vorwurf ſtieg in meinem Innern auf, ich beruhigte mich aber, denn ich dachte: du biſt geſchlagen worden. Ich hielt mich ſelbſt nicht einmal eines Vorwurfs werth. Sie hatten mich entehrt, ſie hatten mir meinen moraliſchen Werth, ſie hatten mir mein Selbſtbewußtſein ausgeprügelt, — ich habe es nie wieder erringen können. Meine Geiſteskräfte kamen nach und nach wieder, ich machte Verſuche mich zu ermannen, an eine Beſchäftigung, einen Lebenszweck zu denken, ich konnte es nicht. Ich konnte keinen Menſchen anſehen, denn ich meinte, meine Prügel müßten auf meinem Geſichte zu leſen ſein. Nicht einmal zum Zorn und Grimm über meine Peiniger konnte ich es bringen, ſo ſehr hatten ſie mir die Mannheit geraubt. Dachte ich auch einmal an mehr, erhob ich mich bis zum Wollen, da fiel mir ein: geſchlagen — und es war vorbei. So ſchlich ich fort und bettelte und ſtahl und ſtahl und bettelte. Endlich kam ich in die Geſellſchaft von Dieben. Ich ward ihr Genoſſe. Wie und warum weiß ich nicht, ich habe mir nie Rechenſchaft von meinen Handlungen und Entſchlüſſen abgelegt. Ich war verloren, moraliſch vernichtet, was konnte ich beſſeres thun, als ſtehlen? Die Diebe ſchickten mich hin, wo es Gefahr galt — ich mag wol viel geſtohlen haben. Vor Gericht galt ich als Rädelsführer, — du lieber Gott, ich war nur ein Werkzeug. Wahr und wahrhaftig, ich habe ſelbſt vor meinen Diebsgenoſſen eine Art Achtung gehabt, vor mir ſelbſt niemals mehr. Ich aß, was ſie mir gaben, ich ſchlief, wo ſie mir es zeigten, ich ging, wohin ſie mich ſchickten, ich ſtahl, was ſie mir befahlen. Als ich gefangen wurde, habe ich Alles geſagt, was ich wußte — und übermorgen wird man mich hängen.“

Der Verurtheilte ſchwieg. Sein Ton, ſeine Erzählung war ſo entſetzlich gleichgültig, kalt, eintönig geworden, daß mich ſchauderte. Was ſollte ich thun? Sollte ich ihn tröſten, ſollte ich ihn aufrichten, ſollte ich verſuchen, das moraliſche Bewußtſein in ihm zu wecken? Wenn es mir

gelang, war er dann nicht noch elender? Wenn er klar erkannte, was er verloren, mußte ſein Tod nicht ſchrecklich ſein? Wenn ich ſeine ſtarre Gleichgültigkeit brach, konnte er es mir danken?

Ich ſollte zu keinem Entſchluſſe kommen. Erſchüttert verließ ich ihn, um mir zu überlegen, was ich thun müſſe. Nach zwei Stunden kehrte ich zurück — er hatte ſich ſelbſt getödtet. Das Zuſammentreffen mit mir hatte ihn etwas geweckt, meine Theilnahme, mein Händedruck hatte ihn ſoweit aufgerüttelt, daß er fähig war, mir ſeine Geſchichte zu erzählen und ſie, zum erſten Male vielleicht, ſelbſt im Zuſammenhange zu überblicken. Dieſe Klarheit mit dem Bewußtſein ſeines unvermeidlichen Todes konnte er nicht ertragen. Ich fand ihn kalt und ſtarr.

Es hätte ein trefflicher Menſch aus ihm werden können, aber er unterlag einer Barbarei, die zu ihrer Entſchuldigung höchſtens — Mangel an Einſicht anführen kann. Man wende hier nicht ein, daß nicht Alle ſo feinfühlend und empfindlich ſind. Deſto ſchlimmer, wenn es ſo iſt. Bei einem Volke, das für Stockprügel unempfindlich iſt, kann von politiſcher Erhebung nicht die Rede ſein. Schafft den Stock erſt ab, dann wird das freie und beſſere Gefühl ſchon kommen. „Das römiſche Volk weinte, als es erfuhr, ein römiſcher Bürger ſei mit Ruthen geſtrichen worden.“

2. Des Mörders Mörderin.

Von

G. Werner.

Mit dem Geheul des Wahnſinns tobte der Sturmwind durch den Rauchfang des Hauſes des Taglöhners **Martin**; die Wetterhähne auf den Dächern der Nachbarhäuſer kreiſchten laut auf; ungeſtüm rauſchten die Linden, welche Kirche und Kirchhof umſtanden, und ſtockfinſteres Nachtdunkel hüllte Alles wie mit einem Todtenmantel ein. In **Martin's** Wohn- und Schlafkämmerlein war noch Licht; **Helene**, ſein junges Weib, weilte darin in fürchterlicher Angſt, nun das Spinnrad hemmend und auflauſchend, nun zum Fenſter eilend und hinausſchauend auf die Straße.

Schon war die Mitternacht nicht fern; das Holz auf dem Herde war erloſchen, nur einzelne Scheiten flammten noch auf, und die Lampe,

die an einer Kette von der Decke herabhing, verbreitete erſterbend einen matten Lichtſchimmer. Hagel und Schloßen warf der Sturm ungeſtüm gegen die kleinen runden Fenſterſcheiben, und vom Kirchthurm heulte der Uhu in ſchauerlichen Tönen. Wehe dem Armen, der in dieſer grauſen Nacht ohne Obdach umherirrte! —

Martin, der arme Taglöhner, war am Morgen hinausgegangen in den Wald, um zum Schutze wider die furchtbare Kälte Holz für Weib und Kind zu ſammeln, und bis jetzt nicht heimgekehrt. Schreckliche Gedanken folterten ſein treues Weib, das ohne Raſt in der einſamen Kammer ſeiner harrte. Kummer- und ſorglos ſchlummerte der Säugling in der Wiege und lächelte im Traume. Sein Anblick hatte der leidenden Mutter einiges Labſal gewährt; aber jetzt, wo das Unwetter mit allem ſeinen Grauſen wüthend ſich von Augenblick zu Augenblick ſteigerte, war auch das Anſchauen des Kleinen kein Labſal mehr für ihre Schmerzen. In unbeſchreiblicher Angſt ſchritt ſie auf und ab, ſeufzend, wehklagend, die Hände ringend, und das Geheul des Uhu's und das Kreiſchen der Wetterhähne galten ihr als vorahnende Boten eines Unglücks, welches ihren Mann im Walde betroffen.

Da öffnete ſich plötzlich die Thür. Bleich wie der Tod und auf die langgeſtielte Holzart geſtützt, wankte Martin herein, griff nach der Lehne des Seſſels und ſank erſchöpft hinein.

Himmel! was iſt dir begegnet, Martin? rief Helene, ihm zueilend. In welchem Zuſtande kehrſt du heim? O entdecke mir's!

Aber der Arme war keines Wortes mächtig. Regungslos lag er im Seſſel, kraftlos hingen die ſonſt kräftigen Arme hinunter, und die Augenlieder ſchloſſen die matten Augen. Helene's Angſt ſtieg von Secunde zu Secunde. Mälig erholte ſich der Erſchöpfte, griff nach der linken Seite und erzählte dann mit mattleiſer Stimme, wie ihn, als er im Walde mit Fällen einer jungen Buche beſchäftigt geweſen, aus der Ferne eine Kugel getroffen.

Draußen ſchwieg der Sturm. Pfeilſchnell jagten die Wolken am düſtern Nachthimmel, der nur zu Zeiten, wenn der Mond durch Wolkenriſſe ſchaute, erhellt ward. Todtenſtille herrſchte auf der Straße, nur allein von den Fußtritten und Hornſtönen des Nachtwächters unterbrochen, welche Nachmitternacht verkündeten. Da ſchloß Martin das Auge, athmete noch einmal tief auf und verſchied.

Die Leiche ward beſtattet und ruhte auf dem Gottesacker. Tage voll Trauer und Sorge lebte die junge Wittwe, voll Trauer um den entſchlafenen Theuren, voll Sorge um ihrer und ihres Kindes Erhaltung; denn ſie lebte in bitterſter Armuth, und die Arbeit ihrer Hände vermogte kaum

das Nöthigſte zu ſchaffen. Außerdem hatte der herzloſe Amtmann noch bei Lebzeiten ihres Mannes Klage erhoben bei Gericht wegen einer vorgeſchoſſenen Geldſumme; ihr geringes Eigenthum, welches der beſchränkte Raum der Kammer umfaßte, war gepfändet, und da dieſes nicht zur Tilgung der Schuld hinreichte, ſo wartete ihrer der Schuldthurm, wenn der begüterte Gläubiger unerbittlich blieb. Sorgenvoll legte ſich die Arme nach raſtloſer Tagesarbeit am Abend nieder und die Sorge weckte ſie ſchon, ehe der neue Tag anbrach.

Ein rauher Winterabend war hereingedämmert, und beim trüben Lampenlichte ſaß Helene, ruhig fördernd am Spinnrocken, als der Amtmann mit zwei Gerichtsdienern eintrat.

Nun, Frau Martin begann er mit rauher Stimme — die Friſt iſt abgelaufen. Ich fordere mein Geld; wo nicht — ſo werden euch meine Begleiter nach jenem Orte geleiten, wo böſe Schuldner von Gott und Rechtswegen auf Stroh bei Brod und Waſſer büßen. Das Geld her! ſag' ich, oder der Schuldthurm öffnet euch ſein Pförtlein.

Helene betheuerte, ſelbſt nicht ſo viel zu erwerben, als zum eigenen Lebensbedarfe erforderlich ſei, und flehte um Geduld und Aufſtand.

Geduld und Aufſtand? rief der Herzloſe. Und gar euch, Diebesbrut? — Nein, beim Himmel! Mitleidig habe ich eurem Manne die Summe vorgeſchoſſen um geringe Zinſen; iſt das der Dank für meine Güte? Meinen Wald hat er mir verwüſtet, Holz daraus entwendet; ſelbſt eine junge Buche wollte er fällen; aber ich habe ihm — —

Er hielt plötzlich inne, mit ſcheuem Blick nach ſeinen Begleitern ſchauend. Aber Helene hatte genug gehört und verſtanden, was er nicht ausgeſprochen.

Mörder meines Mannes! rief ſie verzweiflungsvoll aus. So hat eure Kugel ihm das Lebenslicht ausgeblaſen! —

Weib! Giftige Schlange! welch' ehrenrührige Worte ſtößeſt du wider mich aus? Welch' giftigen Geifer ſpeiſt du mir entgegen! Faßt ſie, Gerichtsdiener! befahl er, und werft ſie in den tiefſten Kerker! Und die junge Brut mit hinein! ſchrie er und ſchleuderte Helene's Kind, das ſorglos am Boden ſpielte, gegen die Thür.

Das traf das Mutterherz mit gewaltigem Schlage. Außer ſich ſprang Helene auf, griff nach dem Meſſer auf dem Tiſche, ſtieß es mit Rieſenkraft in das kalte fühlloſe Herz des Mörders ihres Mannes, und ſank bewußtlos zu Boden.

Als ſie erwachte aus der Ohnmacht, lag ſie auf hartem Strohlager im düſtern Kerker, und vor ihr ſtand mit brennender Leuchte in der Hand der Kerkerwärter, ſie vor Gericht zu führen. — Nach einem Jahre endete ſie auf dem Rabenſteine.

Das „Kriegsrecht mit den langen Spiessen“ im sechszehnten Jahrhundert.

Beitrag

zur Geschichte des Kriegsstrafrechtsverfahrens in Deutschland.

(Aus Leonhart Fronspergers Kriegsbuch 1596.)

Anfänglich, wenn ein Fürst oder Herr einen Haufen Landsknechte annimmt und befiehlt oder gibt das Recht, das Uebel zu strafen mit den langen Spießen, so soll der oberste Feldhauptmann, den der Fürst über das Regiment Landsknechte aufwirft, ihnen fürlassen halten bei einer ordentlichen Gemein, was Recht er mit ihnen führen und brauchen wird und ja ihnen anzeigen, daß sich ein jeder vor Schaden wollt hüten; denn es müßte je einer des Andern Straf sein. Darauf auch sollt ihr ihnen den Artikelsbrief verlesen lassen, was das Recht vermag, daß sich ein jeder weiß darnach zu bewahren; darauf soll ein frei Mehr gemacht werden, zu dem solches Recht zu stärken und anzuziehn.

Zum andern sollen sie einen Eid zu Gott und seinem Evangelio thun, groß und klein Haufen, ob eines oder mehr wider solche Artikel oder Regiment stiffte oder thäte, daß er soll gestraft werden, damit nicht Ansehn, Freundschaft, Sippschaft, Gunst, Gabe, noch Gut, auch nicht rächen alten Neid oder Haß, sondern richten durch die drei Räthe und ein Urtheil fällen, als sie alle wollten, daß Christus unser Herr uns thäte am jüngsten Gericht, wenn er wird richten die zwölf Geschlecht Israel.

Zum dritten so dann einer oder mehr erfunden wird, die dann unbilliges wollten brauchen, also soll der Profoß nach demselbigen greifen und ihn gefänglich annehmen, ihn auch wohl bewahren und dem obersten Feldhauptmann solches anzeigen, was sie verwirkt haben und sein Gnad bitten, daß er ein Gemein zusammen läßt kommen an einem nüchternen Morgen; auch soll er der Gemein lassen anzeigen, zu was Ursach sie zu einander beruft sein worden.

Zum vierten ſoll der Profoß keinen Gefangenen verkürzen und ihm einen Tag vor der Gemein laſſen fürbieten, ob einer Kundſchaft hätte oder wüßte, das er genießen ſollte oder mögte.

Zum fünften ſo dann die Gemein bei einander iſt und verſammelt, ſo ſoll der Profoß den Gefangenen in Ring bringen und begehren, daß der Ring wohl verſchloſſen werde und alſo zu ihnen ſagen: Einen guten Morgen, lieben ehrlichen Landsknechte, edel und unedel, wie uns dann Gott zu einander bracht hat oder verſammelt; ihr traget all gut wiſſen, wie wir anfänglich zuſammen geſchworen haben, daß wir wollen gut Regiment führen und halten, dem Armen als dem Reichen, dem Reichen als dem Armen, alle Ungehorſamkeit zu ſtrafen, die wider unſer Regiment thun und brüchig werden; darauf ich, lieben Landsknechte, auf heutigen Tag ein Mehr begehre, mir helfen ſolch Uebel zu ſtrafen, daß wir es auch verantworten können bei anderen Fürſten und Herren. Spricht der Profoß zum Feldweibel: Macht ein Mehr. Darüber fahet der Feldweibel an: Alſo, lieben Landsknecht, ihr habt des Profoßen Red wohl verſtanden; welchem es lieb iſt, daß wir demſelbigen nachkommen, der heb' mit mir ein Hand auf.

Zum ſechsten ſo begehrt der Profoß jetzt ein Fürſprechen und ſeinen Rath. Es wird ihm vergönnt, die Gefangenen auch ihren Fürſprecher und Rath. Jetzt bringen ſich beide Fürſprecher in's Recht vor dem gemeinen Mann, wie gebräuchlich iſt.

Zum ſiebenten ſo nimmt der Profoß ſeinen Fürſprecher und Rath und geht mit ihnen aus dem Ring und zeigt ihnen die Handlung an, was der Gefangene verwirkt hat und befiehlt dem Fürſprecher, was er dem gemeinen Mann ſoll fürhalten und anzeigen. Indem gehn ſie wieder in den Ring. Spricht des Profoßen Fürſprecher: Lieben ehrlichen Landsknechte! wollt ihr mich hören von wegen des Profoßen? Antworten ſie: Ja. Jetzt erzählt der Fürſprecher der Gemein, was der Gefangene verwirkt hat, worauf der Profoß begehrt, daß er an ſeinem Leib, Ehr und Gut geſtraft werde.

Zum achten nimmt der Gefangene ſeinen Fürſprecher und Rath und geht mit ihnen auf einen Ort und bittet ſie, daß ihm wollten weiſen, Rath und Lehr geben, daß er dem Profoßen auf die ſchwere Klage Antwort geben möge. Das erzählt der Fürſprecher dem Profoßen vor dem gemeinen Mann auch.

Zum neunten nimmt der Profoß ſeinen Rath auch zum andernmal und bleibt bei ſeiner erſten Klage; weil der Gefangene ihm ſeine Klage verantwortet und nicht will geſtändig ſein, läßt er die Kundſchaft über ihn verleſen, wie er gehandelt hat.

Jetzt gibt der Gefangene durch seinen Rath dem Profoßen Antwort auf die Kundschaft, die über ihn gangen ist. Auf das geht der Profoß zum drittenmal mit seinem Rath aus dem Ring und bleibt bei seiner Klag und der verlesenen Kundschaft, und sezt's damit vor dem gemeinen Mann zu Recht. Jetzt gibt der Gefangene dem Profoßen durch seinen Rath zum drittenmal Antwort und sezt's auch zu Recht und bittet den gemeinen Mann um ein gnädig Urtheil.

Zum zehnten thun die Fähndriche ihre Fähnlein zu und stecken's mit dem Eisen in's Erdreich, und thut einer unter ihnen das Wort und spricht also: Lieben ehrlichen Landsknechte! ihr habt des Profoßen schwere Klag wohl vernommen, die er über den Haufen hat eingeführt; darauf wir unser Fähnlein zuthun und kehrens um mit dem Eisen und wollen's diesmal nimmer fliegen lassen, bis über solche Klag ein Urtheil geht, auf daß unser Regiment ehrlich sei. Wir bitten auch alle insgemein, ihr wollet im Rath unpartheiisch sein und ein Urtheil fällen, alsweit euer Verstand ausreicht. Wann das geschieht, so wollen wir unser Fähnlein wieder lassen in aller Maaß und Gestalt wie vor fliegen, und bei euch thun, wie ehrlichen Fähndrichen zusteht. Jetzt ruft der Feldweibel einen in den Ring; der kommt in den Ring und spricht: Lieben Landsknechte! hie bin ich gefragt worden auf meinen Eid um einen Rath; bin ich der Sache allein nicht weiß genug, begehre gute ehrliche Kriegsleute zu mir in meinen Rath im Ring und aus dem Ring, die Befehl haben, edel und unedel, als viel als auf 40 Mann, so will ich mit denselbigen aus dem Ring an einen Ort gehn, und bei ihnen Rath suchen treulich und ungefährlich. Nach dem kommen sie wieder in den Ring und erzählen dem gemeinen Mann, was sie gerathschlagt haben; und ob ihnen ihr Rath nicht gefalle, so wollen sie von dem ihren zu einem anderen fallen. Jetzt ruft man einen anderen Rath; der gibt zu gleicher Form wie obgemeldt, darnach im dritten in aller Maaß und Gestalt also; und wenn die Räthe alle drei gangen sind, so erzählt man's dem gemeinen Mann, einem nach dem andern und läßt umschlagen mit drei Trommeln bei Ehr und Eid; wenn denn der Rath mehret, daß keiner zwei oder dreimal soll aufheben. Jetzt fällt der arme Mann nieder und bittet den gemeinen Mann um ein gnädig Urtheil.

Zum elften wenn das Urtheil gangen ist, so sind die Fähndriche da und bedanken sich gegen den gemeinen Mann, daß sie so willig sein gewesen, und so ehrlich und ehrenhaftig, gut Regiment zu stärken und zu halten, und werfen ihre Fähnlein in die Höhe und lassen's fliegen und ziehn mit gegen Aufgang der Sonne und machen eine Gasse; und dieweil läßt der Profoß den armen Mann beichten, bis die Gasse gemacht worden.

Zum zwölften kommt er mit dem Gefangenen in die Gaſſe und begehrt, daß man mit drei Trommeln ſoll umſchlagen zum drittenmal, daß die Gaſſe wohl bewahrt und beſchloſſen werde; dann in welcher Lücke oder Stand er herauskommt, der ſoll in ſeine Fußſtapfen treten.

Zum dreizehnten wenn das geſchehn iſt, alsdann führt ihn der Profoß dreimal in der Gaſſe auf und ab, daß er Urlaub nehme von männiglichen und bitte um Verzeihung, und verzeiht auch allen Menſchen. So ſprechen ihm auch die Fähndriche zu, er ſolle tapfer und unverzagt ſein; ſie wollten ihm auf halbem Weg entgegen laufen und erledigen.

Zum vierzehnten laßt man wieder umſchlagen, daß keiner alten Neid oder Schaden rächen ſolle. Damit laſſen ſie die Spieße nieder, und die Fähndriche ſehen, daß ſie den Rücken gegen die Sonne kehren und mit der Spitze des Fähnleins gegen den armen Menſchen ſtehn. Alſo ſchließt ihn der Profoß aus dem Eiſen und nimmt Urlaub von ihm, daß er ihm verzeihen ſoll, und was er gethan hat, das habe er thun müſſen von wegen des Regiments. Darnach ſtellt er den armen Mann für ſich und gibt ihm drei Streiche auf die rechte Achſel im Namen des Vaters, Sohnes und des heiligen Geiſtes und ſtellt ihn gegen die Spieße und läßt ihn laufen (in die Spieße).

Zum fünfzehnten wenn der arme Menſch verſchieden iſt, kniet man nieder und thut ein Gebet; darnach macht man eine Ordnung, und ziehen dreimal um den Körper, und die Schützen ſchießen dreimal ab im Namen der heiligen Dreifaltigkeit und machen einen Beſchlußring.

Zum ſechszehnten bedankt ſich der Profoß gegen den hellen Haufen, daß ſie ſo ehrlich helfen Regiment führen und halten, und bittet, daß ſie ein Exempel ſollten nehmen bei dieſem abgeſtorbenen Menſchen.

Zum ſiebenzehnten läßt man die Spiel gehn und zieht jeder ſeinem Loſament zu.

Folterprotocoll aus dem Jahre 1724.

Die Wittwe Anna Fürſtener im Amte Dülmen, Biethums Münſter, war des Kindermordes angeklagt und zur Unterſuchung gezogen. Da ſie leugnete, ſo wurde die Anwendung der Folter, um ſie zum Geſtändniſſe zu bringen, durch das nachfolgende Decret erkannt.

„In Inquiſitionsſachen Fiſci Ambts Dülmen gegen und wider daſelbſt inhafftirte Anna Fürſtener wirdt auff an Uns geberſambſt abgeſtattete Relation die Peinliche Frage wider Inquiſitinn hiermit erkandt. Decretum in Consilio den 18. Octobris 1724.“

Die ihr bei Anwendung der Tortur vorzulegenden Fragen wurden üblicherweiſe vorher zuſammengeſtellt und lauteten:

Articuli pro Tortura.

I. Ob Inquiſitinne ihr Kindt umgebracht? 1. Wann? 2. Wie? 3. Wo? 4. Wo ſie das umbgebrachte Kindt demnegſt hingelegt? 5. Ob es gekleidet geweſen? 6. Wie es gekleidet geweſen? 7. Wie alt das Kindt geweſen, als Inquiſitinn ſelbiges umbgebracht?

II. Ob ihr einer mit Raht oder That, obſonſten dazu beförderlich geweſen? 1. Wer? 2. Wie und welcher Geſtalt?

Extractus protocolli Gogerichts Hafenhausen in Causa criminalis inquisitionis Fisci Dulmaniensis contra Enneke Fürsteners.

Martis 31. Octobris 1724 auf (auf der) Citadelle zu Coesfeld coram D. Gogravio praesente Fisco Dulmaniensi Schürhoff.

Dominus Gogravius übergab zuvorderiſt ad protocollum ihm unterm 28. October 1724 Abends umb der neunten Uhr nebenſt in Sachen Fiſci Ambts Dülmen wider Enneke Fürſteners verhandelten Verfolg vom Herrn Ambts-Rhentmeiſter Gahlen zugekommenes jüngſtes Commiſſionsreſcriptum vom 18. October 1724 cum decreto et articulis, des Einhalts, daß er D. Gogravius der wider genannte Enneke Fürſteners erkannten peinlichen Frage (weilen auf Abſterben des Ortsrichters annoch

kein anderer Richter, ſo dieſen Actum wahrnehmen könne, beſtellt) in qualitate judicis beiwohnen und zu dem Ende ſich ohngeſäumt verfügen, falß aber daſelbſt kein tüchtiger locus torturae obhanden, alsdann die Dülmenſchen Herren Beamte die Ennecke Fürſteners auf Coesfeld transportiren laſſen und er Gogravius alda den Actum vernehmen und wider die Inquiſitin über die dem jüngſten Commiſſionsreſcripte beigelegten und ſonſt befindenden Dingen nach dienlichen articulis befragen und darob mit Einſchickung des protocolli gehorſamſt berichten ſolle, welchem Reſcripte zur gehorſamſten Gebung er ſich unterm 29. October 1724 nach Dülmen verfuget und ob der Sachen Beſchaffenheit und ob zu Dülmen ein tüchtiger locus torturae obhanden, hinlängliche Information zu nehmen; gleich dann ſich befunden, daß der daſelbſt angewieſener locus torturae gar nicht im Stande, noch dazu ohne beſondere Koſten zu bequemen wäre, dahero die Dülmenſchen Herren Beamte mehr genannte Inquiſitin den 30. hujus anhero auff Coesfeld liefern laſſen.

Welche dann heute Nachmittags umb Ein Uhr vor Gerichte geſtellet und über die pro tortura angeſchloſſenen Articulis simpliciter befragt, worden und hatt darauf geantwortet, als folget:

Ad 1. negative. Ad 2. negative.

Worauf D. Gogravius das decretum torturae publiciren laſſen, und demnächſt der Inquiſitin wohl ernſtlich zu Gemüthe geführet, wie daß ſie denen Umſtänden und geſtalten Sachen nach an der berüchtigten That ſchuldig ſein müſſe, und ſich davon keineswegs würde eximiren können; dahero ſie dann lieber die Wahrheit geſtehn, als ihr ſelbſten, geſtalten ſie durch die peinliche Frage jedennoch zur Bekenntniſſe würde gebracht werden, die Strafe verdoppeln mögte.

Wie nun D. Gogravius der Inquiſitin die That citra tamen suggestionem alſo umſtändlich vorgehalten, und in specie, wie daß ſie zu anfang der Inquiſition vorgeben wollen, ob hette ſie von 5 Jahren her ihr Menſtruum nicht mehr gehabt, da ihr dennoch ein widriges überzeuget were, hat Inquiſitin geſtanden, ein ſolches fälſchlich vorgegeben zu haben, mit dem Zuſatz, daß ſie von einem alten ihr unbekannten Weibe, ſo während der Gefangenſchaft zu ihr gekommen, dazu verleitet worden.

Dieſemnächſt iſt ad primum gradum torturae geſchritten, und der Nachrichter Meiſter Mathias Schneider einberufen, ſo der Inquiſitin die instrumenta torturae vorgezeiget und ſcharf zugeredet, gleich dann auch Inquiſitin super articulis torturae gehört, aber in negativis beſtändig verharret und verblieben iſt.

Darauf iſt ad secundum gradum torturae geſchritten und Inquiſitin ad locum torturae geführet, entblößet und ange-

bunden, auch über die Articule abermalen befraget werden; iſt aber gleichfalls in negativis beſtändig verblieben. Bei der Anbindung hat Inquiſitin beſtändig gerufen und um Gottes willen begehret: man mögte ſie loslaſſen, ſie wollte ohne dem gerne ſterben und wollte gerne ja ſagen, wenn die Herren es nur auf ihr Gewiſſen nehmen wöllten.

Und wie ſelbige beſtändig in negativis verharret, iſt ad gradum tertium geſchritten, und ſeind Inquiſitinnen die Daumſchrauben angelegt worden, auch wie ſie sub tormentis continuirlich gerufen, iſt derſelben das Capiſtrum in's Maul gelegt und mit Applicirung der Schrauben continuirt worden. Inquiſitin aber (ohnerachtet ſie 50 Minuten in dieſem grade ausgehalten und ihr die Daumſchrauben zu verſchiedenen malen verſetzt und wieder angeſchroben) iſt nicht allein in negativis beſtändig verblieben, ſondern hat auch währender peinlicher Frage keine Zähren gelaſſen und nur gerufen: ich bin nicht ſchuldig, exclamando: O Jeſu gehe mit mir in meine Leiden und ſtehe mir bei! ſodann: Herr Richter ich bitte euch, laſſet mich nur unſchuldig richten. Iſt alſo

Ad quartum gradum geſchritten vermittelſt Anſetzung der ſpaniſchen Stiefeln. Als aber peinlich befragte in dieſem Grade 30 Minuten über, ohnerachtet die ſpaniſchen Stiefeln zu verſchiedenen Malen auffs ſchärfſte wieder angeſchroben, in negativis hartnäckigſt beſtanden, ſo gar keinen einzigen Zähr fallen, noch im Geſicht die allergeringſte Alteration verſpüren laſſen, dahero dann D. Gogravius beſorget, ob mögte peinlich Befragte vielleicht per malificium ſich ohnentfindlich gemacht haben, als hat er dem Nachrichter befohlen, dieſelbe entblößen und viſitiren zu laſſen, ob vielleicht in locis ſecretioribus oder unter denen Unterkleidern etwas Verdächtiges befunden werden mögte. Worauf der Nachrichter referirte, daß er alles auf's genaueſte hätte viſitiren laſſen, aber nichts befunden wäre. Iſt alſo demſelben befohlen, Inquiſitinnen abermals die ſpaniſchen Stiefeln anzulegen; dieſelbe aber hat die That beſtändig geleugnet und zu verſchiedenen Malen gerufen: O Jeſu, ich hab's nicht gethan! Wenn ich es gethan hätte, wollte gerne bekennen. Herr Richter, laſſet mich nur unſchuldig richten; ich will gerne ſterben; ich bin unſchuldig.

Demnach peinlich Befragte die ihr anjetzt zum zweitenmal angelegte ſpaniſche Stiefeln abermals 30 Minuten über hartnäckigſt überſtanden, ſo zwar, daß ſie währender Frage weder die Farbe im Geſicht verändert, noch einen einzigen Zähren hat fallen laſſen, auch nicht vermerket werden können, daß ſie an Kräften abgenommen, noch die Sprache im Geringſten beſchwächet oder geändert, derowegen D. Gogravius befürchtet, quartus

gradum würde Inquisitin nicht zur Bekenntniß bringen können, so hat er nunmehr dem Nachrichtern befohlen, nunmehro ad quintum gradum zu schreiten. Gleich dann Inquisitin vorwerts aufgezogen und mit zwei Ruthen bis ad 30 Streichen colligirt worden. Wie aber Inquisitin zuerst gebunden werden sollen, hatt dieselbe begehret, man mögte sie doch ferneres nicht peinigen, mit dem Zusatz: sie wöllte lieber sagen, daß sie es gethan hätte und sterben unschultig, wenn sie nur keine Sünde daran thäte id ipsum iterato repetendo.

Quaesita super Articulos pertinaciter inhaesit negationi etc. Derowegen dem Nachrichter ankefohlen, peinlich Befragte rückwerts auffzuziehen.

Monita, ut confiteretur delictum, pertinacissime persistit in negativis.

Mit der Auffziehung ist dergestalten verfahren, daß die Arme rückwärts über dem Kopf gestanden, beide Schulterknochen aus den Conjuncturen und die Füße eine Spanne breit von der Erden gewesen.

Wie Inquisitin ungefähr 6 Minuten lang also aufgezogen gewesen, hat D. Gogravius befohlen, sie abermals mit 30 Streichen zu hauen, gleich denn auch geschehen ist; peinlich Befragte aber ist beständig in negativis bestanden, auch, obschon D. Gogravius zu zweien malen, jedesmal ohngefähr zu 8 Schlägen, die Corden anschlagen lassen, hat dieselbe dennoch beständig gerufen: Ich hab es nicht gethan, ich hab es nicht gethan. Ferner auch, obwohl die Corden zum dritten mal, mit ungefähr 10 Schlägen angeschlagen und die bisherige Tormenta mit behörigem Nachdruck applicirt worden, dergestalt, daß dieselbe fast ohnerträglich geschienen, so ist Inquisitin jedennach 30 Minuten über also in dieser fünften peinlichen Frage sowohl als denen vier vorigen fast ohnbeweglich gewesen und hat währender Tortur keinen einzigen Tränen fallen lassen. Wie nun D. Gogravius dafür halten müssen, daß die erkannte Tortur gehörend geschehen, gleich dann der Nachrichter referirte, daß er dafür hielte, daß peinlich Befragte die Tortur länger nicht ausstehn könnte, so hat D. Gogravius dieselbe wieder abnehmen und entbinden lassen, auch dem Scharfrichter befohlen, der peinlich Befragten die Glieder wieder einzusetzen und bis völliger Genesung gehörend zu verpflegen.

Mercury 1. November 1724 Abends um 6 Uhren erschienen coram D. Gogravio hiesiger Nachrichter M. Mathias Schneider mit seinem Knecht anzeigend, wie daß er heut Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhren die torquirte Enneke Färsteners zufolge gestrigen Befehls verbunden und ver-

ferget, bei welcher Gelegenheit er derselben zu Gemüthe geführt, wie daß sie die gestern überstandene Tortur nicht überstehen können, es wäre denn, daß sie ein Pact mit dem Teuffel hätte, worauf dieselbe geantwortet, daß sie mit dem Teuffel nichts zu thun hätte, sondern sie hätte nur die heilige Mutter Gottes angerufen, daß die sie in der Tortur stärken möge, gleich sie auch durch deren Hülf in der Tortur gestärket worden wäre, sonst hätte sie wegen Anwesenheit der vielen Herren, in specie des Dülmenschen Fisci Schürhoff nicht bekennen mögen, weil sie zu Dülmen so lange Zeit bereits gesessen und nicht früher bekannt hätte; wenn sie aber dem Herrn Grafen oder ihm, Nachrichter Schneider, vorhin allein hätte reden mögen, würde sie es gutwillig bekannt haben, maaßen sie annoch wohl, wenn D. Graf mit ihm Nachrichter morgen zu ihr kommen möge, gutwillig bekennen würde mit allen Umständen, wie sie es ihm Nachrichter heut bekannt hätte.

Das Factum anlangend wäre sie von Westkers Leibzüchter, einem betagten Mann, beschwängert, und zwaren hätte sie ihm nur einmal fleischlich beigewohnet, dafür sie 1/12 Thaler bekommen, wofür ein Spind Roggen gekauft, so damalen benöthigt gewesen wäre. Um Fastnacht nächst vorigen Jahres wäre sie vom Balken (Boden) gefallen, wodurch sie einigermaßen beschädigt, also daß dieserhalben in der Palmwoche, wie sie vier Wochen über die Halbscheid gewesen, einen Frühkram (Frühgeburt) gehalten; wie das Kind auf die Welt gekommen, wäre es schier todt gewesen; hätt es doch befunden, daß es etwas Lebens gehabt, gestalten wie sie demselben die Brust gegeben, selbiges zwaren die Milch nicht annehmen wollen oder können; darauf wäre sie mit dem Kinde zu Bett gegangen, hätte es abermals an die Brust gelegt, es aber gleichfalls die Brust nicht annehmen wollen, darauf sie das Kind in ..... (unleserlich), wäre aufgestanden, hätte das Licht angezündet, um zu sehn, wie's ihm erginge, so ein Mädchen gewesen, so hätte sie befunden, daß es todt gewesen, welchemnächst hätte sie das todte Kind mit einem Kleidchen bekleidet und ihrer zu Rorup wohnenden Tochter des Abends zu begraben gegeben, welche Tochter das Kind im Schürzuch eingewickelt und in Zellers Stecht's Wiese in einem trockenen Graben vergraben. Das Kind aber, so gefunden und deswegen Sie torquirt worden, sei ihr Kind nicht, und wäre sie diese ihre Aussage und daß sie ihre, in Stecht's Wiese vergrabenes Kind nicht umgebracht, sondern selbes eines natürlichen Todes gestorben, mittelst Empfangung des heiligen Sacraments zu bestätigen erbietig. Und falls sie anjetzt peinlich noch stärker angegriffen und torquirt werden sollte, würde sie es niemalen anders bekennen und gestehen können.

Meister Mathias Schneider befragt, ob er die Enneke Fürsteners vielleicht bedroht, daß sie abermals torquirt werden solle, sagt, daß sie ihn gefragt: ob sie vielleicht abermals torquirt werden sollte? Darauf er geantwortet: die Tortur würde vielleicht morgen oder übermorgen wieder vorgehn, worauf sie gesagt: Sie wollte solches nicht verhoffen; er Meister Mathias hätte geantwortet: es wäre ihm befohlen worden, sie abermals zu peinigen, welchemnächst sie das Factum obstehender Maaßen bekannt, mit dem Beding, daß er solches niemand als D. Gogravio offenbaren solle. Und als Meister Mathias abermals gefragt, ob sie es morgen dem Herrn Grafen auch also erzählen wolle, hatte sie Ja geantwortet. Meisters Mathias Knecht attestirte obiges gesetztermaaßen wahr zu sein.

Anno 1724 den 2. November hat sich D. Gogravius cum Actuario nach der gepeinigten Enneke verfüget, um zu vernehmen, ob sie das Factum annoch gestunde. Sagte Ja cum addito: ihre Tochter, so das Kind begraben, heiße Trinecke, etwa 12 Jahren alt, wohnete bei einem Bauern auf'm Holsterbrink, cujus nomen nescichat.

Befragt: 1. Ob sie durch den Fall vom Balken Schaden bekommen? sagte: Ja, an der Schulter. 2. Ob sie es niemanden gesagt? sagte: Nein. 3. Ob sie sich dann hätte schmieren lassen? sagte: Nein, aus Mangel der Mittel.

Das wider die Anna Fürstener und ihre Tochter demnächst erlassene Urtheil lautete: „daß die Mutter auf drei, die Tochter aber auf zwei Jahre nebst Abstattung gewöhnlicher Urphede aus dem Hochstift Münster, und in Kraft Vereinbarung aus dem Paderbornschen und Osnabrückschen Hochstiftern zu relegiren seien."

Von Rechtswegen.

Hans Michael Kohlhaas, der Landfriedensbrecher.

Nach P. Haftitz Brandenburgischer Chronik.

1533 — 1540.

Vom

Herausgeber.

Der nachfolgende Criminalfall, den ich beim wahrscheinlichen Nichtvorhandensein der gepflogenen Strafprozeßverhandlungen nur einer alten Chronik, einfach in ihrer einfachen Vertragsweise, nacherzählen kann, bietet ein dreifaches Interesse dar, ein poetisches, ein staats-politisches und ein psychologisches. Von seiner poetischen Seite und im Gewande der Novelle hat ihn der genniale Dichter Heinrich von Kleist *) behandelt, und sein dichterisches Gebilde nimmt unbestritten eine der ersten Stellen im Gebiete der deutschen Erzählung ein. Vom staatspolitischen und psychologischen Gesichtspuncte aus gewährt dieser „Götz von Berlichingen, der in der Mark Brandenburg die Ritterzeit beschlossen", nicht geringeres Interesse, er gehörte jener Zeit an, wo das Recht als der allgemeine, vernünftige Wille sich mehr und mehr geltend machte; wo aber dieser versagt ward, trat der alte Trotz in seiner Härte wieder auf. Das Rechtsgefühl ist ein gewaltiges Gefühl; es regt und bewegt die Menschenbrust gewaltig, und wo es gedrückt wird, da strebt es mit aller Macht wider das Joch, wider den Druck. Das Gefühl verletzten Rechts ist ein schreckliches, und kann den Mann voll Thatkraft und Charakter zum Aeußersten führen. Deß Zeugniß und Beispiel gibt Hans Kohlhaas, ein Mann, schlecht und recht, seines Gewerbes ein Roßhändler, dreißig Jahr alt, ein Muster bürgerlichen Sinnes und Gehorsame, der aus verletztem Recht und Rechtsgefühl von Verbrechen zu Verbrechen fortgerissen, als Landfriedensbrecher, Mordbrenner, Raubmörder und Städteverwüster — ein Schrecken Norddeutschland's — auf dem Schaffote endete.

*) H. von Kleist's gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Tieck. Dritter Theil. Seite 1 — 112. Berlin, Reimer 1826.

Mit einer Koppel Pferde einſt aus der Mark Brandenburg in's Ausland reitend, traf Kohlhaas auf ſächſiſchem Gebiete unweit der Elbe einen Schlagbaum, den ein Junker mit landesherrlicher Genehmigung hatte errichten laſſen, und von den des Weges Kommenden Weggeld erheben ließ. Da er dort hielt mit ſeiner Roßkoppel und das Geld zahlte, kam von der nahgelegenen Burg herab der Vogt, nach dem Paßſchein fragend, weil ohne ſolchen kein Roßlamm mit Pferden über die Grenze gelaſſen ward. Achtzehnmal war Kohlhaas die Grenze überſchritten; bekannt mit allen Verordnungen, die ſein Gewerbe betrafen, wußte er nichts von dieſer Neuerung, ließ ſeinen Knecht bei den Thieren und begab ſich auf's Schloß des Junkers um Aufklärung. Dieſer ſaß mit muntern Genoſſen beim Gelage wacker zechend. Man begab ſich hin, die Pferde zu ſehn; und als Kohlhaas mit denſelben weiter ziehn wollte, gelobte er bei nächſter Wiederkehr den geforderten Paßſchein zu löſen. Aber man forderte Zurücklaſſung eines Pfandes und als ſolches zwei Rappen. Und Kohlhaas, der Gewalt weichend, führte die Thiere in den Stall, und zog, mit dem Reſt der Koppel fürbaß. In Dresden angekommen erfuhr er alsbald, die Geſchichte von dem Paßſchein ſei ein Mährchen, ließ ſich in der Geheimkanzlei darüber ein Atteſt ausſtellen und ritt nach der Burg des Junkers zurück. Man geſtattete ohne Weiteres die Abführung der Pferde; aber wie erſtaunte Kohlhaas, als er ſtatt ſeiner wohlgenährten glatten Thiere ein Paar dürrer Mähren erblickte, abgetrieben, Bilder des Elends und Jammers, Mähnen und Schweif ohne Wartung und Pflege zuſammengeknetet. Er ließ ſie ſtehn und ging hin, ſich Recht beim Gericht zu verſchaffen. Der Prozeß begann, durch Klage auf Wiederherſtellung der Pferde in den frühern Stand und Schadenerſatz gerichtet; aber er ward damit zurückgewieſen, weil es ſeinem Gegner an Vetterſchaften bei dem Rechtstribunal nicht fehlte. Seiner höhern Orts vorgebrachten Beſchwerde folgte die Reſolution: er ſei ein Querulant; er möge die Pferde holen, da der Junker ſie ihm nicht zurückhalte, und damit habe die Sache ihr Ende. Alle ſeine fernern Schritte blieben ſonder Erfolg; ſein Weib ſtarb in Folge eines Kolbenſtoßes auf die Bruſt, als ſie dem Landesherrn ſelbſt eine Supplik in ihres Mannes Angelegenheit überreichen wollte, von der Wache am Schloßthor zurückgeſtoßen. Da verkaufte Kohlhaas Haus und Hof; um ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen, ritt er mit ſieben Knechten, alle bewaffnet, aus, der Trenkenburg zu. Er fiel überrumpelnd mit Schwert und Feuer in's Schloß, das alsbald an allen Ecken brannte und mit genauer Noth entgingen die Bewohner deſſelben dem Verderben. Als er vernahm, der Junker ſei nach Wittenberg geflüchtet, zog er darauf hin, erließ ein Mandat, und forderte „jeden guten Chriſten unter

Angelobung eines Handgeldes und anderer Vortheile auf, seine Sache gegen den Junker von Tronka als den gemeinen Feind der Christenheit zu ergreifen."

Der reisige Haufe des „reichs- und weltfreien, Gott allein unterworfenen Herrn" mehrte sich auf dreißig Köpfe, damit zog er gen Wittenberg, überfiel im Dunkel der Nacht die Stadt, legte an mehreren Ecken Feuer, also daß 19 Häuser und eine Kirche ein Raub der Flammen wurden. Ein Fähnlein von 50 Reitern zog ihm entgegen; er warf sie aber zurück, erneuerte den Brand, erklärend in schriftlichem Placate: er werde, falls man ihm den Junker nicht ausliefere, die Stadt einäschern, „daß er hinter keiner Wand werde zu sehen brauchen, um ihn zu finden." Beim Anbruch der dritten Nacht legte er nochmals Feuer an die Stadt, also daß bei scharfem Nord zwei Kirchen, mehrere Klöster und Schulen, die Landvogtei und 42 Häuser in minder denn 2 Stunden in Schutt und Asche lagen, und wußte klug dem Landvogt und seiner Schaar von 150 Mann auszuweichen. Die Rotte des Landfriedenbrechers war unterdeß auf mehr denn 100 Köpfe angewachsen, alle vollständig gewaffnet. Da er vernahm, daß der Prinz Friedrich von Meißen mit einer Heerschaar von Fünfhundert gegen ihn heranrücke, überfiel er ihn bei Mühlberg in der Nacht, schlug ihn und nöthigte ihn zum Rückzug nach Dresden. Gleichergestalt zersprengte er die zweite wider ihn anrückende Schaar unter dem Befehl des Landvogts bei Damerow, und fünf Tage nach Zersprengung beider Heerhaufen stand er vor Leipzig, und steckte die Stadt an drei Seiten in Brand, immer noch des Willens: seine Gesellen auseinandergehn zu lassen und nach wie vor ein guter, treuer, wahrliebender Bürger zu sein, wenn ihm der Junker von Tronka die Rappen wohlgenährt in den Stall führe, und des festen Glaubens: die Welt habe ihm Abbitte zu thun für den Verlust seines Weibes und seines Rechts. Luther überführte Kohlhaas seiner irrigen Ansicht, indem nur Zufall die Anerkennung seines Rechts verhindert. Durch seine Verwendung ward der Prozeß wegen der Rappen zu Dresden anhängig; doch neue Kabalen, neues Unrecht von Seiten des Gerichts, des Kurfürsten, der Räthe verleiten Kohlhaas zu neuer Schuld. Auf Luthers Antrag wird ihm freies Geleit nach Dresden zugesichert, um gerichtliche Klage erheben zu können. Als aber ein Brief von ihm an Johann Nagelschmidt, seinen Spießgesellen, der noch mit seiner Rotte in den Wäldern Thüringens hauste, aufgefangen ward, worin er den ihm übertragenen Oberbefehl annahm und ihm zur Flucht aus Dresden, wo man ihm unter scharfe Aufsicht gestellt, einen Wagen zu schicken, schrieb, ward er ergriffen und schwer mit Ketten beladen in ein Gefängniß geworfen. Der Prozeß wider ihn beginnt vor sächsischem peinlichen Gericht. Schon ist er zum Tode verurtheilt; als der

Kurfurſt von Brandenburg, deſſen Unterthan er iſt, ihn als ſolchen reclamirt. Er wird ausgeliefert, gewinnt den Prozeß wegen der Rappen zu Dresden; doch ſein Landesherr ſelbſt muß ihn des Landfriedensbruchs, der Niederbrennung der Trenkenburg und der anderen Verwüſtungen mit Feuer und Schwert halber zum Tode durch's Henkerſchwert verurtheilen laſſen. Es wird dem Kohlhaas, wie er es verlangte, ſein Recht; denn ſeine Rappen werden ihm wohlgenährt vor ſeinem letzten Gange zur Richtſtätte vorgeführt, und er durfte mittelſt Teſtamentis über ſein Haab und Gut, das er ehrlich im Schweiße ſeines Angeſichts erworben, frei verfügen. So war ſein Wunſch erfüllt, ſein verletztes Recht wieder hergeſtellt, und gefaßt und mit Freuden, daß ihm ſein Recht geworden, legt er ſein Haupt auf den Richtblock.

Hören wir die einfachen Worte des alten Märkiſchen Mönchs und Chroniſten, Haftitz, der alſo in etwas abweichender Weiſe die Erzählung niedergeſchrieben:

Anno Chriſti 1540, nach Palmarum iſt Hans Kohlhaſe, ein Bürger zu Köln an der Spree mit ſammt ſeinem Mitgeſellen George Nagelſchmidt und einem Küſter, der ſie gehauſet, vor Berlin auf's Rad gelegt; wie er aber zu dieſem Unfall gekommen, muß ich kürzlich vermelden. Dieſer Hans Kohlhaſe iſt ein anſehnlicher Bürger zu Köln und ein Handelsmann geweſen, und ſonderlich hat er mit Vieh gehandelt. Und als er auf eine Zeit ſchöne Pferde in Sachſen geführet, dieſelben zu verkaufen, welche ihm einer vom Adel angeſprochen, als hätte er ſie geſtohlen — Günthers von Zaſchwitz Unterſaſſen zu Melaun und Schnaitz haben es gethan auf ihres Junkers Befehl — da hat er die Pferde im Gerichte ſtehen laſſen auf des Edelmanns Unkoſten, wofern er genugſamen Beweis brächte, daß er ſie ehrlich gekauft, oder im Falle da er's nicht erweiſen würde, der Pferde verluſtig ſein wollte. Als aber Kohlhaſe davon gezogen, hat der Edelmann die Pferde etliche Wochen weidlich getrieben und alſo abmatten laſſen, daß ſie ganz und gar verdorben. Derowegen hat Kohlhaſe auf ſeine Wiederkunft, da er genugſamen Beweis brachte, die Pferde nicht wieder annehmen, ſondern bezahlt haben wollen. Und weil es der Edelmann nicht hat thun wollen und Kohlhaſen, ungeachtet, daß er es beim Kurfürſten zu Sachſen ordentlicher Weiſe geſucht, — er hat von dem alten und jungen Markgrafen zu Brandenburg Schreiben an den Kurfürſten zu Sachſen gebracht und der von Zaſchwitz auf des gedachten Kurfürſten Befehl erſtlich von Baſtian von Köhleritz, Hauptmann zu Düben, hernach von Hanſen Metſchen, Landvogt zu Wittenberg beſagt, ohne daß er erſchienen; — zu ſeinem Recht nicht hat mögen geholfen werden, hat er den Kurfürſten zu Sachſen entſagt, und hat darauf hart für der Zaun

einen reichen Seidenkrämer von Wittenberg, Georg Reich genannt (1533), beraubet, seiner Frauen die Ringe vom Finger gezogen, und was sie bei sich gehabt, genommen, ihn weggeführt und etliche Wochen an einem Ort, dahin niemand gekommen, auf einem beschlossenen Werder an der krummen Spree in einem Berge, da er mit seiner Gesellschaft sein sicher Gewahrsam gehabt, gefänglich gehalten, bis er sich mit Gelde gelöst, und hat sonst viel Nehmen gethan, bis der Kurfürst von Sachsen sich erboten, ein Vertrag mit ihm aufzurichten und zur Erörterung der Sache ihm zu Jüterbogk einen Tag bestimmt. Denselben hat Kohlhase in die 40 Pferde stark mit des Kurfürsten dazu verordneten Räthen und stattlichem Beistand besucht. Ob nun wohl die Sache von beider Kurfürsten Räthen nach Nothdurft berathschlagt und zu Grunde vertragen worden, so haben doch die Sachsen solchen Vertrag nicht nachgesetzet. Derowegen den Kohlhase verursacht, dem Kurfürsten auf's neue zu entsagen. Und weil damals beide Häuser, Brandenburg und Sachsen, in ein Mißverständniß gerathen, hat Kohlhase das Kurfürstliche Brandenburgsche Geleite, desgleichen des Erzbischofs zu Magdeburg im Stifte leichtlich erhalten. Derowegen er den Kurfürsten zu Sachsen heftig angegriffen, die sächsischen Dörfer geplündert, das Städtlein Zahne ausgebrannt und großen Schaden gethan, so auch die eine Vorstadt von Wittenberg vor dem Schloßthore anstecken lassen, und dadurch in der Stadt ein großes Schrecken verursacht, daß der Kurfürst zu Sachsen nothwendig gedrungen an den Kurfürsten zu Brandenburg und den Erzbischof zu Magdeburg, der auch Kurfürst von Mainz war, um Einsehn zu haben, zu schreiben. Ob nun wohl beide Kurfürsten von Brandenburg Kohlhasen in ihren Schutz und Geleit genommen, haben sie doch endlich gewilligt, daß ihn der Sachse sollte suchen lassen, und wo er ihn betreten würde, wollten sie ihnen Rechts zu ihm verstatten. Darauf verordnete der Kurfürst zu Sachsen 24 reisige Pferde mit voller Rüstung, mit langen Lanzen, die zogen hin und wieder im Erzstift um, und wo sie nur von Kohlhase hörten, suchten sie ihn und wollten ihn in Hafft bringen, und war doch keiner unter ihnen, der ihn kannte. Und weil Kohlhase ein anschlägiger und unverzagter Mann gewesen, der seine Sache in gute Acht genommen, hat er oft mit den Sächsischen, die auf ihn geritten, in Krügen und Herbergen, da sie gesessen, gegessen und trunken, ihre Anschläge gehöret, auch das Geld, so ihnen zur Zehrung nachgeschickt, bisweilen bekommen. Und weil zu der Zeit manch unschuldig Blut vergossen ward, und da hingericht, der doch nie sein Diener gewesen oder ihn gekannt, hat er oft dabei gehalten und zugesehn, wie sie gericht werden, solches dem Kurfürsten zu Sachsen zugeschrieben und zum guten Gemüth geführt, wie schwer er's zu verantworten habe.

Als Anno Christi 1538 Freitags vor Pfingsten zwei Schneidergesellen bei dem Kloster Zinne gerädert worden, welche zu Jenikendorf in einer Bauern Scheune, darinnen sie bemächtiget, gefangen, weil sie aus Furcht keiner beherbergen wollte, hat Kohlhase bald in derselben Nacht die Räder abhauen lassen, und sie den Berg hinab gegen den Busch laufen, die Körper hinweggeführt und mit zwei Hufnägeln, auf einen Zettel dies geschrieben, an den einen Galgen steil auf dem Pferde sitzend angenagelt: O filii hominum! si vultis judicare, recte judicate, ne judiceamini! Welchen Zettel wir am Pfingstabend, als wir mit unseren Präceptoribus dem alten Gebrauch nach haben wollen Mayen holen wollen, gefunden, herabgenommen, und ich habe ihn selbst in's Kloster getragen und dem Abte überantwortet. Denn es war damals der gottlose Gebrauch im Kloster, wenn einer daselbst gerechtfertiget (gerichtet) ward, so mußte in allen Dörfern zum Kloster gehörig, jeder Hufner ein Ei und ein Coffät 6 Pfennige geben, welches eine große Summe trug, das Geld bekam der Voigt und um solches Geldes willen habe ich manchen sehen richten, dem zuviel geschah. Itzo aber ist's ganz abgeschafft.

Es ist aber damals eine starke Rede gegangen, daß Kohlhase in der Vorstadt zu Jüterbogk einen Kasten soll gekauft haben, die beiden Körper darin gelegt mit etlichen Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen und nach Wittenberg geführt in eines vornehmen Bürgers Behausung im Namen eines wohlbekannten Kaufmanns bis zu seiner Wiederkunft denselben in Verwahrung zu nehmen, ungeantwortet. Als nun ein Tag oder zween vergangen, hat's im Hause angefangen übel zu stinken, daß man nicht gewußt, wo es herkomme. Und da solches von Tag zu Tag überhand genommen, also daß man im Hause für Stank nicht hat bleiben können, hat man den Kasten gerichtlich geöffnet, die beiden Körper samt Kohlhasen Schreiben darin befunden, dasselbe dem Kurfürsten zu Sachsen zugeschickt und die Körper begraben lassen.

Darüber ist Kohlhase weiter und weiter zugefahren, einen Schaden über den andern im Sachsenlande gethan, und viel Mühe und Arbeit angerichtet, daß also dem Kurfürsten zu Sachsen ein groß Geld auf die Sache gelaufen, welche man mit einem Kleinen im Anfange hat stillen können. Denn eben weil bisweilen die Sachsen ihm sehr nahe sind kommen, und vermeinet, sie wollten ihn ertappen, so ist er sich Weg und Steg kundig gewesen, hat so manchen Furth durch die Sprew und andere fließenden Wasser gewußt, daß wenn sie ihn gleich in einem Sacke zu haben vermeinet, er gleichwohl im Hui durch die Wasser ihnen weit hat entgehen können.

Dr. Luther seliger hat in Erwägung und Beherzigung aller Umstände und zu Verhütung weiter Ungelegenheit, so zu beiden Theilen daraus

erwachſen könnte, an Kohlhaſe geſchrieben und verwarnt von ſeinem Fürnehmen abzuſtehen, und hat ihm allerlei zu Gemüthe geführt, was ihm darauf ſtünde, und wie Gott ſeine Verletzung, wo er ihm die Ehre und Rache nicht würde geben, wohl würde an den Tag bringen und rächen. Darauf iſt Kohlhaſe unvermerkt gen Wittenberg ſelbender reutend gekommen und im Gaſthauſe eingekehrt, ſeinen Diener in der Herberge gelaſſen und auf den Abend vor Dr. Luther's Thür gegangen, angeklopfet und begehret, den Doctor zur Sprache zu haben. Als aber der Doctor ſeinen Geſind ſich nahmkundig zu machen und was ſein Begehr wäre, zu entdecken, ihm etliche Mal ſagen laſſen, welches er nicht hat thun wollen, und doch ſtark darauf gedrungen, er müſſe den Doctor in eigener Perſon zur Sprache haben, iſt's dem Doctor eingefallen, daß es vielleicht Kohlhaſe ſein mögte; iſt deswegen ſelbſt an die Thür gegangen und zu ihm geſagt: Numquid tu es Hans Kohlhase? Hat er geantwortet: Sum, Domine Doctor. Da hat er ihn eingelaſſen, heimlich in ſein Gemach geführt, den Herrn Philippum, (Melanchton) Crucigerum, Majorem und andere Theologen zu ſich berufen laſſen; da hat ihnen Kohlhaſe den ganzen Handel berichtet und ſind ſpät bei ihm in die Nacht geblieben. Des Morgens frühe hat er dem Doctor gebeichtet, das hochwürdige Sacrament empfangen und ihnen zugeſagt, daß er von ſeinem Vornehmen wollte abſtehen und dem Lande zu Sachſen kein Schaden hinfort wollte zufügen, welches er auch gehalten. Iſt alſo unerkannt und unvermerkt aus der Herberge geſchieden, weil ſie ihm getröſtet, ſeine Sache befördern zu helfen, daß ſie eine gute Endſchaft ſoll gewinnen.

Weil aber endlich auch nichts daraus geworden, daß ſich's verweilet und die Verfolgung der Sachſen nichts deſtoweniger für und für gewähret, hat ihm ſein Geſell George Nagelſchmidt gerathen, er ſolle den Kurfürſten zu Brandenburg angreifen, ſo würde er ſich ſeiner wohl annehmen, daß die Sache mit den Sachſen vertragen würde. Dieſem folgte Kohlhaſe, aber ſehr unbedacht und unglücklich. Beraubte darauf den Conrad Dragiger, des Kurfürſten Factor, der ihm das Silber einkaufte im Mansfeldiſchen und Stolbergiſchen Bergwerk, nahm eine Anzahl Silberkuchen, welche er eine halbe Meile dieſeits Potsdam unter einer Brücke, die noch heutiges Tags Kohlhasenbrück heißt, in das Waſſer verſenkt, nicht der Meinung, ſolches zu behalten, ſondern den Kurfürſten doch zu verurſachen, ſich ſeiner anzunehmen.

Aber dieſer Anſchlag gerieth übel. Denn nachdem er des Kurfürſten Geleit gebrochen, hat der Kurfürſt alſo fort Meiſter Hanſen, dem Scharfrichter, welcher ein ausbündiger Schwarzkünſtler war, befohlen, daß er ihm die Gäſte ſolle in die Stadt Berlin ſchaffen, ſo wolle er ſehen, wie

er ſie mögte zu Gehorſam bringen. Darum hat Meiſter Hans der Scharfrichter durch ſeine Kunſt ſoviel zu Wege gebracht, daß Kohlhase mit ſeiner Geſellſchaft hat müſſen gen Berlin kommen. Da man nun ſeiner gewahr geworden, hat der Kurfürſt an alle Ecken laſſen ausrufen: „Wer Kohlhasen oder ſeine Geſellen hauſe oder hege, oder bei welchem ſie befunden würden, der ſolle am Leibe beſtraft werden.“ Darauf hat man hin und wieder ſo lange Hausſuchung gethan, bis man ihn im Gäßlein S. Nicolasſchule in Thomas Meißner Hauſe gefunden; da hat er ſammt ſeiner Hausfrauen in einem Kaſten gelegen, und als man denſelben eröffnet, iſt er behend herausgeſprungen, denſelben wieder zugeſchlagen und unverzagt geſagt: Hier bin ich und trage in der Jopen, damit ich büßen und zahlen kann, was ich gemißhandelt. Seine Hausfrau aber, weil ſie niemand hat hauſen dürfen, und mit ſchwerem Fuß gegangen, hat ſie unter den Feuerleitern gegen dem Kölniſchen Rathhauſe über zween todte Kinder geboren.

Nachdem man nun das Haupt bekommen, hat man nach ſeiner Geſellſchaft auch getrachtet. Hans Graßmuß, der auch ein ausbündiger Schwarzkünſtler geweſen, iſt hin und wieder auf den Dächern als eine Katze laufend geſehn worden, bis er endlich entkommen. Und obwohl ihn hernach viel guter Leute gefragt, wie er doch davon gekommen, hat er's doch nicht ſagen wollen. Es iſt aber das Geſchrei gegangen, als ſollte er ſich die Haare auf dem Haupte und im Bart mit einem kleinen Kamm gekämmt haben, daß ſie grau worden, und wäre in einem alten zerriſſenen Bauernreck, mit einem Meſſer, ein Hölzlein in den Händen ſchnippernd gehabt, alſo zum Thor durch die Wache gehend entkommen unerkannt. Georg Nagelſchmidt aber, der ein Landsknecht war geweſen, darum er auch alles durſtig und freventlich gewagt, iſt letztlich in Putlitzens, eines Bürgers Hauſe ſtehend gefunden. Derowegen man auch denſelben Bürger, ungeachtet er davon keine Wiſſenſchaft gehabt, ſamt ſeiner Frauen hat gefänglich eingezogen und auf dem neuen Markt zu Berlin auf ein Gerüſte in primo fervore enthauptet. Und ob man wohl der Frauen das Leben hat ſchenken wollen, hat ſie es doch nicht thun wollen, ſondern ehe ſie beide gerichtet worden, hat ſie ihren Mann freundlich empfangen und mit einem Kuße geſegnet. Und weil ſie Beide alte verlebte Leute geweſen, ſind ſie auf einem Stuhle ſitzend enthauptet worden.

Nicht lange darnach hat der Kurfürſt zu Brandenburg den Sachſen einen peinlichen Zutritt und gerichtlichen Prozeß wider Kohlhasen verſtattet; derowegen er den Montag nach Palmarum mit Nagelſchmidt und dem Küſter, der ſie gehauſet, iſt für's Gerichte geſtellt und von dem ſächſiſchen Anwalt als der wider kaiſerlichen Landfrieden gehandelt,

atrocitet iſt peinlich angeklagt worden. Darauf Kohlhaſe, dieweil er ziemlich beredt, etwas ſtudirt und wohl beleſen geweſen, ſeine Antwort dermaßen ausführlich gethan und den ganzen Handel nach allen Umſtänden über drei Stunden von Anfang bis zu Ende nothdürftig referirt und fürbracht, daß ſich deß jedermann darüber verwundert und ihm Beifall geben müſſen. Weil aber die Verbitterung ſo groß geweſen, iſt er zum Tode des Rades verurtheilt worden. Und ob man ihn wohl mit dem Schwert hat begnaden wollen, hat ihn der Nägelſchmidt doch abgehalten, daß er's nicht thun ſollte; denn wenn ſie gleiche Brüder geweſen, wollten ſie auch gleiche Kappen tragen. Sind alſo alle drei miteinander faſt hoch auf den Tag hinausgeführt und auf's Rad gelegt, darauf Kohlhaſe lange Zeit und über einen Monat lang friſch geblutet.

Es iſt aber, alsbald er gerichtet, dem Kurfürſten zu Brandenburg leid geweſen und wenn's hernach hätte geſchehen ſollen, würde es wohl verblieben ſein. Aber Gott hat vielleicht ſein Ende alſo geſetzt.

Alſo erzählt Haſtiz in ſeiner Chronik der Mark Brandenburg.

Criminalistische Miscellen und Curiosa.

Veranlassung der Abschaffung der Folter in Preußen.

Eine kinderlose Wittwe in Berlin besaß den sogenannten Stelzenkrug. Diesen bewohnte nur sie und ein armer Kandidat, welcher vom Elementar-Unterricht sich kümmerlich ernährte und vom Morgen bis zum Abende außer dem Hause beschäftigt war. Eines Morgens kam die Wittwe nicht aus ihrer Schlafkammer; man öffnete daher die Thüre und fand sie todt in ihrem Bette. Sie war erdrosselt und an ihrem Halse befand sich noch der Strick. Die Justizbehörde ließ sofort den Kandidaten vorladen, um ihn zu befragen, ob er über diesen Mord nähere Auskunft geben könne, damit der Thäter ausgemittelt und verhaftet werde. Des Kandidaten Zimmer war aber verschlossen und er selbst abwesend. Nach einigen Stunden kam er in seine Wohnung zurück, wurde vor den Richter geführt und über die Mordthat vernommen. Seine Aussage unter kräftigen Betheuerungen war: „Ich kann gar keine Auskunft geben, denn ich bin in der vorigen Nacht gar nicht in meiner Wohnung, sondern gestern bei einem Freunde, einem Landprediger, gewesen, habe mich verspätet, bei eingetretener Dunkelheit mich verirrt, und die Nacht auf dem Felde zubringen müssen.“ — Das Letztere konnte er nicht beweisen, er wurde daher des Mordes verdächtig, wurde verhaftet und begangener Mordthat ganz unbedenklich beschuldigt. Er leugnete standhaft; man achtete aber darauf nicht, sondern ließ, um ihn zum Geständniß zu bringen, die Tortur an ihm vollziehen, welche noch bei dem Regierungsantritt Friedrich des Großen bei Criminalunterſuchungen in Anwendung gebracht wurde. Schon bei dem ersten Grade der Tortur bekannte sich der Kandidat, von Schmerz überwältigt als Mörder. Erstaunen und Schrecken bemächtigte sich aller derer, welche ihn, den edlen Mann, seit vielen Jahren kannten und für seinen stillen, frommen Sinn, so wie die liebreiche Behandlung seiner Schüler zeugen konnten. Dafür war nur Eine Stimme, er sei eines solchen Frevels durchaus unfähig. Abgeordnete wendeten sich daher an den damaligen Großkanzler von Cocceji und machten ihn darauf auf-

merkſam, blos die Schmerzen der Folter hätten von dem Manne des unbeſcholtenſten Rufes und Wandels ein falſches Geſtändniß erpreßt. Cocceji ließ die Acten ſich vorlegen, fand, die Unterſuchung ſei unvollſtändig und befahl eine neue Beſichtigung der Leiche, welche man aus einem damals herrſchenden Vorurtheile nicht zu berühren gewagt hatte.

Da wurde der Scharfrichter in Berlin zur Beſichtigung der Leiche und zu einem Gutachten über die Erdroſſelung aufgefordert. Er erklärte, die Ermordete ſei durch einen kunſtgerechten Knoten erwürgt worden. Cocceji fragte ihn, worin das kunſtgerechte beſtehe? Es iſt, erwiederte er, eine eigene Art, in einen Strick einen Knoten zu ſchürzen, wodurch der gewaltſame Tod bei denen, die von uns aufgehängt werden ſollen, ſehr erleichtert und beſchleunigt wird; dieſer Kunſtgriff kann nur demjenigen bekannt ſein, der zu unſerem Metier gehört. Dies veranlaßte den Großkanzler, nachforſchen zu laſſen, ob etwa Scharfrichter oder deſſen Knechte zu dieſer Zeit in Berlin geweſen wären. Da wurde denn ausgemittelt, daß zwei Scharfrichterknechte aus Spandau an dem Abende, wo in der darauf folgenden Nacht der Mord verübt worden, nach Berlin gekommen wären, und dieſe waren die leiblichen Brüder der Ermordeten. Sie wurden verhaftet und bekannten die That; ſie hatten ihre Schweſter erdroſſelt, um als die nächſten Erben, ſich jetzt ſchon ihres Vermögens zu bemächtigen. Der treffliche Cocceji, hocherfreut, einen Juſtizmord verhütet zu haben, erſtattete ſogleich Bericht an Friedrich den Großen und der Tortur wurde ſogleich in den Preußiſchen Staaten das Todesurtheil geſprochen. Der König ehrte das Andenken Coceji's, der um die höhere Juſtiz ſich unſterbliche Verdienſte erworben hat, durch die Errichtung einer Marmorbüſte, welche er auf dem Hofe des Kammergerichts in Berlin aufſtellen ließ. Die Königl. Ordre an den Etatsminiſter von Cocceji lautet:

„Seine Königl. Maj. in Preußen ꝛc. Unſer allergnädigſter Herr haben aus bewegenden Urſachen reſolvirt, in dero Landen bei den Inquiſitionen die Tortur gänzlich abzuſchaffen, außer bei dem Crimine laesae Majestatis und Landesverrätherei, auch denen großen Mordthaten, wo viele Menſchen um's Leben gebracht oder viele Delinquenten, deren Connexion herauszubringen nöthig, impliciret ſind. Hingegen ſollen in allen übrigen Fällen, wenn die Delinquenten die ſtärkſte und ſonnenklare Indicia und Beweiſe durch viele unverdächtige Zeugen und dergleich wider ſich haben und doch aus hartnäckiger Bosheit nicht geſtehen wollen, dieſelben nach den Geſetzen beſtraft werden. Höchſtgedachte Se. Königl. Maj. befehlen alſo dero wirklichem Geheimen Etatsminiſter von Cocceji allergnädigſt, das Nöthige dieſerhalb zu beſorgen.“ Charlottenburg den 3. Junius 1740.

Friedrich.

Doch, dieſer Allerhöchſte Erlaß war nur der Vorläufer von folgenden Cabinetsordren an den Etatsminiſter von Bismark, an den Großkanzler Freiherrn ver Cocceji und an die Ober-Amts-Regierung in Glogau.

„Mein lieber Geheimer Etatsminiſter von Bismark. Auf Euren Bericht vom 19. dieſes, den in großen Verdacht wegen begangenen Mordes und Beraubung auf öffentlicher Landſtraße ſtehenden Schäfer Goert Heinrich Schmidt betreffend, gebe Ich Euch hierdurch zur Reſolution, daß, weil ich in dergleichen Criminal-Fällen die Tortur allemal als ein theils grauſames, theils aber ungewiſſes Mittel anſehe, die Wahrheit der Sache herauszubringen, Ich alſo das Erkenntniß des Berliner Criminal-Senats confirmirt und ſolches durch Vollziehung der hierbei zurückkommenden Expeditionen approbirt habe. Wobei Ich Euch denn zu Eurer und der Criminal-Collegiorum Direction hierdurch nochmals deklarire, daß, wenn in dergleichen Criminalfällen, wo es auf die öffentliche Sicherheit ankommt, die Delinquenten durch klare Indicia oder auch Zeugen und andere ganz deutlich ſprechende Umſtände darauf ankommt, daß nichts an Richtigkeit des Factums als nur allein die eigene Confeſſion des Delinquenten fehlt, welche ſonſt durch letztern durch die in den Geſetzen geordnete Tortur herauszubringen iſt, ſodann auf ſolchen Fall die geſetzmäßige Todesſtrafe ſonder Bedenken von den Criminal Collegiis erkannt werden kann, ohne daß ſelbige nöthig haben, daß eigene Bekenntniß eines ſchon ganz überführten Delinquenten zu erfordern und abzuwarten.“

Potsdam, den 27. Juni 1754.

Friedrich.

In einer Cabinetsordre vom 4. Auguſt 1754 ſchrieb der König an Cocceji unter andern Folgendes:

„Was den zweiten Punct wegen der Inquiſition anbelangt, daß diejenigen, welche einen rechtlichen Verdacht gegen ſich haben und dennoch die That leugnen, durch die Tortur zum Bekenntniß gebracht werden ſollen: ſo iſt Euch darauf in Antwort, daß, nachdem Ich das grauſame und zugleich zu Herausbringung der Wahrheit ſehr ungewiſſe Mittel der Tortur in dergleichen Fällen gänzlich abgeſchafft habe, es alſo auch dabei ſein Bewenden haben muß. Dahergegen wiederhole Ich hierdurch dasjenige nochmals, was ich vorhin ſchon verſchiedentlich an den Etatsminiſter von Bismark ſolcherhalb declarirt habe, daß nemlich, wenn gegen dergleichen Inquiſiten ſich ſoviele Umſtände hervorthun, daß dieſelben dadurch ihres Verbrechens völlig überzeugt werden, und daß alsdann nichts weiter als ihr eignes Geſtändniß fehlt, welches aber dieſelben hartnäckig zurückhalten, ſodann auf deren eigene Confeſſion bei Abfaſſung der Sentenz

nicht reflectirt, ſondern ſolches dermaßen erkannt werden ſoll, als ob deren Geſtändniß wirklich vorhanden ſei. Sollten aber die Umſtände den Inquiſiten nicht ganz völlig kompliciren und demnach der gröſte Verdacht gegen ſolchen vorhanden ſein, daß der Inquiſit das Verbrechen wirklich begangen habe, auch die Umſtände ſolches wahrſcheinlich machen, alsdann muß dergleichen Inquiſiten, wenn er ſchon zu keinem Bekenntniß ſich bequemen will, der Feſtungsarreſt auf Zeit ſeines Lebens und dabei in Eiſen geſchmiedet, erkannt werden. Wornach Ihr in ſolchen Fällen erkennen zu laſſen, auch die Regierungen zu inſtruiren habt."

Friedrich.

Criminal-Urtheil wider Zigeuner vom 23. Juni 1711.

In Criminal-Inquiſitions-Sachen Ober- und Landt-Fiſci Anklägerey gegen und wieder Joannes La Roche und die ſich alſo beym Verhöre respée nahmhafft gemachte Frantz Henrich, Anna Eliſabeth Janſſen, Dorothe, Anna Sybilla Catharina peinlich angeklagte Zigeun- und Zigeunerinnen; Wirdt auff Klag andtwortt, und wahrhaffter erfindung Hiemit zu recht erkandt, daß eben gemelte respée Zigeun- und Zigeunerinnen, ſo alhie für gerichte ſtehen, darumb daß ſie wieder das von Ihro Hochfürſtl. Gnaden zu Münſter und Paderborn Unſern Gnädigſten Fürſten und Herren außgelaſſenes Verbott ſich in Dero Hoch Stifft Münſter im Kirſpel und ohnweit der Stadt Werne finden Laſſen und einige Zeit auffgehalten, ihnen zu wohl verdienter ſtraeff und andere dergleichen Heylloſen Geſindel zum exempel und zwarn anfangs erwehnter Joannes La Roche mit der in beſagtem Edicto einverleibter ſtraeff alß mit abſchneidung eines ohrs zu beſtraeffen, der Frantz Henrich und vorgemelte Vier Weiber aber auß ſonderlicher Begnädigung und Verordnung Ihrer Hochfürſtl. Gnade für dießmahl öffentlich ahm pranger mit ruhten außzuhauen, ebengedachter Frantz Henrich auch zugleich mit ein Brandtmarck zu bezeichnen, und demnegſt all vorernente auff außgeſchworner Urphede auß denen Hoch Stifftern Münſter und Padetborn auff ewig zu verweiſen, daberneben ihnen bey Lebensſtraeff ebengedachte Hoch Stiffiern nicht wieder zu betretten hiedurch verbotten ſeyn ſolle. Wie Wir den alſo erkennen, dieſelbe dazu respée verdammen, verweiſen und verbiethen.

Von Rechtswegen.

Decretum in Comitio, den 23. Juny 1711.

Henr. Timmerſcheidt, Dr.

Strafloſe Schandgemälde im Mittelalter.

Alle neueren Strafgeſetze beſtrafen Schandgemälde. Im Mittelalter beſtärkte man Privatverträge „bei Strafe des Schandgemäldes.“ Hatte einer der Contrahenten den Vertrag nicht erfüllt, ſo ließ der Gegentheil eine Karicatur auf ihn fertigen. War der Nichterfüllende ein Ritter, ſo wurde ihm, wenn er bei einem Turniere, die Karicatur vorgehalten, und er durfte nicht Theil am Turniere nehmen. War derſelbe ein Handwerker, ſo war ihm der Eintritt in eine Zunft verſchloſſen. Solche altdeutſche Schandgemälde findet man noch in Bibliotheken aufbewahrt.

Oeffentliche Maulſchellen durch den Scharfrichter.

Im Hochſtift Münſter war unter der Regierung des bekannten Fürſtbiſchofs Bernard von Galen ein gewiſſer Johann Küper im Amte Rheine zum Widerruf von Injurien verurtheilt. Er weigerte ſich dieſem Urtheile nachzukommen, und auf den desfalls von dem Droſten Johann Beveren von Twickle erſtatteten Bericht wurde demſelben unterm 18. Auguſt reſcribirt: „dafern der Inhaftirter die Injurias auferlegtermaaßen nicht revociren wollte, daß alsdan der Scharpf-Richter demſelben öffentlich vor's Maul ſchlagen und Namens des Angeklagten aus obrigkeitlichem Befehl den Widerruf thue.“

Folterdecret vom 9. Sept. 1723.

„In Sachen Ober- und Landfiſci wider Friedrich Jacobs haben Causae commissarii Doctor Herrius und Doctor Linde referiret, daß die Landtmedici mit Zuziehung Chyrurgorum auch eines Scharfrichteren des Inquiſiti am Arm habenden Schaden beſichtigt und dafür halten, daß mit Inquiſito zum fünften Grad der Tortur als die Aufziehung ohne Gefahr, deſſen Arm wieder zu zerbrechen, nicht verfahren werden könne; worauf dann reſolvirt, daß am Platz des gradus quinti torturae der vom Scharfrichteren in Vorſchlag gebrachter Methodus zu appliciren, als nemlich daß Inquiſit post gradus coctenus absolutos loco gradus quinti von hinten auf mit Füßen und Armen aufgezogen, ſodann mit

Ruthen gehauen, fürters mit brennendem Schwebel beworfen und bei weiters sich in confitendo ergebender obstination er annoch zwischen den beiden forderſten Fingern jeder Handt mit einer Lunten durchgebrannt werde."

Strafe des Rollhäuschens wegen Diebeshehlerei.

„In Criminalſachen hoher Landsobrigkeit Fisci Ankläger gegen und wider Anna Gildemeiſters und Anna Küſtlewen, beide Angeklagtinnen wird allen Umſtänden und der Angeklagtinnen eigener Bekanntnuß nach zu Recht erkannt, daß ſie Beide darumb und deßwegen, daß ſie von den Soldaten einige geſtohlene Sachen abgekauft, deren Unterſchleif geſtattet und alſo die Dieberei unterhalten, Eine nach der Anderen eine Stünde lang im Rollhenßlein zu ſezen.

Decretum in Consilio 13. Marty 1684."

Das ſtachlichte Halsband.

Um das Jahr 1547 war Lambert von Oer zu Kakesbeck, geweſener Commandant zu Münſter, mit Gothard von Haren in Zwiſt gerathen. Als nun Erſterer einſt an einem Sonntage nach Lüdinghauſen zur Kirche fahren wollte, lag ſein Gegner in einem Hinterhalte auf der Landſtraße, fiel ihn an und warf ihm ein eiſernes Halsband um den Hals, das in Nürnberg auf das Künſtlichſte ſo gefertigt war, daß man auswendig weder Schloß noch Fuge daran bemerkte. Der von Oer achtete anfangs wenig darauf, und als er heimkam, ſagte er ſcherzend zu ſeiner Frau: Sieh, hier kommt der alte Neckel mit einem Halsband! Da er aber kein Schloß daran fand, und das Halsband inwendig voll kleiner Stacheln war, die ſich in's Fleiſch drückten, gerieth er in Angſt und wußte nicht, wohin er ſich wenden ſollte. Zuletzt begab er ſich nach Münſter, um ſich bei einem Schloſſer Hülfe zu ſuchen, allein keiner vermogte es, bis endlich der Schmiedemeiſter Thiel Schwoll auf der Hörſterſtraße ſich entſchloß, das Werk zu unternehmen. Muthig legte der von Oer ſeinen Hals auf den Amboß; Meiſter Schwoll nahm einen gewaltigen Hammer, ſchlug mit allen Kräften dreimal auf das Halsband mit den Worten: Im

Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes! Beim letzten Schlage ſprang das Halsband auf, und der von Oer war gerettet. — Bis auf den heutigen Tag wird dieſes künſtliche Nürnberger Product noch auf dem Rathhauſe zu Münſter aufbewahrt und gezeigt.

Fehmgerichts-Aufhebung im Hochſtift Münſter.

1516 hat Biſchof Erich — ſagt eine Chronik — das heimliche Fehmgericht im Münſterſtift abgeſchafft, weilen die Schöffen dieſes Gerichts einen Bauern mit Namen Heſſo zu Sendenhorſt auf einer Bauernhochzeit auf Horſtorpshofe zur Nachtzeit ohne erhebliche Urſache an einen Baum aufhenken laſſen.

Todesſtrafe für Tödtung aus Unvorſichtigkeit.

1680 unter der Regierung Biſchofs Ferdinand von Fürſtenberg's zu Münſter hatte ein Herr von Spiegel das Unglück, einen Bauern zu erſchießen. Der Fürſt ließ ihm den Prozeß machen und den Kopf vor die Füße legen; denn es hieß: die Gerechtigkeit geht dem Blut vor.

Criminalprozeſſe gegen Schweine.

Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert wurde auch über Verbrechen, welche Thiere begangen, gerichtlich erkannt. So wurde z. B. zu Laon am 14. Juni 1494 ein Schwein förmlich hingerichtet. Ein anderes Schwein ward im fünfzehnten Jahrhundert durch die Hand des Scharfrichters gehenkt, weil es zu Bailleul ein Kind gefreſſen.

Inhalt der ersten Lieferung.

Vorwort . . . . . S. 3

Der hochnothpeinliche Prozeß gegen den Wiedertäuferkönig Johann von Leyden und seine Genossen zu Münster in Westfalen. 1535 und 1536. Nach den Originalprozeßacten. Von **G. Werner** 5

Zum Tode verurtheilt. Diskalie von **Friedr. Steinmann** . 39

Der Freiherr von Cotta und der Verfasser des Mefistofeles vor dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung Deutschland's und vor einem Obergerichtshofe Preußens. Beitrag zur Theorie und Praxis der Lehre von den Injurien und dem Pasquill. Nach und mit Actenstücken. Vom **Verfasser des Mißtofeles** . 57

Beitrag zur Geschichte des Sturzes Albrecht's von Wallenstein, Herzogs von Friedland und seines Hochverrathsprozesses 1634. Aus dem Hofkriegsrathsarchive zu Wien 82

Erzählungen vom Rabenſteine.

1. Geschlagen. Aus den Erinnerungen eines Geistlichen. Von **Roderich Benedix** 91
2. Des Mörders Mörderin. Von **G. Werner** . . . 98

Das „Kriegsrecht mit den langen Spießen" im sechszehnten Jahrhundert. Beitrag zur Geschichte des Kriegsstrafrechtsverfahrens in Deutschland. Aus **Leonhart Fronspergers** Kriegsbuch 1596 101

Folterprotocoll aus dem Jahre 1724 . . . . . S. 105
Hans Michael Kohlhaas, der Landfriedensbrecher.
Nach P. Haftitz Brandenburgischer Chronik. Vom Herausgeber . . . . . » 111
Criminalistische Miscellen und Curiosa . . . . . » 120

Die zweite Lieferung wird u. a. enthalten: Criminalprozeß wider den praktischen Arzt Dr. Med. Jacobi zu Königsberg als Verfasser der Flugschrift: »Vier Fragen« — Peter Fliesteden und Adolf Clarenbach vor dem Ketzergericht und auf dem Scheiterhaufen zu Köln. — Hexenprozeß wider Scheur Treine zu Mittum im Jahr 1612. — Die neue Judith 1535.

Der Leser wolle vor der Lectüre die nachfolgende Fehler berichtigen:

Seite 10, letzte Zeile der Note lies: Ranke's deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation III. Seite 545.

» 78. Zeile 6 ändere vor Allem das Wort schriftlich in »glaubwürdig.«

Ankündigungen.

[illegible] in Cassel ist erschienen und durch [illegible] bezieh[illegible]

Mefistofeles,

[illegible]e der deutschen Gegenwart in Skizzen und [illegible]

Von

Friedrich Steinmann.

[illegible]ster Theil. Zweites Heft. Sauber brochirt. Preis: 1 Thaler.

Inhalt: Vorwort. — Vorspiel in der Hölle. — Die [illegible] Bonn in ihren Gestaltungen und Zuständen. — Die [illegible] meine Zeitung in ihrer tiefsten Erniedrigung. — Xenien, [illegible] — Das Nationalconcil zu Paris im Jahre 1811, [illegible] Parallele zu den Staats- und Kirchlichen Verhältnissen der [illegible] Gegenwart. — Deutsche Zeitgenossen: E. M. Arndt. — Das [illegible] Zeitungswesen. — Der österreichische Beobachter und sein [illegible] — Kritik der preußischen Staatszeitung und Nothwendigkeit [illegible] — Bibliopolisches Industrieritterthum. — Curieuse Historie [illegible] des Mefistofeles. — Kleine Revue.

Bei Fr. Fleischer in Leipzig ist erschienen und durch alle [illegible]lungen zu beziehen:

Musenalmanach
1843.

Mit Beiträgen von 150 deutschen Dichtern.

Herausgegeben

von

Friedrich Steinmann.

Mit den Portraits von E. M. Arndt, G. Herwegh, Freimund Pfeiffer, Fr. Steinmann.

Inhalt: Bildergallerie deutscher Lyriker der Gegenwart. — [illegible] gedichte. — Balladen und Romanzen. Lieder und vermischte Gedichte.

Preis: 2 Thaler.

Binnen Kurzem verläßt bei Fr. Fleischer in Leipzig [illegible]

Zum Tode verurtheilt.

Trauerspiel in drei Acten

von

Friedrich Steinmann.

Sauber brochirt. Preis: 1 Thaler.

Denkwürdigkeiten

aus

H. Heine's Leben.

Erinnerungen und Erlebnisse.

H. Heine.

Denkwürdigkeiten und Erlebnisse

aus

meinem Zusammenleben mit ihm.

Von

Friedrich Steinmann.

> Er hat ein Prinzip wieder fallen müssen!
> Hast eine Krone wiederum geraubt!
> Du schonst die Schlangen unter deinen Füßen,
> Und trittst den Adlern auf das Haupt!
> Du läßt die Sterne von dem Himmel sinken
> Und Flittergold an deinem Mantel blinken!
> Sprich, Schicksal — — —
>
> G. Herwegh

Mit dem Porträt und zwei Autographen H. Heine's.

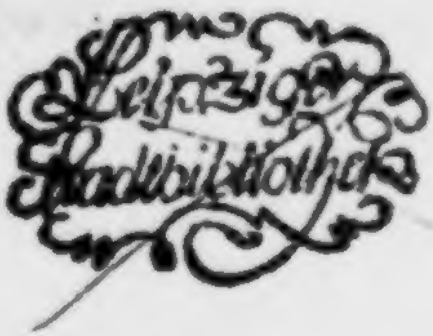
Prag und Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.
1857.

Universitätsbibliothek Leipzig

55-5640
D
25. 1. 55
NK

Lt. Lit. / 19. Jhd.

Leipziger Stadtbibliothek



Vorwort.

Heine's Tod — er ſtarb am 10. Februar 1856 zu Paris — obwohl längſt vorher geahnt und erwartet, hat nichts deſto weniger überraſcht; denn er ſchied in fortwährender geiſtiger Thätigkeit, durch langjähriges ſchweres Siechthum an das Zimmer und Krankenlager gefeſſelt, endlich von den furchtbarſten körperlichen Leiden auf immer durch den Tod befreit, dem er unverzagt und muthig lange Friſt hindurch ins Auge geſchaut hat. — Heine, reichbegabt mit Geiſt und Phantaſie, Humor und Witz, tief eingedrungen in alle Schachten menſchlichen Wiſſens, im Beſitze umfaſſender Kenntniſſe, ein Dichtergenius, unter den Dichtern deutſcher Zunge

in erſter Reihe, gediegen als Politiker und Publiziſt, ein glühender Vorkämpfer für Recht und Freiheit, ein Deutſcher in vollem ganzen Sinne des Wortes, trotz aller Anfeindungen und Verdächtigungen von den Lippen ſeiner Feinde.

„Pflanzt die ſchwarzrothgoldene Fahne auf die Höhe des deutſchen Gedankens! — ſagt er im Vorworte zu ſeinem Gedichte: „Deutſchland, ein Wintermärchen.“ — Macht ſie zur Standarte des freien Menſchthums! Und ich will mein beſtes Herzblut für ſie hingeben. Ich liebe das Vaterland eben ſo ſehr wie Ihr. Wegen dieſer Liebe habe ich dreizehn Lebensjahre im Exil verlebt, und wegen eben dieſer Liebe kehre ich wieder zurück ins Exil, vielleicht für immer. Vollenden wir, was die Franzoſen begonnen haben, wenn wir ſie überflügeln in der That, wie wir es ſchon gethan haben im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen desſelben emporſchwingen, den verhöhnten Genius und die geſchändete Schönheit wieder in ihre Würde einſetzen, wie unſere großen Meiſter geſagt und geſungen, und wie wir es wollen, wir die Jünger; ja — nicht bloß Elſaß und Lothringen, ſondern ganz Frankreich

wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutsch werden! — Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deuschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist mein Patriotismus!"

Wer kann sich eines besseren Patriotismus rühmen? Wer hebt den Stein auf wider ihn und solche Gesinnung? — Den Inhalt der vorliegenden Schrift bilden „Erinnerungen" und „Erlebnisse" aus meinem Zusammenleben mit Heine. Die beiden ersten Abschnitte enthalten nur Bilder und Bildchen, Skizzen und Umrisse aus seinem Leben, wie ich — einer seiner ältesten Freunde und rheinischen Landsleute — dasselbe selbsterlebt habe mit ihm, von der Schule her, auf dem Gymnasium und aus der akademischen Zeit; der letzte Abschnitt gibt gleichfalls selbsterlebtes, gemischt mit nichterlebtem. Ich habe mir dabei strengste Wahrheit, größte Unparteilichkeit in ruhiger gemessener Darstellung als Ziel gesetzt, und hoffe nicht ganz fern von demselben geblieben zu sein.

„Der Tod versöhnt!" — Das mögen sich alle gesagt sein lassen, die aus Leidenschaft gegen den Hinge-

ſchiedenen oder aus gänzlicher Unkenntniß ſeines Charakters oder Verkennung ſeines Lebens und ſeiner Tendenzen ſeine Feinde im Leben geweſen. Ueber die ſtille kalte Gruft hinaus kann nur die Bosheit ihm grollen.

„Ein Stern iſt untergegangen und das Auge des Jahrhunderts wird ſich ſchließen, bevor er wieder erſcheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erſt ſpäte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einſt weinend geſchieden. Und eine Krone iſt gefallen von dem Haupte eines Königs; und ein Schwert iſt gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Prieſter iſt geſtorben. Wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm beſaßen: Kraft und Milde, und heiteren Scherz und entfeſſelte Rede. Das iſt das Schwert, das gebrochen, der Spott in ſcharfer Hand, der ſeine Stachel verloren. Sein Geſchoß war gut, ſeine Hand ſicher; er übte ſie gern. Nicht nach der Beute der Jagd gelüſtete ihn; er wollte nur die Felder und Aecker vor Verwüſtungen ſchützen. Von der Feder manchen Raubvogels, von dem Geweih und der Klaue manchen erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch laſſen wir uns

zu keinen Jagdgeſchichtchen verlocken in dieſer guten Hegezeit, wo ſchon ſtrafbar befunden wird, nur die Büchſe von der Wand herabzuholen.

„Nicht allen hat er gelebt; aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen. Er aber ſteht geduldig an der Pforte des zwanzigſten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis ſein ſchleichend Volk ihm nachkomme."

Alſo die Worte eines Anderen über ihn! —

Heine hatte ein kindliches Gemüth; ich darf mich auf jeden berufen, der ihn gekannt hat, ihm näher geſtanden iſt. Treu als Freund, ein warmer Freund des Rechts, ein grimmiger Gegner jeden Unrechts griff er im Kampfe wider dasſelbe zur ſcharfen Waffe ſeiner Feder; und es erlag ihm. Aber noch manch andres traf zweiſchneidig ſein Witz, und es fiel als ſein Opfer; doch auch ihn ſelbſt ſchonte er nicht; in tauſend und abertauſend Funken ließ er ihn frank und frei und ungezügelt wider ſich ſelbſt ſprühen und glühen, nicht aus „dämoniſchem" Gelüſte, ſondern aus ſarkaſtiſcher Luſt; denn ſein Herz war nicht böſe, ſein Blut nicht galligt und ſchwarz, ſeine Ader war humoriſtiſch und überſtrömend, und nach

langem Krankenlager noch unerschöpft; sein „Romancero“ ist dessen Zeuge, worin er die letzten Regungen seines Humors gesammelt der Oeffentlichkeit übergab. Von vielen Seiten wird man dieser Ansicht nicht beistimmen; ich weiß es zum voraus; sie ist aber auf meiner genauen Kenntniß des Herzens des Dahingeschiedenen gegründet, durch vieljährigen Verkehr mit ihm bewährt. Leicht sei ihm die Erde, unter deren Decke er nun ruht, nicht in der seines geliebten Vaterlandes, von dem entfernt er länger als ein Vierteljahrhundert lebte!

Es sind dieser Schrift das Bildniß Heine's und zwei Autographa von seiner Hand beigefügt. Das Erstere ist zur Zeit, als Heine durch Schlaganfall gliedergelähmt im Sessel zubrachte, des Gebrauchs seiner Augen aber in soweit wieder mächtig war, daß er, das gelähmte Augenlid mit dem Finger aufhebend, wieder sehen konnte, vom Maler Kietz auf Herrn J. Campe's Veranlassung gezeichnet und gemalt, und stellt den Dich-

ter mit geſchloſſenen Augen dar. Es iſt das Beſte unter allen erſchienenen Porträts desſelben; er erſcheint darauf gleichſam idealiſirt, mit veredelten Geſichtszügen. Ein anderes Bild, auf den Wunſch ſeiner Frau mit offenen Augen gefertigt, desavouirte Heine ſelbſt mit den Worten: „Das iſt eine Lüge," während er das Erſte eine Weile betrachtete und ſeufzend ſprach: „Ja, ja — das iſt das wahre Bild unſeres Herrn — er war ja auch ein Jude!"

Das eine Autographon Heine's iſt das Sonett, welches er mir bei ſeinem Abgange von Bonn nach Göttingen ins Stammbuch ſchrieb. Das zweite läßt uns gleichſam den Dichter in ſeinem Poetenſtübchen, ja — in ſeiner geiſtigen Gedanken, in ſeiner dichteriſchen Phantaſie-Werkſtatt belauſchen. Es iſt das Brouillon, eines ſeiner kleinen Gedichte, wie es mit allen Abänderungen und Ausfeilungen unter ſeiner Hand bis zur Druckfertigkeit hervorging; das Opusculum tritt uns auf dem Blatte in ſeinem ſchaffenden poetiſchen Atelier durch alle ſeine Entwickelungsſtadien entgegen.

Beſonders kalligraphiſch ſchön von ſeiner Hand ausgeſtattet, beſitze ich noch zwei größere Gedichte, die

er mir von Hamburg aus bei ſeiner letzten dortigen Anweſenheit zuſandte, die ich indeß ihres Inhalts wegen zur Zeit nicht veröffentlichen kann.

Seine Handſchrift hat ſich von ſeinen Univerſitäts- ja Schuljahren her im ganzen wenig geändert; ich habe noch die Handſchrift des von ihm 1815 geſchriebenen Gedichts: „Deutſchland“ im Beſitz, die nach ihren Hauptzügen wenig abweicht von ſeinen ſpäteren Handſchriften.

Fr. Steinmann.

Düſſeldorf. — Frankfurt am Main. Hamburg.

1797—1819.

Es war im Jahre 1797, als den Kaufmann Samuel Heine, — auf der Volkerſtraße zu Düſſeldorf wohnhaft, und kaum von einer Geſchäftsreiſe von London zurückgekehrt, — ſeine Gattin, Luiſe van Geldern, mit einem Sohne beſchenkte. Der Vater hatte in der Themſeſtadt einen Freund gefunden, Harry mit Vornamen; deßhalb ward dem Erſtgebornen dieſer Name beigelegt, den derſelbe, ſpäter als Schriftſteller auftretend, bei Unterzeichnung der Vorreden zu ſeinen Schriften in Heinrich verwandelte, während er auf den Titeln ſelbſt nur den Buchſtaben H. zu ſetzen pflegte.

Dem Erſtgebornen folgten mehrere Kinder, von denen die innig von ihm geliebte einzige Schweſter, Charlotte, verehelichte Embden, welche viel vom Geiſte

des Bruders besitzt, noch lebt; außer ihr noch zwei seiner Brüder, deren Einer, Gustav Heine, früher in österreichischen Militärdiensten, jetzt als Literat in Wien lebt; der Andere, Maximilian mit Vornamen, stand als Militärarzt, jetzt als Medizinalrath, in russischen Diensten, nahm an dem letzten Feldzuge Rußlands gegen die Türkei Theil und gab über dieses Land und seine Erlebnisse in jenem Kriege eine Schrift unter dem Titel: „Bilder aus der Türkei" Petersburg 1838, sowie einige Schriften medizinischen Inhalts heraus.

Die Familie Heine hat europäischen Namen erlangt durch H. Heine und seinen Oheim, Salomon Heine zu Hamburg, der am Schlusse des Jahres 1844 starb und sein segensreiches, dem Wohle der Menschheit gewidmetes Leben durch ein Testament beschloß, worin er mehr als eine Million zu mildthätigen und frommen Zwecken legirte, obwohl er, als er nach Hamburg von seinem Geburtsorte Hannover übersiedelte, als ganzes Hab und Gut eine lederne Hose und einige Groschen im Besitz hatte. Fleiß und Thätigkeit verwandelten aber zu einem reichen Manne und Eigenthümer vieler Millionen den „armen Judenjungen."

Die Familie Heine gehörte nämlich dem Volksstamme an, von dem H. Heine selbst sagt, in seinen „Nachträgen zu den Reisebildern", daß „dieses Urvolk" aus Egypten, dem Vaterlande der Krokodille und des Priesterthums gekommen, und außer den Hautkrankheiten und den gestohlenen Geld- und Silbergeschirren auch eine sogenannte positive Religion mitgebracht, eine sogenannte Kirche, ein Gerüste von Dogmen, an die man glauben, und heiligen Zeremonien, die man feiern mußte, ein Vorbild der späteren Staatsreligionen; das längst verdammt sei, und seine Verdammnißqualen durch Jahrtausende schleppe.

„O dieses Egypten! — ruft er aus — seine Fabrikate trotzen der Zeit; seine Pyramiden stehen noch immer unerschütterlich; seine Mumien sind noch so unzerstörbar wie sonst, und ebenso unverwüstlich ist jene Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihren uralten Buchstabenwindeln, ein verhärtet Stück Weltgeschichte, ein Gespenst, das zu seinem Unterhalte mit Wechseln und alten Hosen handelt!"

Eine wunderbare Erscheinung, ein Volk ohne politische Selbstständigkeit, das seine Freiheit verlor sammt

ſeinen Heiligthümern und Nationalpalladien, deſſen Hauptſtadt zerſtört ward, ein Volk ohne Staat, eine Nation ohne Land, verbreitet über die ganze Erde und trotz aller Beſchränkungen, Bedrückungen und Verfolgungen ein Volk! Die gewaltigen Reiche Aſiens gingen unter, ſelbſt die ewige Roma, Jeruſalems Mörderin, fiel; aber das jüdiſche Volk ging nicht unter.

Und Salomon Heine, der Wohlthäter Hamburgs, war — kein hamburger Bürger; die ſtädtiſchen „Erbgeſeſſenen" duldeten keinen Juden unter ſich, das hamburg'ſche Stadtrecht ſchloß den Sohn Iſraels aus vom Bürgerrechte; aber er hatte ſich die Liebe und Achtung des „hamburger Pöbels" erworben, und als im Herbſte des Jahres 1830 das „Hepp Hepp!" noch in Hamburgs Mauern erſcholl, da ward kein Stein wider das ſtattliche Haus am Jungfernſtieg geſchleudert, worin Salomon Heine wohnte.

Heine's Großvater von mütterlicher Seite war der Kaufmann van Geldern; ſein Oheim, der Bruder ſeiner Mutter, ein beliebter, tüchtiger Arzt; und Düſſeldorf war unſers Heine Geburtsſtadt. „Dort bin ich geboren — ſchreibt er ſelbſt — und ich bemerke dieß ausdrücklich

für den Fall, daß etwa nach meinem Tode ſieben Städte — Schilda, Krähwinkel, Pelkwitz, Dülken, Beckum, Göttingen und Schöppenſtädt — ſich um die Ehre ſtreiten ſollten, meine Vaterſtadt zu ſein. Die Stadt Düſſeldorf — fährt er fort — iſt ſehr ſchön, und wenn man in der Ferne an ſie denkt und zufällig dort geboren iſt, wird einem wunderlich zu Muthe. Ich bin dort geboren, und es iſt mir, als müßte ich gleich nach Hauſe gehen. Und wenn ich ſage, nach Hauſe gehen, ſo meine ich die Volkerſtraße und das Haus, worin ich geboren bin. Dieſes Haus wird einſt ſehr merkwürdig ſein, und der alten Frau, die es beſitzt, habe ich ſagen laſſen, daß ſie bei Leibe das Haus nicht verkaufen ſoll. Für das ganze Haus bekäme ſie jetzt doch kaum ſoviel, wie ſchon allein das Trinkgeld betragen wird, das einſt die grünverſchleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienſtmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einſperrte, wenn ich Trauben genaſcht, und auch die braune Thür, worauf Mutter mich die Buchſtaben ſchreiben lehrte — ach Gott! wenn ich ein berühmter Schriftſteller werde, ſo hat das

meiner armen Mutter genug Mühe gekostet; aber mein Ruhm schläft jetzt noch in den Marmorbrüchen von Carrara, und der Makulaturlorbeer, womit deutsche Journale meine Stirn geschmückt, hat seinen Duft noch nicht durch die ganze Welt verbreitet."

Ueber seine jüdische Abstammung und sein Geburtsjahr schrieb er auf des französischen Literaten S. René Taillandier Veranlassung von seinem Krankenlager folgende Zeilen an denselben:

„Mein Kopf ist zu zerrüttet, als daß ich im Stande sein sollte, Noten zu diktiren. Ich beschränke mich darauf, Ihnen zu sagen, daß das Datum meiner Geburt nicht genau in den Biographien angegeben ist, die Sie über mich lesen können. Diese Ungenauigkeit mag, unter uns gesagt, die Folge eines absichtlich begangenen Fehlers zu meinen Gunsten während der preußischen Invasion sein; man wollte mich dadurch vom Dienst Sr. Majestät des Königs von Preußen befreien. Seitdem sind nun fast alle unsere Archive durch wiederholte Feuersbrünste in Hamburg vernichtet worden. Indem ich meinen Taufschein zu Rathe ziehe, so finde ich daselbst als meinen Geburtstag den

12. Dezember 1799. Wichtig iſt nur, daß ich geboren, und zwar an den Ufern des Rheins geboren wurde, wo ich ſchon mit ſechszehn Jahren ein Gedicht auf Napoleon ſchrieb. Sie können es im Buch der Lieder unter dem Titel „die beiden Grenadiere“ finden, und es wird Ihnen beweiſen, daß meine ganze Verehrung damals dem Kaiſer galt. Meine Vorfahren gehörten der jüdiſchen Religion an; ich war niemals ſtolz auf dieſe Abkunft; auch habe ich mich niemals gerühmt, Lutheraner zu ſein, obgleich ich ebenſo gut wie die frömmſten meiner berliner Feinde dem evangeliſchen Glauben angehöre, die mir doch immer vorwerfen, ich hätte gar keine Religion. Ich fühlte mich ſogar gedemüthigt, nur für ein gewöhnliches menſchliches Geſchöpf zu paſſiren, ich, dem doch der Philoſoph Hegel glauben machte, ich ſei Gott! Wie war ich da ſtolz auf meine Gottheit! Welche Idee hatte ich nicht von meiner Größe! Das war eine ſchöne Zeit für mich; ach! ſie iſt ſeit lange verſchwunden, und nur mit Trauer denke ich an dieſelbe jetzt, wo ich auf dem Rücken elend ausgeſtreckt daliege. Meine Krankheit macht fürchterliche Fortſchritte.“

In einem später mitzutheilenden Briefe Heine's an Friedrich Raßmann vom 20. Oktober 1821, der ihn um Beiträge für den von ihm herausgegebenen rheinisch-westfälischen Anzeiger ersucht hatte, schreibt er demselben folgendermaßen die kurze biographische Notiz, die er dem Almanach einverleiben sollte, vor: „H. Heine, 24 (?) Jahre alt, geboren in Düsseldorf, erhielt im dortigen Gymnasium seine Schulbildung, studirte Jurisprudenz in Göttingen, Jena und Berlin, woselbst er jetzt lebt." — Darnach war sein — wenn auch bezweifelt angegebenes Geburtsjahr das Jahr 1797, und dieses ist das einzig richtige, wie ich mehrmals aus seinem Munde gehört habe, und er selbst zudem in mein Stammbuch eintrug.

Von Heine's frühesten Kinderjahren weiß ich nur mitzutheilen, daß er zuerst Hausunterricht genoß, und darauf den höheren Unterricht auf dem damaligen Lyzeum seiner Vaterstadt begann. Seine Knabenzeit fiel in die Zeit der großen politischen Umwälzungen in Europa; der Untergang des „heiligen römischen Reichs deutscher Nation", die Bildung des Rheinbundes, des Großherzogthums Berg fielen gesammt in seine Kna-

benjahre. Vor dieſer ungeheuren politiſchen Kataſtrophe ſah es anders aus, und Heine ſchildert ſie mit den Worten: „Damals waren die Fürſten noch keine geplagten Leute wie jetzt, und die Krone war ihnen am Kopfe feſtgewachſen, und des Nachts zogen ſie noch eine Schlafmütze darüber und ſchliefen ruhig. Und ruhig zu ihren Füßen ſchliefen die Völker, und wenn dieſe des Morgens erwachten, ſo ſagten ſie: Guten Morgen, Landesvater! und jene antworteten: Guten Morgen, liebe Landeskinder! — Aber es wurde plötzlich anders. Als wir eines Morgens zu Düſſeldorf erwachten, und: Guten Morgen, Vater! ſagen wollten, da war der Vater abgereiſt, und in der ganzen Stadt war nichts als ſtumpfe Beklemmung; es war überall eine Art Begräbnißſtimmung, und die Leute ſchlichen ſchweigend nach dem Markte und laſen den langen papiernen Anſchlag auf der Rathhausthür, worauf der Kurfürſt dankte „für die bewährte Unterthanentreue“ und worauf es weiter hieß: „und entbinden Wir euch eurer Unterthanenpflichten“.

„Bald darauf wurde auf dem Rathhauſe dem neuen Großherzog Joachim gehuldigt; es gab Einquar-

tierung; die französischen Truppen, „das freudige Volk des Ruhmes, das singend und klingend die Welt durchzog", rückten ein, die heiter-ernsten Grenadiergesichter, die Bärenmützen, die dreifarbigen Kokarden, die blinkenden Bajonette, die Voltigeurs voll Artigkeit und Point d'honneur. Es war, als wenn die Welt neu angestrichen worden."

Den bedeutendsten Eindruck auf Heine machte die Erscheinung des Kaisers Napoleon, der am 2. Novbr. 1810 in Düsseldorf eintraf. „Wie ward mir, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten, eigenen Augen, ihn selber, Hosiannah! den Kaiser. Er war eben in der Allee des Hofgartens; — erzählt Heine — als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich an die Thaten und Schlachten und dennoch zu gleicher Zeit an die Polizeiverordnung, daß man bei 5 Thlr. Strafe nicht mitten durch die Allee reiten dürfe. Und der Kaiser mit seinem Gefolge ritt mitten durch die Allee; kein Polizeidiener widersetzte sich ihm. Diese Ausnahme machte auch auf mich als Knaben besondern Eindruck, daß ich den Fall in Reime brachte."

Ich habe dieses erste Dokument für Heine's poetische

Ader, das er mir mitgetheilt, sorgsam aufgehoben. Es lautet:

Im Hofgarten zu Düsseldorf
Der Kaiser ritt durch die Allee
Mit grünem Rock und kleinem Hut,
Auf einem Rappen weiß wie Schnee.

Der alte Kurfürst auf dem Markt
Bedenklich schüttelte den Kopf,
Woran die Krone gewachsen war
Wie an dem Nacken der Zopf.

Das Reiten bei fünf Thaler ist
In der Allee verboten.
O Polizei, wagst dich nicht an
Den Kaiser mit deinen Pfoten!

Das war jene Zeit, wo die „Franzosen alle Grenzen verrückten; alle Tage wurden auf den Landkarten die Länder neuilluminirt; die erst blaugewesen, wurden jetzt plötzlich grün, manche wurden sogar blutroth; die bestimmten Lehrbuchseelen wurden so sehr vertauscht, daß kein Teufel sie mehr erkennen konnte, die Landesprodukte änderten sich ebenfalls, Zicherien und Runkelrüben wuchsen jetzt, wo sonst nur Hasen und hinterher laufende Landjunker zu sehen waren. Unter den Fürsten gab es viel Avancement; die alten Könige bekamen

neue Uniformen, neue Königthümer wurden gebacken und hatten Absatz wie frische Semmel; manche Potentaten hingegen wurden von Haus und Hof gejagt."

Die Zeit änderte sich indeß. Der Kaiser mit dem „welthistorischen Hütlein" zog mit einem Heere nach Rußland gerade auf Moskau zu, der alten Residenz des Moskowiterreiches. Dort fand er zwei gar schlimme Feinde wider sich gewaffnet, in „heiliger Allianz" mit einander verbunden. Es waren — russische Kälte und Hunger. Vor ihnen beugte sich der Siegesgott Napoleons, und das französische Kaiserthum, groß und „herrlich", wie es Europa zuvor nie gesehen, ging zu Schanden, und ganz Europa fiel her über den, dem Element und der Naturnothwendigkeit erlegenen Kaiser, und trieb sein Häuflein zu Paaren. Und „Deutschland wurde wieder frei"; denn es hatte die „Freiheitskriege" gekämpft, und die Kämpfer erhielten „eiserne Kreuze", und das Wohl und Wehe der Völker wurde zu Wien mit obligater Begleitung von Souperteasten, Ballmusik, Operouvertüren und Schlittenpferdegeklingel geregelt. Und bald herrschte die alte Ordnung wieder, und man sang von Deutschlands Glück und deutscher Freiheit.

Auch Heine ſtimmte mit ein, und er ſang:

Deutſchland.

1815.

Deutſchlands Ruhm will ich beſingen.
Höret meinen ſchönſten Sang!
Höher will mein Geiſt ſich ſchwingen,
Mich durchbebet Wonnedrang.

Vor mir liegt das Buch der Zeiten;
Was auf Erden hier geſchehn;
Wie das Gut' und Böſe ſtreiten,
Alles meine Blicke ſehn.

Kam aus fernem Frankenlande
Einſt die Hölle ſchlau, gewandt,
Brachte Schmach und ſchnöde Schande
In dem frommen, deutſchen Land.

Und die Tugend und den Glauben
Und die Himmel-ſeligkeit —
Alles Gute ſie uns rauben,
Gaben Sünde uns und Leid.

Deutſche Sonne wurde düſter,
Will nicht leuchten deutſcher Schand'!
Und ein dumpfes Trauergeflüſter
Sich durch deutſche Eichen wand.

Und die Sonne wurde lichter,
Und die Eiche rauſchet Freud'.
Kommen ſind die Rächerichter,
Wollen ſühnen Schmach und Leid.

Und des Trugs Altäre wanken,
Stürzen ein im grauſen Schlund.
Alle deutſchen Herzen danken;
Frei iſt deutſcher, heil'ger Grund.

Siehſt du's lodern hoch vom Berge?
Sag', was deut' die Flamme wild?
'S deut' dieß Feuer auf dem Berge
Deutſchlands reines ſtarkes Bild.

Aus der Sündennacht enttauchet
Stehet Deutſchland unverſehrt;
Noch die dumpfe Stelle rauchet,
Wo die ſchön're Form entgährt.

Aus dem Stamm der alten Eichen
Sproſſen Blüthen, herrlich, ſchön;
Und die fremden Blüthen weichen;
Traulich grüßt das alte Wehn.

Alles Schöne kommet wieder,
Alles Gute kehrt zurück,
Und der Deutſche, fromm und bieder,
Froh genießt ſein deutſches Glück.

Alte Sitte, alte Tugend,
Und der alte Heldenmuth.
Schwerter ſchwinget Deutſchlands Jugend;
Hermann's Enkel ſcheut kein Blut.

Helden zeugen keine Tauben,
Löwengleich iſt Hermann's Art;
Doch der Liebe ſchöner Glauben
Sei mit Stärke gleich gepaart.

Eignes Leid dem Deutſchen lehrte
Chriſtus ſanftes Wort verſtehn;
's zeugt nur Brüder deutſche Erde,
Nur die Menſchlichkeit iſt ſchön.

Auch die alte fromme Minne
Kehrt zurück, die Sängerluſt,
Zierest herrlich, fromme Minne,
Deutſchen Mannes Heldenbruſt.

Er iſt gezogen aus im Kriege
In die heiße Frankenſchlacht;
Um zu rächen Meineidslüge
Blutig mit gewalt'ger Macht.

Und daheim die Frauen regen
Liebevoll die ſanfte Hand,
Und der heil'gen Wunden pflegen,
Die geblut't für's Vaterland.

Feſtlich in dem ſchwarzen Kleide
Glänzt das ſchöne deutſche Weib
Und mit Blumen und Geſchmeide,
Demantgürtel ſchmückt den Leib.

Doch noch herrlicher geſchmücket
Mit Gefallen ich ſie ſchau',
Wenn am Krankenbett gebücket
Sorgend ſchafft die deutſche Frau.

Himmels-Engeln wohl ſie gleichet,
Wenn ſie letzten Labetrank
Dem verwund'ten Krieger reichet;
Sterbend noch er lächelt Dank.

Muthig ſich ein Grab erwerben
In der Feldſchlacht — das iſt ſüß;
Doch in Frauenarmen ſterben,
Das iſt Gottes Paradies.

Arme, arme Frankenſöhne,
Euch war nicht das Schickſal hold;
An der Seine Strand die Schöne
Buhlet nur nach ſeilem Gold.

Deutſche Frauen, deutſche Frauen!
Welch ein Zauber birgt dieß Wort!
Deutſche Frauen, deutſche Frauen,
Blühet lange, blühet fort!

Deutſchlands Töchter wie Luiſe,
Deutſchlands Söhne Friedrich gleich!
Hör' im Grabe mich, Luiſe!
Herrlich blüh' das deutſche Reich!

Alſo ſtimmte Heine ein in das allgemeine deutſche Tutti; ließ aber bald darauf folgen den humoriſtiſchen

Traum.

1816.

Sohn der Thorheit, träume immer,
Wenn dir's Herz im Buſen ſchwillt;
Doch im Leben ſuche nimmer
Deines Traumes Ebenbild!

Einſt ich ſtand in ſchönern Tagen
Auf dem höchſten Berg am Rhein.
Deutſchlands Gauen vor mir lagen
Blühend, hell im Sonnenſchein.

Unten murmelten die Wogen
Wilde Zaubermelodei'n;
Süße Ahnungsſchauer zogen
Schmeichelnd in mein Herz hinein.

Lauſch' ich jetzt von meinem Berge
In das deutſche Land hinab,
Seh' ich nur ein Völklein Zwerge
Kriechend auf der Rieſen Grab.

Mutterſöhnchen gehn in Seide,
Nennen ſich des Volkes Kern,
Schurken tragen Ehrgeſchmeide,
Söldner brüſten ſich als Herrn.

Statt Verdienſte zählt man Ahnen,
Und den Mann macht nur das Kleid,
Und die alten Röcke mahnen
Schmerzlich an die alte Zeit:

Wo die Sitte und die Tugend
Prunklos gingen, Hand in Hand,
Wo mit Ehrfurcht ſcheu die Jugend
Vor dem Greiſenalter ſtand;

Wo ein Handſchlag mehr als Eide
Und Notarienakte war,
Wo ein Mann im Eiſenkleide
Und ein Herz im Manne war. —

Unſre Gartenbeete hegen
Tauſend Blumen wunderfein,
Schwelgend in des Bodens Segen,
Lind umſpielt von Sonnenſchein.

Doch die allerſchönſte Blume
Blüht in unſern Gärten nie,
Sie, die einſt im Alterthume
Selbſt auf ſelſ'ger Höh' gedieh;

Die auf kalter Bergesveſte
Männer mit der Eiſenband
Pflegten als der Blumen beſte; —
Gaſtlichkeit wird ſie genannt.

Müder Wand'rer, ſteige nimmer
Nach der hohen Burg hinan;
Statt der gaſtlich warmen Zimmer
Kalte Wände dich empfahn.

Von dem Wartthurm bläſt kein Wächter,
Keine Fallbrück' rollt herab;
Denn der Burgherr und ſein Wächter
Schlummern längſt im kühlen Grab.

In den dunklen Särgen ruhen
Auch die Frauen minnehold;
Wohnlich hegen ſolche Truhen
Reichern Schatz denn Perl' und Gold.

Heimlich ſchauern da die Lüfte,
Wie von Minneſängerhauch;
Denn in dieſe heil'gen Grüfte
Stieg die fromme Minne auch.

Zwar auch unſre Damen preiſ' ich;
Denn ſie blühen wie der Mai,
Lieben auch und üben fleißig
Tanzen, Sticken, Malerei;

Singen auch in ſüßen Reimen
Von der alten Lieb' und Treu,
Freilich zweifelnd im geheimen,
Ob das Märchen möglich ſei.

Unſre Mütter einſt erkannten
Sinnig, wie die Einfalt pflegt,
Daß den ſchönſten der Demanten
Nur der Menſch im Buſen trägt.

Ganz nicht aus der Art geſchlagen
Sind die klugen Töchterlein;
Denn die Frau'n in unſern Tagen
Lieben auch die Edelſtein'!

Aberglauben, Trug und Lüge
Herrſchen — Leben ohne Reiz;
Und die ſchöne Jordansperle
Hat verfälſcht des Römers Geiz. —

Fort, ihr Bilder ſchön'rer Tage,
Weicht zurück in eure Nacht!
Weckt nicht mehr die eitle Klage
Um die Zeit, die uns verſagt!

So waren die äußeren Zuſtände während der Kinder- und Knabenjahre Heine's, der — wie ſchon bemerkt — auf dem damaligen Lyzeum ſeiner Vaterſtadt

Düſſeldorf Unterricht erhielt. Als ich im Jahre 1812 dorthin kam, war Heine bereits auf einer der höheren Klaſſen, während ich in „Quinta“ eintrat. Ueber das Lyzeum und den Unterricht, den man darauf genoß, hat ſich Heine ſelbſt ausführlich vernehmen laſſen. „Es wurde — ſagt er — viel auswendig gelernt, die römiſchen Könige, die Jahreszahlen, die Romina auf im, die Verba irregularia, griechiſch, hebräiſch, Geographie, deutſche Sprache, Kopfrechnen — alles mußte auswendig gelernt werden. Was das Lateiniſche betrifft — witzelt er — ſo haben Sie, Madame, keine Idee, wie das verwickelt iſt; den Römern würde gewiß nicht Zeit genug übriggeblieben ſein, die Welt zu erobern, wenn ſie das Latein erſt hätten lernen ſollen. Dieſe glücklichen Leute wußten ſchon in der Wiege, welche Romina den Akkuſativ auf im haben; ich hingegen mußte ſie im Schweiße meines Angeſichts auswendig lernen.“

„Vom Griechiſchen will ich gar nicht ſprechen; ich ärgere mich ſonſt zuviel. Die Mönche im Mittelalter hatten ſo unrecht nicht, wenn ſie behaupteten, daß das Griechiſche eine Erfindung des Teufels ſei. Gott kennt

die Leiden, die ich dabei ausgestanden. Mit dem Hebräischen ging's besser, denn ich hatte stets eine große Vorliebe für die Juden, obgleich sie bis auf diese Stunde meinen Namen kreuzigen. Indessen — von der deutschen Sprache begriff ich viel mehr, und die ist doch nicht gar zu kinderleicht; denn wir armen Deutschen haben uns noch obendrein den Adelung aufgesackt, und quälen uns einander mit dem Dativ und Akkusativ. Viel deutsche Sprache lernte ich vom alten Rektor Schallmeyer (dem damaligen Direktor des Lyzeums), einem braven geistlichen Herrn, der sich meiner von kindauf annahm. Auch in der Mythologie ging es gut; ich hatte meine liebe Freude an dem Göttergesindel, das so lustig nackt die Welt regierte. Am allerbesten aber erging es mir in der französischen Klasse des Abbé Daulnoy, eines emigrirten Franzosen, der eine Menge Grammatiken geschrieben, und eine rothe Perücke trug, und gar pfiffig umhersprang, wenn er seine art poétique und seine histoire allemande vortrug; er war im ganzen Gymnasio der Einzige, welcher deutsche Geschichte lehrte. Indeß auch das Französische hat seine Schwierigkeiten, und zur Erlernung desselben

gehört viel Einquartierung, viel Getrommel, viel apprendre par coeur und vor Allem darf man kein bête allemande ſein."

Während der „Kaiſer auf der öden Inſel des großen Weltmeeres einſam weilte, und nach den blutigen Revolutionsſzenen und Kaiſeraktionen in Frankreich die dicken Bourbonen wieder herangewatſchelt kamen, und die alte Nobleſſe mit ihrem verhungerten Lächeln graziös herbeihüpfte", und in Deutſchland der alte Heſſenkurfürſt mit Zopf und Korporalſtock wieder auf dem Throne ſaß, und die gute alte Zeit wieder begann unter ſeinen 34 Herren und Herrchen, hatte Heine das Gymnaſium Düſſeldorf abſolvirt. Den neueren Sprachen hatte er ſich mit Fleiß und Eifer zugewandt: franzöſiſch und engliſch verſtand er ſchon damals in ſolchem Grade, daß er jeden Klaſſiker verſtand; auch das Italieniſche trieb er in den letzten Gymnaſialferien, da er von ſeinem Vater zum Handelsſtande beſtimmt war.

Zunächſt wurde er nach Frankfurt am Main geſandt, um die Handlung zu erlernen. Sein Vater hatte ihn bereits ein Jahr zuvor (1814) mit nach der frankfurter Meſſe genommen, „damit er ſich in der Welt einmal

umſehe; das ſei bildend.“ Allein im Gefühle ſeiner geiſtigen Kraft und erglüht von höherem Streben vernachläſſigte er dieſes Brodfach gänzlich. Mit äußerſtem Widerwillen unterzog er ſich den Kontorarbeiten, und von ſeinem frankfurter Prinzipal gingen Jeremiaden unter Briefkouverts an ſeinen Vater nach Düſſeldorf ab. Alle Ermahnungen waren fruchtlos; aus dem „Poeten“ war kein Kaufmann heranzubilden. Der Oheim Salomon Heine in Hamburg wurde als Familienrath herangezogen; der „dumme Junge“, wie dieſer ihn nannte, wollte nur ſtudiren. Da rieth denn der Oheim auch dazu, verlangte aber, daß er ſich dem Studium der Rechte widme und promovire, um ſpäter als Doctor utriusque juris zum Advokaten in der „freien Stadt“ Hamburg befähigt zu ſein, da er ſich ſelbſt überzeugt hatte, daß es mit Erlernung kaufmänniſcher Wiſſenſchaft nichts ſei. Auf des Oheims Veranlaſſung war Heine nämlich Ende des Jahres 1816 nach Hamburg gekommen, um in deſſen großem Bankiergeſchäft ſich weiter auszubilden; aber dem Scharfblicke des alten Heine blieb es gleich in den erſten Tagen nicht verborgen, daß ſein Neffe Harry zu allem, nur nicht zum

kaufmänniſchen Geſchäftsmanne tauge. Und als der Neffe von ſelbſt ihm ſeine Abneigung dawider offen geſtand, ſo ſagte der Oheim ihm ſeine Unterſtützung durch einen bedeutenden jährlichen Wechſel während ſeiner akademiſchen Jahre zu. Gegen Frankfurt blieb aber Heine fortwährend wie mit Haß erfüllt, und als dasſelbe im Jahre 1821 projektirte, Goethe ein Monument zu ehren, da ſchrieb Heine, in ſeinem Grolle gegen das „Krämerneſt", wie er ſich ſtereotyp auszudrücken pflegte, das nachfolgende Sonett:

Goethe's Denkmal zu Frankfurt am Main.

Hört zu, ihr deutſchen Männer, Mädchen, Frauen,
Und ſammelt Subſkribenten unverdroſſen!
Frankfurt's Bewohner haben jetzt beſchloſſen:
Ein Ehrendenkmal Goethe'n zu erbauen.

„Zur Meßzeit wird der fremde Krämer ſchauen —
So denken ſie — daß Wir des Mann's Genoſſen,
Daß Unſerm Boden ſolche Blum' entſproſſen;
Und blindlings wird man Uns im Handel trauen!"

O laßt dem Dichter ſeine Lorbeerreiſer,
Ihr Handelsherrn, behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat ſich Goethe ſelbſt geſetzt.

In Windeln war er euch einſt nah; doch jetzt
Trennt euch von Goethe eine halbe Welt,
Euch, die ein Flüßchen trennt vom Sachſenhäuſer.

In Hamburg war für ſeine lyriſche Muſe ein ergiebiger Boden, und die Jahre von 1817 an gerechnet, bis er die Hochſchule Bonn beſuchte, gehören jedenfalls zu den liederreichſten Jahren in Heine's Leben. Er begann hier in Hamburg zuerſt ſeine poetiſchen Kinder in die Oeffentlichkeit zu führen. Noch wagte er aber nicht mit ſeinem wahren Namen aufzutreten. Aus ſeinem Namen: Harry Heine aus Düſſeldorf, förderte er mühſam das Anagramm: „Sy Freudhold Rieſenharf", und mit dieſem ſeltſamen Dichternamen trat er zuerſt im Jahre 1817 in der damals in Hamburg erſcheinenden Zeitſchrift: „Der Wächter" auf, indem er in No. 17 und 25 die auch in ſeine Gedichtſammlung und ſpäter in das „Buch der Lieder" aufgenommenen Poeſien: der Traum (Ein langer Traum gar fürchterlich) und: die Weihe (Einſam in der Waldkapelle) durch den Druck veröffentlichte. Sämmtliche in ſeinen „Gedichten" abgedruckten Lieder und Balladen ſtammen

mit wenigen Ausnahmen aus der Zeit ſeines Aufenthaltes in Hamburg her; er brachte ſie im Manuſkript mit nach Bonn, wo er mich nach und nach damit bekanntmachte, indem er ſie mir vorlas, über vorgenommene Aenderungen und Varianten meine Anſicht verlangte, kurz ſie eifrig und ſorgfältig wieder und wieder las und feilte; denn auch ihm galt der Ausſpruch eines älteren Dichters: „Auch das Feilen hat ſein Schäferſtündchen.“ — Davon mehr im folgenden Abſchnitte.

Bonn.

1819 — 1820.

Wohl vorbereitet ging Heine zur Univerſität. Es wurde die eben gegründete Hochſchule zu Bonn gewählt, wohin er ſich um Oſtern des Jahres 1819 begab zu ſeiner weiteren wiſſenſchaftlichen Ausbildung. Das ein und zwanzigſte Lebensjahr war bereits überſchritten, als er ſich dem akademiſchen Studium zuwandte, da ihm ſeine zuerſt eingeſchlagene kaufmänniſche Laufbahn mehrere Jahre genommen hatte. Um deſto eifriger und mit wahrhaft eiſernem Fleiße lag er dem Studium ob. Das Studium der Rechtswiſſenſchaft war zum ſ. g. Brodſtudium nach dem Willen des Oheims gewählt. Wie wenig ſeine Phantaſie und ſein reichpoetiſcher Sinn ſich durch Juſtinians Inſtitutionen und Pandekten angezogen fühlten, bedarf kaum der Erwähnung. Daß er unter dieſen Umſtänden die juridiſchen Vorleſungen zu „ſchwänzen" für kein Verbrechen hielt, ergibt ſich daraus von ſelbſt, obwohl er ſpäter dennoch zu Göttingen

promovirte, vorſchriftsmäßig öffentliche Disputationen hielt und sub umbra alarum des geheimen Hofraths Hugo als Dekans der juridiſchen Fakultät Doctor juris utriusque rite promotus ward.

Mit deſto regerem Fleiße und ununterbrochener Aufmerkſamkeit wohnte er dagegen den übrigen Vorleſungen in denjenigen anderen Fächern bei, welche ſeine Neigung gewählt hatte; der Beſuch derſelben war trotz ihrer großen Zahl unausgeſetzt von ſeiner Seite regelmäßig und pünktlich, ſo daß keiner ſeiner Kommilitonen hierin ihm Rang und Vorzug ſtreitig machen konnte.

Geſchichte, beſonders deutſche Geſchichte, ſowie Alles, was ſich auf deutſche Literatur bezog, war ſein Haupt- und Lieblingsſtudium während ſeines akademiſchen Aufenthaltes auf der Rheinuniverſität. Die Vorleſungen Hüllmanns, Radlofs und Schlegels hörte er ſämmtlich ohne Ausnahme; ſeine Hefte waren vollſtändig und ſauber geſchrieben; denn er ſchrieb ſchnell und ſchön zugleich — eine Kaufmannshand — und revidirte täglich ſeine Aufzeichnungen; denn in ſeinen Lieblingsſtudien war er gewiſſenhaft wie Einer.

Die Vorleſungen des erſten Halbjahres 1818—1819

wurden für drei Fakultäten angekündigt, für die evangeliſch-theologiſche, die mediziniſche und philoſophiſche. Die erſte zählte zwei Lehrer, die Profeſſoren Lücke und Sack; die zweite hatte die Namen Biſchoff, Harleß und Windiſchmann aufzuweiſen; die der dritten angehörigen Lehrer beſtanden aus den Profeſſoren Arndt, Kalker, Delbrück, Goldfuß, Heinrich, Hüllmann, Kaſtner, Naeke, Nees von Eſenbeck, Nöggerath, Radlof, A. W. v. Schlegel, Strahl und Windiſchmann, faſt alle Männer von Ruf in ihrem Fache, ſelbſt Notabilitäten der deutſchen Wiſſenſchaft und Literatur.

Im darauf folgenden zweiten Halbjahre der Hochſchule geſellten ſich ihnen zu, und zwar in der evangeliſch-theologiſchen Fakultät der Profeſſor Auguſti, in der mediziniſchen die Profeſſoren Mayer und von Walther, in der philoſophiſchen die Profeſſoren Dieſterweg, Freitag, Freudenfeld und F. G. Welcker. Den Lehrſtuhl der katholiſch-theologiſchen Fakultät betrat zuerſt und allein Profeſſor Seber, und in der juriſtiſchen Fakultät eröffneten die erſten Vorleſungen die Profeſſoren Mackeldey, Ritter-

maier, Welcker und als Dozent der Dr. Burchardi.

In den beiden nächsten Jahren 1820 und 1821 traten dem Lehrerpersonal hinzu die Professoren Graß und Hermes als Lehrer der katholischen, der Professor Gieseler als Lehrer der evangelischen Theologie. Die juristische Fakultät gewann den Professor Walter und Dr. Linde, die medizinische die Professoren Ennemoser, Nasse und Stein und die Dozenten Krimer und Weber, die philosophische die Professoren d'Alton, G. Bischoff, von Münchow, Sturm und Wecklein. Die Universität zählte somit vier Lehrer in der evangelisch-theologischen, drei in der katholisch-theologischen, sechs in der juristischen, elf in der medizinischen und zwanzig in der philosophischen — ein Lehrerpersonal, in seiner Gesammtzahl würdig seines Berufs; die junge Hochschule trat somit als ebenbürtige Genossin in die Reihe ihrer älteren Schwestern in Deutschland.

War das lehrende Element also während dieser ersten Periode der Universität seiner Stellung würdig, und an Zahl dem Kreise seines Wirkens angemessen,

ſo war auch das lernende Element nicht minder in reicher Zahl verſammelt, es überſtieg die Zahl von 700 Studirenden und der Bedeutung ſeines Berufs und ſeines Strebens ſich bewußt. Der Geiſt, der alle beſeelte, war ausgezeichnet in jedem Betrachte, und Bonns Studentenwelt zeichnete ſich durch hohen Grad von Sittlichkeit, durch tiefe Erkenntniß ihres hohen Zweckes, durch richtige Begründung des akademiſchen Lebens und Studiums und ihrer ſpäteren Stellung als wiſſenſchaftlich gebildete Glieder in Kirche, Staat und Wiſſenſchaft auf das Vortheilhafteſte aus. Fern von wüſtem Treiben, zügelloſer Rohheit und Gemeinheit, in innigem Verkehr und vereintem Streben nach Ausbildung mit und zu einander wechſelten Studium und Austauſch der Ideen mit den Freuden des geſelligen Verkehrs in makelloſer Sittenreinheit und bewährter Ehrenhaftigkeit, und jeder, der in jener Zeit der Univerſität Bonn anzugehören das Glück gehabt, wird ſich derſelben mit zufriedener, froher Selbſtgenugthuung erinnern; jene Tage gehören ohne Widerrede zu den Höhepunkten ſeines Lebens.

Das Prinzip der Burſchenſchaft als eines Ge-

ſammtvereins aller Studirenden, als eines alle zu einem Ganzen verbindenden Bundes war das herrſchende in jener erſten Periode, das ſich in der zweiten Hälfte derſelben erſt zu lockern und zu löſen begann durch die Stiftung von Landsmannſchaften in dem ſich bildenden Gegenſatze zur allgemeinen Burſchenſchaft. Die Einheit und das bisher ſo glückliche und förderſam wirkende Geſammtleben hörte auf, als erſte Folge der Gliederung der Studentenſchaft in Korporationen, die kurz zuvor ſeit dem Wartburgfeſte aufgehört hatten, und in eine „allgemeine deutſche Burſchenſchaft" zuſammengefloſſen waren. Die Verdächtigungen, welche gegen dieſe burſchenſchaftliche Verbindung vorgebracht, die Maßregeln, die Seitens der deutſchen Bundesregierungen zur Unterdrückung der „demagogiſchen Umtriebe" genommen wurden, waren der Gründung von Landsmannſchaften günſtig, da es auf gänzliche Unterdrückung burſchenſchaftlicher Tendenzen abgeſehen war, und man die Landsmannſchaften gleichſam als Gegengewicht betrachtete, und ſie, obgleich man alle Verbindungen jeder Art auf Univerſitäten öffentlich verbot, unter der Hand unterſtützte, oder doch ſtillſchweigend

duldete. Es ist hier nicht der Ort, in nähere desfallsige Details einzugehen; es genügt die Bemerkung, daß zu Bonn durch Austreten einer großen Zahl Studirender aus der Burschenschaft und Zusammentreten in Landsmannschaften — zunächst in die Rhenania und Westfalia — jene den neugegründeten Verbindungen als für sich bestehende Verbindung gegenüberstand, dadurch der bisherige Gesammtverein gelöst ward, und mit dieser Sonderung der Bestandtheile des bonner Studententhums zugleich der tüchtige Geist, der bisher Alle erfüllte, von dannen wich und in entgegengesetzter Richtung im Streben und Treiben sich kund gab, das von dem bis dahin eingeschlagenen Wege abwich, unförderlich dem Zwecke des akademischen Lebens als Vorbereitung zu dereinstiger tüchtiger Mitgliedschaft des öffentlichen Lebens, obwohl das Leben in den Landsmannschaften noch nicht den durchaus schädlichen Charakter der Entartung und Entsittlichung annahm, wie er auf den übrigen deutschen Universitäten sich früher kundgegeben im Hinstreben nach entwürdigenden Genüssen, in polternder, gehaltloser Renommisterei, in gänzlicher Verkennung des Zweckes akademischen Zusammenlebens

und den tollſten Ausbrüchen der Rohheit und Gemeinheit. Die ſittliche Bedeutung der Burſchenſchaft ward durch die allgemeine Bundesgeſetzgebung zu Grabe getragen, dem allgemeinen Streben nach moraliſcher Reinheit und Vervollkommnung dadurch hemmende Schranken geſetzt, und man darf frei und ohne ſich der Gefahr auszuſetzen, auf gegründete Widerrede zu ſtoßen, die Behauptung ausſprechen, daß jene geſetzlichen, auf Aufhebung der allgemeinen Burſchenſchaft abzielenden Geſetze auf die ſittliche und wiſſenſchaftliche Ausbildung der akademiſchen Jugend Deutſchlands in jenen Jahren ſowohl, als fortwirkend auf die folgende Zeit nachtheilig eingewirkt haben. Mochte auch ein zwanzigjähriger Weltverbeſſerer an Reformträumen leiden — Träume ſind Schäume — und was hat unſere letzte Zeit für Schwindler und Jakobiner zu Tage gefördert, eine ganze zahlreiche Brut von Demagogen reaktionärer Tendenz, die ſelbſt in unter polizeilicher Zenſuraufſicht erſchienenen Schriften Aufruhr predigten, in Zeitungen zur Entzweiung des deutſchen Vaterlandes, zur Schilderhebung einer Partei wider die andere aufriefen, frei und ungeſtraft, und ungehemmt durch irgend eine

Maßregel eines Bundesſtaates, während damals der ganze deutſche Bund zuſammentrat wider der Jugend eitle Hirngeſpinſte, jüngſt aber den ernſten, gefährlichen Umtrieben von Männern, welche die Flamme des Aufruhrs im eigenen Vaterlande anzufachen glühten, kaum einzelne Bundesregierungen mit einem Bücherverbote entgegenwirkten. Alſo iſt die Zeit, ewig wandelbar und unſtät in ihren Anſichten. Damals belegte man den Traum deutſcher Einheit mit dem Anathem, denn jede Gefahr von außen war fern; in unſern Tagen ward jedes Mittel angewandt, ihn gleich einem Geiſte heraufzubeſchwören und jedes Widerſtreben zu bannen; denn Gefahr ſchien nahe.

Tüchtig in allen Bezügen, ohne Makel irgend einer Art, ruhig, ſonder Trotz, gehorſam war der Geiſt, der Bonns Studentenwelt erfüllte; es bedurfte kaum des Gebrauchs der Zügel der Disziplin; denn der Student war willig und fügſam. Keine Unordnung, keine Ruheſtörung, keine Mißhelligkeit gab ſich während der ganzen erſten Periode kund. Nur einer in die Oeffentlichkeit getretenen und vielfach in öffentlichen Blättern beſprochenen Oppoſition gegen einen Profeſſor iſt zu ge-

denken, wozu dieſer aber ſelbſt herausfordernd die Veranlaſſung gab in konvertitiſcher Verblendung. Ich meine damit die wider den Profeſſor Freudenfeld, ſpäter Jeſuiten im Kollegium zu Freiburg, ins Leben getretene Kundgebung der Mißbilligung eines grundloſen Angriffs auf den Charakter Luthers in einer ſeiner Vorleſungen über die Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte, in Folge deren derſelbe das Feld des Hörſaales räumen mußte, bedeckt von unrühmlichem Staub, den Scharren und Stampfen aufgewirbelt hatte und verfolgt von dem Siegesrufe der tumultuirenden Jugend: *Heraus!* Gleich einem Lauffeuer durchlief die Univerſität Tags vorher die Kunde, Freudenfeld ſei in ſeinen Vorleſungen bis zu Luther gelangt, und jedem der Univerſität Angehörigen war die Vorahnung lebendig, daß der Reformator vor dem Richterſtuhle Freudenfeld's keine Gnade finden würde, und zum Voraus, ohne irgend eine Verſtändigung geſtaltete ſich in dem geſunden Sinne der Studentenwelt der Entſchluß lauter und ſelbſteingreifender Parteinahme wider den von der Reformation abgefallenen Dozenten. Nicht unbekannt konnte dem Senat ſein, was bevor

ſtand. Schon zeitig vor dem Beginn der Vorleſung war der Pandektenſaal überfüllt; die Pedelle waren auf den Beinen; die Stunde der Vorleſung ſchlug, Freudenfeld trat ins Auditorium, um daſſelbe nach kaum zehn Minuten wieder zu verlaſſen. Man ließ es geſchehen, um ein begründetes Motiv zur Entfernung dieſes zugleich zu den Diis minorum gentium des Lehrerperſonals gehörigen, der damals minder als heut zu Tage indifferenten Studentenwelt verhaßten Verkündigers der Wiſſenſchaft aufweiſen zu können, die dann auch kurz darauf erfolgte. Die akademiſche Disziplin, die bekanntlich mit verbundenen Augen das Schwert handhabt gleich der Göttin Gerechtigkeit, forderte indeß auch ihr Opfer, und brach den Stab über einen Studiosus theologiae aus Breslau, den ſie als angeblichen Rädelsführer relegirte, obwohl mit Ausnahme des Freudenfeld'ſchen Anhangs, Jarcke und Goßler an der Spitze, das Auditorium in ſeiner Mehrzahl ſich erhoben und den Widerſacher der Reformation herausgetrommelt hatte.

Eine Emeute geringerer Bedeutung brach gegen den Profeſſor Heinrich aus, der in ſeiner Charakterfeſt-

ſamkeit und mehr als „göttlichen Grobheit" als Todfeind der Augenbewaffnung, in ſeiner äußern Taktloſigkeit ſich ſoweit vergaß, einen Hospitanten, der eine Brille trug, darüber öffentlich im Kollegio zur Rede zu ſtellen und ſich die Anſchauung ſeiner Perſon durch das Medium der Brillengläſer zu verbitten. Das entgalt ihm dann Tags darauf die weniger taktloſe bonner Burſchenwelt, die in großer Zahl ſich in ſeiner Vorleſung einfand, alle Bänke des Auditoriums füllend, Mann für Mann mit Kneipbrillen auf der Naſe, ihn anſtierte. Und Heinrich verbiß ſeinen Groll und kommentirte, obwohl wuthſchäumend, die vierte Satire des Juvenal.

Auf dieſe beiden Oſtentationen beſchränkte ſich das Studententhum dieſer Periode, im erſten Falle verdient ſtrafend, im letzteren ebenſo verdient ſpottend, in richtigem Gefühle des ihm zuſtehenden Rechts ſchleunigſter Selbſthülfe wider bornirteſte Arroganz. In beiden Fällen war ſie dazu herausgefordert, zu dem erſten tumultuöſen Auftritt durch unzeitigen Eifer eines Konvertiten, der in blindem Groll und unwürdig ſeiner nicht begriffenen Stellung als akademiſcher Lehrer ver-

fuhr, gereizt, im zweiten Falle dazu durch offenkundigen Mangel an Lebensklugheit und Savoir vivre eines unbeholfenen reizbaren Lehrers veranlaßt.

Was die Zustände der Studentenwelt außerhalb der Vorlesungen und Hörsäle betrifft, so waren dieselben isolirt und auf sich beschränkt. Die Bürger der Universitätsstadt, aus Kaufleuten von im Ganzen geringer Bedeutung, Gewerbe und andere bürgerliche Beschäftigungen Treibenden, aus den Beamten des Ober-Bergamts, des landräthlichen Bureaus und des Friedensgerichtes bestehend, separirten sich während der ersten Jahre gänzlich; kaum daß man hie und da an den öffentlichen Orten einer Einwohnerfamilie ansichtig ward; selbst auf den Spaziergängen waren sie eine seltene Erscheinung. Von Einführung der Akademiker in Familienkreise war mit seltenen Ausnahmen, die auf Empfehlungen, Verwandt- und Bekanntschaften basirten, kaum die Rede. Ihr Verhältniß zu den Professoren außer den Hörsälen war im Ganzen genommen nicht anders; nur in Arndt's gastlichem Hause fand man sich — wenn auch in geringerer Zahl — ein und war herzlich willkommen; Nasse, der Mediziner, versammelte

ſeine Schüler zu wiſſenſchaftlichem Ideentauſche um ſich, und Mackeldey, obwohl im höchſten Grade geſellig, ward durch gänzlichen Mangel des Gehörs gehindert, zahlreicheren Beſuch um ſich zu ſehen. Bei Schlegel fand ſich nur exquiſite Geſellſchaft ein, während dieſer Periode indeß ſelten, ſpäterhin aber häufiger, und während der Anweſenheit der Kurfürſtin von Heſſen, die von dem Hausherrn in eigner Perſon an der Hausſchwelle empfangen und hinaufgeleitet ward, unter Vortritt von Bedienten mit ſilbernen Armleuchtern durch die weitgeöffneten Flügelthüren in die prachtvoll geſchmückten Salons eintrat, mit allen Zeremonien und Requiſiten der ſtrengſten Etikette. In dieſen Soireen wurden geſangkundige Kommilitonen geladen, die als Sängerchor mit muſikaliſchen Produktionen unterhielten. Sonſt fand wenig Gemeinſchaft zwiſchen Profeſſoren und Studirenden ſtatt, die ſich meiſt auf Anmeldungen zu den Vorleſungen, Vorzeigen der Honorarquittung der Univerſitätsquäſtur und Geſuche um Ausſtellung von Atteſten über die „mit rühmlichem Fleiß“ beſuchten Kollegien beſchränkte. Sogar das akademiſche Leſezimmer im Univerſitätsgebäude, zur

Lektüre von Zeitungen und Journalen beſtimmt, war in jener Periode ein Regal der Profeſſoren und den Studirenden als Laien der Eintritt in dieſes Heiligthum verſchloſſen; für ſie mußte der Journalzirkel des Buchhändlers Markus aushelfen.

So war denn der bonner Student jenes Zeitraums in ſeiner äußern Stellung auf ſich und ſeine Genoſſenſchaft allein angewieſen, und daraus ging denn ein ununterbrochenes Zuſammenleben unter ſich hervor; am Abend nach getragener Tageslaſt im Winter in den „Kneipen“ bei Wein, Bier und Tabak, zur Sommerzeit außerhalb der Stadt auf der „Vinea domini,“ in Beul, auf der Baumſchule u. ſ. w., an den Sonntags- und andern kollegienfreien Nachmittagen weiter hinaus auf Ausflügen nach Godesberg, Königswinter, ins Siebengebirge, nach dem Rolandseck und Nonnenwerth, alles meiſt zu Fuß oder auf dem Rhein in offenen Nachen, den Fluß ſelten weiter als Köln, wo ſich der bonner Student des Straßenjungen-Nachrufs: ‚Bönnſche Geck“, ſeiner dort ungewohnten Burſchentracht halber, gefallen laſſen, auch ſpäter daſelbſt bei dem Faſchingszuge durch die Stadt in karikirte Pro-

trätirung ſeinen Doppelgänger ſehen mußte, wogegen in Köln der „Köllſche Drikkes" zu Hauſe war und im Munde der nicht akademiſchen Straßenjugend lebte; denn Neid und Rivalität haben Jahrhunderte lang zwiſchen beiden Städten gelebt, von Köln ausgehend, dem der Aufenthalt ſeines Kurfürſten zu Bonn und Poppelsdorf ein Dorn im Auge, ein Stein im Magen war. — Im Beginn der Univerſität ſahen die Aelteren auf die junge Kollegin mit neidiſchen Augen; man mißgönnte ihr ihre herrliche Lage am Rhein und hob hervor, daß die Vertreter der Wiſſenſchaft daſelbſt „ein vergnügliches Leben führten und zum Theil in Paläſten wohnten, in denen einem halliſchen oder königsberger Profeſſor das Bewußtſein einer Kirchenmaus überkommen möchte."

Alſo geſtaltet waren und geſtalteten ſich die Zuſtände und Bezüge der neubegründeten Rheinuniverſität, während ſich Heine dort befand. Eine auffallende Erſcheinung war es, daß, während das lehrende Element der Univerſität in enger Beſchränkung auf den ihm zunächſt angewieſenen Wirkungskreis — die Vorleſungen — ſich ſtereotypirte, und nicht theilnehmend in die

Wirren und Kämpfe und ihre Anforderungen trat, aus dem lernenden Elemente jenem gegenüber ſich entwickelnd, Individuen hervorgingen, deren ſpätere Lebensaufgabe gerade die entgegengeſetzte Richtung ward.

Der Zufall hatte in jener Periode eine Zahl von Jünglingen hier gleichſam zuſammengewürfelt aus den verſchiedenſten Theilen des deutſchen Vaterlandes, die, im ganzen wenig unter und zu einander in Bezügen ſtehend, vielmehr jeder von ihnen in beſonderen, fern von einander ſtehenden Kreiſen ſich bewegend, auf eigner Bahn auch ſpäterhin zum öffentlichen Vorkämpfer- und Wortführerthume der heterogenſten Beſtrebungen und Richtungen auf der offenen Wahlſtatt der Anſichten und Beſtrebungen in Politik, Glauben, Literatur und Wiſſenſchaft gelangten. Es hatten ſich damals auf der Rheinuniverſität Adams, Bauerband, Böcking, Daniels, Dieffenbach, Kleinich, H. Boßler, Grundſchöttel, Hagenbach, Hagnauer, H. Heine, Hengſtenberg, Hoffmann (von Fallersleben), Jarcke, Liebig, Linde, Wolfgang Menzel, Johannes Müller, Reuter, J. B. Rouſſeau, Simrock, Willberg und andere zuſammen-

gefunden; wir alle hielten uns — wie man in Göttingen testirt — „Studirenshalber“ dort auf, wir waren alle an der Neige des vorigen oder im Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts geboren, lebten in burschenschaftlichem Verkehr mehr oder minder mit einander, trugen ungestraft die schwarz-roth-goldenen Farben an Mütze, Uhrband und Tabakspfeifenquasten, die nicht lange nachher unter dem demagogenriechenden camptz-zschoppeschen Regimente mit Relegation und Haft verpönt waren, und trennten uns darauf in den nächstfolgenden Lebensjahren, mehr oder minder in den verschiedensten Bestrebungen und Richtungen in Ansicht, Gesinnung und Ueberzeugung auseinandergehend.

Mir war nicht bekannt, als ich im Herbste 1819 nach Bonn kam, daß Heine da sei. Am Tage nach meiner Ankunft daselbst traf ich ihn am Rheinufer, wo er mit mehreren zusammenstand und Fischern im Kahne zuschaute. Da hörte ich den ersten „Witz, den er riß“, indem er seiner Umgebung zuraunte: „Seid auf Eurer Hut, daß Ihr nicht ins Wasser fallet! Man fängt hier Stockfische.“. Dabei reckten sich seine Mundwinkel scharf auseinander und der alte bekannte satirische Zug

ſpielte um ſeine Lippen. — Nach anderthalbjährigem Zuſammenleben mit uns verließ Heine Bonn und begab ſich nach Göttingen, im Bewußtſein, ſeine Zeit gut angewandt zu haben, während ich mit mehreren mich Heidelberg zuwandte.

Die Mütze von brennendrother Farbe, weit nach hinten auf den Kopf geſchoben, der Rock — im Winter Flauſch, im Sommer von gelbem Nankingzeuge, beide Hände in den Hoſentaſchen, mit nachläſſigem Gange, ſtolpernd und rechts und links umherſchauend — das waren die Umriſſe zu Heine's äußerem Bilde, wenn er über das Straßenpflaſter zu Bonn ſchlenderte, die Mappe unter dem Arme, um ins Kollegium zu gehen, das Geſicht fein — weißer Teint, lichtbraunes Haar, ein kleines Bärtchen unter der Naſe, die Geſichtsfarbe feingeröthet.

Die wenige Zeit, welche Heinen während ſeines bonner Aufenthalts der Beſuch der vielen von ihm gewählten Vorleſungen, die Reviſion ſeiner Hefte und das Studium übrigließen, war der Muſe gewidmet; und keine Minute dieſer „Muſezeit" ließ er unbenutzt vorübergehen. Allen neuen Erſcheinungen auf poetiſchem

Gebiete, ſowohl des Inlandes wie des Auslandes, wenn ſie nur einigen Werth hatten, wandte er ſeine Aufmerkſamkeit zu; die übrige Zeit ward dichteriſchem Schaffen gewidmet. Niemand konnte ſtrenger gegen ſich ſelbſt ſein als er, obwohl ſchwerlich irgend jemand ſeinen poetiſchen Produktionen die Feile anſieht, welche er, nimmer mit ſeinen Leiſtungen zufrieden, ſtets aufs neue wieder anlegte. „Streng ſei gegen dich ſelbſt!“ war das Motto bei aller ſeiner poetiſchen und literariſchen Thätigkeit, das er auch uns, ſeinen jüngeren Freunden, ſtets vor Augen führte; und ſchwerlich möchte neben ihm und Bürger ein anderer deutſcher Dichter aufzuweiſen ſein, der die Feile ſo oft und wiederholt, ſelbſt bei dem kleinſten Gedichte, anwandte, und deſſen Produktionen nichtsdeſtoweniger die ſo oft angelegte Feile auch nicht im mindeſten zur Schau tragen, indem ſie überall leicht hingeworfen und wie aus einem Guſſe erſcheinen, oft gar Flüchtigkeit zu verrathen ſcheinen, obwohl niemand davon entfernter war als gerade Heine.

Niemand hat die alte Regel des Horaz beſſer und genauer befolgt als er: Nonum prematur in annum.

Indeß ſcherzte er ſelbſt darüber und wies ſie von der Hand. Dieſe horaziſche Regel — ſagte er — mag, wie manche andere der Art, ſehr gut in der Theorie gelten; aber in der Praxis taugt ſie nichts. Als Horaz dem Autor dieſe Regel gab, ſein Werk neun Jahre im Pulte liegenzulaſſen, hätte er ihm auch zugleich das Rezept geben ſollen, wie man neun Jahre ohne Eſſen zubringen kann. Als Horaz dieſe Regel erſann, ſaß er vielleicht an der Tafel des Mäzenas und aß Trutbahn mit Trüffeln, Faſanenpudding in Wildpretſauce, Kirchenrippchen mit teltower Rübchen, Pfauenzungen, indianiſche Vogelneſter und Gott weiß! was noch mehr, und alles — umſonſt. Aber wir, wir unglücklichen Spätgebornen, wir leben in einer andern Zeit; unſere Mäzenaten haben ganz andere Prinzipien; ſie glauben Autoren und Miopeln gedeihen am beſten, wenn ſie einige Zeit auf dem Streh liegen; ſie glauben, die Hunde taugten nicht auf der Gedanken- und Bilderjagd, wenn ſie zu dick gefüttert würden. Ach! und wenn ſie ja mal einen armen Hund füttern, ſo iſt es der unrechte, der die Brocken am wenigſten verdient. Und warum ſollte ich auch die Regel ausüben? Ich habe

des Guten ſoviel zu ſchreiben, daß ich nicht Federleſens zu machen brauche.

Das Letztere war richtig; indeß förderte er nicht viel auf einmal zu Tage, non multa, sed multum; aber bei ſeiner angeſtrengten Thätigkeit gab das Multum auf die Dauer auch Multa. Wie er feilte, kann ich aus einigen von Heine's Hand beſchriebenen Blättchen, die vor mir liegen, nachweiſen. Ich wähle nur eins derſelben, worauf er zuerſt das durch Aufnahme in ſeine Gedichtſammlung*) bekannt gewordene Lied:

Gekommen iſt der Maie,
Die Blumen und Blätter blühn u. ſ. w.

niedergeſchrieben. Hier heißt es gleich in der erſten Strophe:

Die liebe Erd' iſt grün.

Die Schlußſtrophe lautet bekanntlich:

Ich kann nicht ſingen und ſpringen,
Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht was.

*) Vergl. Reiſebilder II. S. 262.

Dieſe Schlußſtrophe hat er vielfach durchſtrichen und variirt:

Doch ich kann nicht ſingen und ſpringen,
Ich liege krank im Gras,
Ich hör' ein ſüßes Klingen,
Und träum', ich weiß nicht was.

Ferner:

Ich ſitze mit meinem Kummer
Im hohen grünen Gras,
Da kommt ein ſanfter Schlummer,
Ich träume, ich weiß nicht was.

Und ferner:

Ich denk' an meine Schöne,
Ich denk', ich weiß nicht was;
Es rinnt gar manche Thräne
Hinunter in das Gras.

Alle dieſe Varianten fanden vor der ſcharfen kritiſchen Feile des Dichters keine Gnade; ſie wurden geſtrichen, und an ihre Stelle trat die oben zuerſt angeführte Strophe.

Die Mehrzahl der in ſeine „Gedichte" aufgenommenen Lieder und Balladen hatte er während ſeines hamburger Aufenthalts gedichtet. In Bonn ſchrieb er ſämmtliche darin aufgenommene treffliche Sonette; nur

wenige Lieder fielen in die Zeit des akademiſchen Aufenthalts zu Bonn, darunter eins ſeiner trefflichſten, welches ihm abhandengekommen ſein muß, da ich es nirgend in ſeinen Schriften abgedruckt finde. Es möge daher hier ſeine Stelle finden:

Seufzer.

Wenn ich bei meiner Liebſten bin,
Dann geht das Herz mir auf;
Dann bin ich reich in meinem Sinn,
Und biet' die Welt zu Kauf.

Doch wenn ich wieder ſcheiden muß
Aus ihrem Schwanenarm,
Dann ſchwindet all mein Ueberfluß,
Und ich bin bettelarm.

Ein anderes Lied aus jener Zeit, das er mir gleich, nachdem er es niedergeſchrieben, gab, iſt auch keiner ſeiner Liederſammlungen, ſelbſt nicht ſeinem „Buch der Lieder" einverleibt. Ich bewahre es daher hier auf:

Meine Lieder.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Blümelein;
Ich ſchickte ſie zu riechen
Der Herzallerliebſten mein.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Küſſe ſein;
Ich ſchickt' ſie heimlich alle
Nach Liebchens Kämmerlein.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Erbſen klein;
Ich kocht' eine Erbſenſuppe,
Die ſollte köſtlich ſein.

Faſt alle ſeine Gedichte im handſchriftlichen Konzepte zeigen deutlich, wie emſig Heine an Gedanken wie an der Form feilte. Wie gern überredet man ſich nicht, daß der Dichter ſie hinhauchte, daß der üppige Erguß aus der Fülle ſeiner Seele immer auch gleich die Geſtalt gewinne, die uns erfreuen und entzücken kann. Wer aber die Manuſkripte betrachtet, wird anderer Meinung werden. Dieſe reizende Leichtigkeit, dieſer rhythmiſche Wohlklang, dieſe ſcheinbare Nachläſſigkeit — ſie ſind die Frucht der kalten Ueberlegung, das Produkt des ſorglichſten Nachdenkens. Die ſchärfſte Kritik, das feinſte Ohr wachen über dieſen Hervorbringungen und geben ihnen ihre liebliche Vollendung.

In Bonn verſuchte ſich Heine zuerſt in der Proſa.

Die Vorleſungen Schlegel's über das Nibelungenlied veranlaßten ihn, ſeine Gedanken über daſſelbe kurz niederzuſchreiben. Ich beſitze den kleinen Aufſatz handſchriftlich. Er lautet:

„Das Nibelungen-Lied.

— — Ein Eiland am Rhein, der Roſengarten genannt, erinnert an die herrliche Maid, die ſeiner wartete in Urzeiten, Chriemhilde, und an unſer Heldengedicht, das viel verkannte und viel überſchätzte Nibelungenlied aus der Zeit der höchſten Blüthe der Poeſie des Mittelalters, welches, wie Johannes von Müller ſagt, keinen kaltlaſſen kann. Es iſt mehr tragiſch-erhaben, als epiſch-ſchön; neben dem Mythiſchen und Wunderbaren herrſchen chriſtliche Ideen, jedoch treten ſie im ganzen wenig hervor, und kann dieß als Baſis gelten, daß Grund und Urſprung der Sage über die Zeiten des Chriſtenthums hinausreichen. Ueberirdiſche Kräfte wirken wenig darin; nur die Tarnkappe behauptet ihr Recht; außer dem Einſpielen der Träume, dem Lindwurme, dem Bluten des Leichnams in der Nähe des Mörders, der Wünſchelruthe und den wahr-

ſagenden Nixen der Donau ſammt dem Zwerge Albrich und dem Rieſen iſt alles klar, und klar und ſtark prägen ſich die Charaktere aus, unter denen vorzugsweiſe Siegfried, Chriemhilde, Gunther, Brunhilde, Hagen und Dietrich von Bern hervorragen. Siegfried iſt heldenmüthig, redlich, offen; Chriemhilde voll zärtlicher treuer Liebe zu dem Gatten, die ſie zu wilder, unweiblicher Rachſucht und Grauſamkeit aufpeitſcht, dennoch aber mehr zu Mitleiden auffordert, als Haß gegen ſie hervorruft; Gunther, ein Fürſtenſchwächling voll Haß gegen ſeine Schweſter; Hagen tapfer, wild, hinterliſtig, grauſam, doch in dem Maße, daß er Theilnahme behält; Brunhilde männerhaſſend, voll Eiferſucht und Rachgier; Dietrich von Bern ſanft, doch tapfer und männlich-liebenswürdig.

Das Nibelungenlied könnte unſere deutſche Ilias werden — iſt Johannes von Müller's bekannter Ausſpruch. Warum und wie dieſes Epos zu dieſer Stufe erſt gelangen ſoll, iſt mir jedesmal, ſo oft ich das las, oder das Gedächtniß dieſe Aeußerung mir zurückrief, aufgefallen und einigermaßen paradox erſchienen, da es trotz aller Gegenäußerungen eher auf dieſe Ehrenſtelle

Anſpruch macht, als irgend ſonſt ein epiſches Produkt deutſcher Poeſie. Denn welches deutſche Epos macht ihm wohl dieſen Rang ſtreitig? Etwa das unepiſche Gedicht Goethe's, Hermann und Dorothea, welches die knechtiſchen Goethefröſche mit ihrem ewigen Koaxen gern als das erſte und einzige Epos Deutſchlands ausgeſchrieen hätten und wirklich ausgerufen haben, ohne jedoch Nachſchreier und Nachrufer zu finden, welches nicht einmal idylliſch, ſondern nach Weiſe der niederländiſchen Malerſchule ein deutſches Klein- und Stillleben malt, und fern im Hintergrunde nicht einmal eine große Landes- und Weltbegebenheit, ſondern einen Zug armer Flüchtlinge auf Wagen und Mauleſeln blicken läßt? Oder will man Klopſtock's tiefreligiöſen, frommbegeiſterten Hymnus auf den Meſſias in das Geſchlecht des Epos hinüberpfropfen, wie viele kritiſche Botaniker verſucht haben? — Wohl iſt es ein kühn ſich hinaufwindendes Gewächs im großen deutſchen Garten der Poeſie, aber keine epiſchkräftige, kühnaufſtrebende, männliche Eiche. Das Nibelungenlied aber iſt dieſe tauſendjährige gewaltige Eiche, die im Laufe der Jahrhunderte ſich alſo entfaltet hat und unverletzt geblieben

iſt im Sturm der Zeiten, die heilige Eiche des deutſchen Rieſengottes, woraus er zu uns redet mit allgewaltiger Stimme: Es iſt unſere Ilias.“ —

Der Aufſatz über das Nibelungenlied trat nicht in die Oeffentlichkeit, was indeß mit ſeinem zweiten Verſuche in Proſa der Fall war. Ein Angriff auf die Romantik in dem „Kunſt- und Wiſſenſchaftsblatte,“ einem Beiblatte des bekannten „Sprechers“ oder „Rheiniſch-weſtfäliſchen Anzeigers,“ der dazumal in Hamm erſchien, veranlaßte Heine zu einer Entgegnung, die er in jenem Blatte abdrucken ließ. Sie lautete:

„Die Romantik.

Was Ohnmacht nicht begreift, ſind Träumereien.
A. W. von Schlegel.

Nro. 12 und 14 dieſer Blätter enthält eine alte, aber neu aufgewärmte und neu gloſſirte Satire wider Romantik und romantiſche Form. Ob man zwar einer ſolchen Satire eigentlich nur mit einer Gegenſatire entgegnen ſollte, ſo iſt es dennoch die Frage, ob man hierdurch der Sache ſelbſt nutzen würde? Nro. 124 der Hall. allgem. Literatur-Zeitung enthält die Rezenſion

einer ſolchen Gegenſatire, deren Wirkung auf die Gegenpartei dieſelbe zu ſein ſcheint, welche auch jene Karfunkel- und Solaris-Satiren auf die Romantiker ausgeübt haben, nämlich — Achſelzucken. Ich wenigſtens möchte daher, nicht ohne Ausſicht, dadurch nutzen zu können, alſo bloß des Scherzes halber, von einer Sache ſprechen, von der die Ausbildung des deutſchen Wortes faſt ausſchließlich abhängt. Denn wenn man auf den Rock ſchlägt, ſo trifft der Hieb auch den Mann, der im Rocke ſteckt, und wenn man über die poetiſche Form des deutſchen Wortes ſpöttelt, ſo läuft auch manches mit unter, wodurch das deutſche Wort ſelbſt verletzt wird. Und dieſes Wort iſt ja eben unſer heiligſtes Gut, ein Grenzſtein Deutſchlands, den kein ſchlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Oriflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland ſelbſt demjenigen, dem Thorheit und Argliſt ein Vaterland verweigern. — Ich will daher mit wenigen Worten, ohne polemiſche Ausfälle, und ganz unbefangen, meine ſubjektiven Anſichten über Romantik und romantiſche Form hier mittheilen.

Im Alterthume, das heißt eigentlich bei Griechen und Römern, war die Sinnlichkeit vorherrschend. Die Menschen lebten meistens in äußern Anschauungen, und ihre Poesie hatte vorzugsweise das Aeußere, das Objektive, zum Zweck und zugleich zum Mittel der Verherrlichung. Als aber ein schöneres und milderes Licht im Orient aufleuchtete, als die Menschen anfingen zu ahnen, daß es noch etwas besseres gibt als Sinnenrausch, als die unüberschwenglich beseligende Idee des Christenthums, die Liebe, die Gemüther zu durchschauern begann: da wollten auch die Menschen diese geheimen Schauer, diese unendliche Wehmuth und zugleich unendliche Wollust mit Worten aussprechen und besingen. Vergebens suchte man nun durch die alten Bilder und Worte die neuen Gefühle zu bezeichnen. Es mußten jetzt neue Bilder und neue Worte erdacht werden, und just solche, die durch eine geheime sympathetische Verwandtschaft mit jenen neuen Gefühlen diese letztern jederzeit im Gemüthe erwecken und gleichsam heraufbeschwören konnten. So entstand die sogenannte romantische Poesie, die in ihrem schönsten Lichte im Mittelalter aufblühte, späterhin vom kalten

Hauch der Kriegs- und Glaubensstürme traurig dahinwelkte, und in neuerer Zeit wieder lieblich aus dem deutschen Boden aufsproßte und ihre herrlichsten Blumen entfaltete. Es ist wahr, die Bilder der Romantik sollten mehr erwecken als bezeichnen. Aber nie und nimmermehr ist dasjenige die wahre Romantik, was so viele dafür ausgeben, nämlich: ein Gemengsel von spanischem Schmelz, schottischen Nebeln und italienischem Geklinge, verworrene und verschwimmende Bilder, die gleichsam aus einer Zauberlaterne ausgegossen werden und durch buntes Farbenspiel und frappante Beleuchtung seltsam das Gemüth erregen und ergötzen. Wahrlich, die Bilder, wodurch jene romantischen Gefühle erregt werden sollen, dürfen ebenso klar und mit ebenso bestimmten Umrissen gezeichnet sein, als die Bilder der plastischen Poesie. Diese romantischen Bilder sollen an und für sich schon ergötzlich sein; sie sind die kostbaren goldenen Schlüssel, womit, wie alte Märchen sagen, die hübschen, verzauberten Feengärten aufgeschlossen werden. — So kommt es, daß unsere zwei größten Romantiker, Goethe und A. W. v. Schlegel, zu gleicher Zeit auch unsre größten Plastiker sind. In

Goethe's Faust und Liedern sind dieselben reinen Umrisse, wie in der Iphigenie, in Hermann und Dorothea, in den Elegien u. s. w.; und in den romantischen Dichtungen Schlegel's sind dieselben sicher und bestimmt gezeichneten Konturen, wie in dessen wahrhaft plastischem Rom. O, möchten dieß doch endlich diejenigen beherzigen, die sich so gern Schlegelianer nennen!

Viele aber, die bemerkt haben, welchen ungeheuern Einfluß das Christenthum, und in dessen Folge das Ritterthum auf die romantische Poesie ausgeübt haben, vermeinen nun beides in ihre Dichtungen einmischen zu müssen, um denselben den Charakter der Romantik aufzudrücken. Doch glaube ich, Christenthum und Ritterthum waren nur Mittel, um der Romantik Eingang zu verschaffen; die Flamme derselben leuchtete schon längst auf dem Altare unserer Poesie; kein Priester brauchte noch geweihtes Oel hinzuzugießen und kein Ritter brauchte mehr bei ihr die Waffenwacht zu halten. Deutschland ist jetzt frei; kein Pfaffe vermag mehr die deutschen Geister einzukerkern; kein adeliger Herrschling vermag mehr die deutschen Leiber zur Frohn zu peitschen, und deßhalb soll auch die deutsche Muse wieder ein

freies, blühendes, unaffektirtes, ehrlich deutsches Mädchen sein, und kein schmachtendes Nönnchen und kein ahnenstolzes Ritterfräulein.

Möchten doch viele diese Ansicht theilen! dann gäbe es bald keinen Streit mehr zwischen Romantikern und Plastikern. Doch mancher Lorbeer muß welken, ehe wieder das Oelblatt auf unserem Parnassus hervorgrünt.

H. Heine."

Heine's erster dramatischer Versuch fällt gleichfalls in die Zeit seines Aufenthaltes zu Bonn. Die kleine Tragödie in einem Akte: William Ratcliffe war dieser erste Versuch auf dem Gebiete des Drama's, die er später in seine „Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo" durch den Druck veröffentlichte. Es war dieselbe, obwohl von untergeordneter dramatischer Bedeutung, für die Bühne bestimmt, und auf Bühneneffekt berechnet, übrigens ein Sprößling nach Muster und Vorbild der werner-müllner'schen Schule, deren Erzeugnisse damals auf allen deutschen Bühnen Effekt machten. Die Ausführung ist kurz, aber kräftig; viele einzelne Spezialitäten darin sind trefflich. Zur Be-

urtheilung des Werthes dieſes Drama's will ich — um dem Dichter in keiner Weiſe zu nahe zu treten — den Maaßſtab daranlegen, den er ſelbſt an eine dramatiſche Dichtung angelegt wiſſen will. „Von einem Dichter — ſagt Heine irgendwo — verlangt man zwei Dinge: in ſeinen lyriſchen Gedichten müſſen Naturlaute, in ſeinen epiſchen oder dramatiſchen Gedichten müſſen Geſtalten ſein. Kann er ſich in dieſer Hinſicht nicht legitimiren, ſo wird ihm der Dichtertitel abgeſprochen, ſelbſt wenn ſeine übrigen Familienpapiere und Adelsdiplome in der größten Ordnung ſind. Die Geſtalten, die ich meine, ſind nämlich ſeine ſelbſtſtändigen Geſchöpfe, die vor dem ſchaffenden Dichtergeiſte, wie Pallas Athene aus dem Haupte Kronion's, vollendet und gerüſtet hervortreten."

Dieſe Geſtalten aber vermißt man in dem kleinen heine'ſchen Drama gänzlich, und derſelbe Vorwurf, den er dem Grafen Platen machte, trifft in dieſer Hinſicht auch ihn ſelbſt. Aber eine andere als dramatiſche Virtuoſität gibt ſich darin zu erkennen, und das iſt die Wahrheit der Schilderung der Eigenthümlichkeiten Schottlands — dort iſt nämlich der Schauplatz des

Stücks — der dortigen Lokalitäten, des Lebens, des Kostüms im weiteren Sinne des Worts mit den treuesten Farben und in den sichersten Umrissen, kurz die ganze Physiognomie des schottischen Hochlandes und Altenglands, die er, da er damals noch nicht über den Kanal geschifft war, nicht aus eigener Anschauung kannte, sondern nur durch jene „wundersame Intuition, die dem Dichter die Anschauung der Wirklichkeit entbehrlich macht," und welche sich u. a. auch in Jean Paul's Schilderung der Isola bella so glänzend zu erkennen gibt. Ausgeprägte Charakterdarstellung dagegen mangelt der Mehrzahl der im Stück auftretenden redenden Personen; immer aber doch ist dieser erste dramatische Versuch Heine's den damals bewunderten Erzeugnissen der Bühnenwahl in jeder Hinsicht — wenigstens ebenbürtig.

Außer dem Ratcliffe waren es meist nur Gedichte kleineren Umfanges, Lieder und Sonette, die er in seinen Mußestunden nach der Studienzeit förderte. Aus einem Brouillon gebe ich einige, die, soviel ich mich augenblicklich erinnere, nicht in seine verschiedenen Gedichtsammlungen später übergegangen sind.

Es hebt die Waſſerlilie
Ihr Köpfchen aus dem Fluß;
Da wirft der Mond herunter
Manch lichten Liebeskuß.

Verſchämt ſenkt ſie das Köpfchen
Wieder hinab zu den Well'n:
Da ſieht ſie zu ihren Füßen
Den zärtlich blaſſen Geſell'n.

Morgen ſend' ich dir die Veilchen,
Die ich früh im Wald gefunden,
Und des Abends bring' ich Roſen,
Die ich brach in Dämm'rungsſtunden.

Weißt du, was die hübſchen Blumen
Ganz verblümt dir ſagen möchten? —
Treu ſein ſollſt du mir am Tage,
Und mich lieben in den Nächten.

Weil ich dich liebe, muß ich fliehend
Vermeiden dich — o zürne nicht!
Schlecht paßt dein Antlitz ſchön und blühend
Zu meinem traurigen Geſicht.

Weil ich dich liebe, wird ſo bläßlich,
So elend, hager mein Geſicht;
Du fändeſt mich am Ende häßlich
Ich muß dich meiden — zürne nicht!

Der Brief, den du geſchrieben,
Er macht mich gar nicht bang:
Du willſt mich nicht mehr lieben;
Jedoch — dein Brief iſt lang.

Zwölf Seiten, eng und zierlich —
Ein kleines Manuſkript:
Man ſchreibt nicht ſo ausführlich
Bei Körben, die man gibt.

Zwei Notabilitäten von europäiſchem Rufe gehörten damals der Zahl der bonner Profeſſoren an: **Auguſt Wilhelm von Schlegel** und **Ernſt Moritz Arndt**. Beiden gebührt eine ausführlichere Schilderung; beiden verdankt die Studentenſchaft jener Zeit viel, dem Erſteren beſonders Heine, indem er ſeine Gedichte einer genauen Durchſicht und Korrektur unterzog. Beider Auftreten und Erſcheinen in der Oeffentlichkeit war ein durchaus verſchiedenes.

Ich ſah und ſprach Arndt zum erſtenmale im Oktober 1819, wo ich in Bonn eintraf. Ich meldete mich als Zuhörer ſeiner Vorleſungen über deutſche Geſchichte. Er ſtand da noch in den Jahren vollſter Manneskraft. Sein Wohngebäude, in ſeiner, wenngleich kleinen, aber

herrlich hart am Rheine vor dem koblenzer Thore gelegenen Beſitzung mit der unvergleichlichen An- und Ausſicht des Siebengebirges und Godesbergs, war kurz zuvor beendet. Ich traf ihn beſchäftigt im Garten.

Herzlich und zutraulich, und wie jeden ſo auch mich auf der Stelle einnehmend, war ſein Wort, ſein Empfang. Seine Frage, woher ich ſtamme, wo die Meinigen, knüpfte das Geſpräch an Weſtfalen, an Stein (den großen Staatsmann) und ſein weſtfäliſches Sansſouci: Kappenberg, an Norddeutſchland und an ſeine Heimat, die Inſel Rügen. In jedem Worte trat der Mann der Biederkeit, Hoheit und Ehrenhaftigkeit der Geſinnung, erfüllt von reinſter Begeiſterung für Vaterland, Freiheit, Recht und Wahrheit, hervor; vor mir ſtand er da, der „deutſche Wächter“*), deſſen einziges Ziel nur Deutſchlands Wohl und Ehre immerdar geweſen in den Tagen ſeiner Größe und Erniedrigung, in den Stunden der Gefahr und Sicherheit, in den Jahren ſeines Ruhmes und ſeiner Schmach, ſeiner Unterjochung und Erhebung. Das war auch der Geiſt,

*) Der Name der Zeitſchrift, welche er — gleichzeitig mit Görres' „Rheiniſchem Merkur“ — herausgab.

der seine geschichtlichen Vorlesungen belebte und erfüllte," wodurch er auf Sinn und Gemüth der akademischen Jugend seiner Zuhörerschaft anregend wirkte.

Schlegel's akademische Vorträge hatten nicht diesen Erfolg: er las über alte und neue deutsche Literatur, erklärte das Nibelungenlied und andere Erzeugnisse der altdeutschen Poesie. Dagegen waren seine Vorlesungen über akademisches Leben und Studium, womit er das erste Halbjahr 1819 eröffnete, musterhaft, eine Fülle von Kenntnissen über das ganze menschliche Wissen entfaltend, die zur Bewunderung das ungeheuer zahlreiche Auditorium hinriß, welches den ganzen Pandektensaal füllte und wozu sich viele der Professoren Bonns gesellten. Er entwickelte darin einen Scharfsinn und Tiefblick in die einzelnen Fächer der Wissenschaft von der Philosophie bis zum positiven Recht, von der Theologie bis zur Naturkunde, welcher von der ersten bis zur letzten Stunde fesselte. Sein äußerer Vortrag war dazu in allen seinen Erfordernissen vollendet.

Wie er überhaupt auf äußere Repräsentation hielt, so auch in seinen Vorlesungen: der Solitär am Finger,

das Ordensbändchen der Ehrenlegion im Knopfloch fehlten nie, und seinen Zuhörern wird der silberne Armleuchter mit Wachslichtern auf dem Katheder zu seiner Rechten immer in der Erinnerung gegenwärtig sein. Spott und Verunglimpfung ist ihm zutheil geworden: aber die Welt erkennt die Verdienste des deutschen „Professors" an, der es in seinem titelreichen Vaterlande neben und unter Tausenden gelehrter Stümper, die nicht werth waren, ihm die Schuhriemen zu lösen, nicht zu einem — Titel hat bringen können. Wohl aber haben Frankreichs und Schwedens Beherrscher ihn belohnt, für den Deutschland keinen Medizeer als Mäcen hatte.

Heine war der fleißigste Zuhörer Schlegel's und ließ keine seiner Vorlesungen unbenutzt und ungehört vorübergehen. Nicht anders war es mit Hüllmann, dem emsigen, scharfsichtigen Historiker, der aus Tausenden von Urkunden, Chroniken, Aktenstücken und Relationen die Geschichte — besonders Deutschlands — alle seine vorzeitlichen Bezüge der Staatsverfassung und Landesverwaltung, der Wissenschaft und des Handels, des Städtewesens und Verkehrs, der moralischen wie

materiellen Intereſſen und Zuſtände mit eiſerner Unverdroſſenheit zuſammengeleſen, und aus kaum zu entziffernden Pergamentblätterkonvoluten und vergilbten Papierſtößen mit emſigem Bienenfleiße das Dunkel des Mittelalters aufgehellt und mit kombinirendem Scharfſinn das Alterthum und die Geſchichte dahingegangener Nationen der grauen Urzeit aus den Ueberbleibſeln ihrer Literatur und Kunſt, aus ihren Schriftſtellern, Inſchriften, Papyrusrollen erforſcht hat. Die große Zahl ſeiner geſchichtlichen Werke iſt geſammt, das eine wie das andere, gediegenes hiſtoriſches Gold, jedes das Reſultat ausſchließlichſten Quellenſtudiums: er erweckte gleichſam die Vorwelt aus ihren Grabſtätten. Auch Delbrück's literarhiſtoriſche und äſthetiſche Vorleſungen beſuchte Heine regelmäßig, eines Gelehrten, begeiſtert für die Wiſſenſchaft wie je einer, deſſen Charakteriſtik eine ſpätere Schrift aus meiner Feder, kulturhiſtoriſchen Inhalts, liefern wird. Mit den Vorleſungen des ſ. g. Brotſtudiums, den juridiſchen Kollegien, war es ſchlecht dagegen bei Heine beſtellt; ſeine Zeugniſſe weiſen nach, daß er das — Honorar dafür bezahlt hatte. Auch Radlof's, des Sprachkundigen, Vorträge

gehörten der Reihe der von Heine fleißig beſuchten an, und nur ſelten verſäumte er eine derſelben.

Es wäre — wenn es nicht den Raum dieſer Schrift überſtiege — an der Zeit, hier auch das lernende Element jenes Zeitraumes der Hochſchule am Rheine in ihren ſpäterhin im Reiche der Wiſſenſchaft hervorragenden Angehörigen näher zu betrachten; es muß dieſes indeß einer andern Schrift überlaſſen bleiben, ſie wird Gelegenheit darbieten, ſelbe in ihren eigenthümlichen Geiſtesrichtungen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen zu betrachten. *)

Es iſt eine auffallende Erſcheinung, — und dadurch unterſcheidet ſich die Univerſität Bonn rühmlich vor allen übrigen deutſchen Hochſchulen — daß ſie gerade aus den erſten Jahren ihres Beſtehens eine zahlreiche Reihe von Zöglingen aufzuweiſen hat, welche ſich ſpäter nicht allein im Gebiete der Wiſſenſchaften in den verſchiedenſten Richtungen wie im öffentlichen Leben

*) Sie erſcheint binnen kurzem unter dem Titel: Die Hochſchule Bonn in den Leiſtungen ihrer hervorragendſten Zöglinge aus den erſten Jahren nach ihrer Gründung.

bedeutenden Namen erworben haben, sondern sich auch durch besondere geistige Begabung weithinreichenden Ruhm und allgemeine Anerkennung weit über Deutschlands Grenzen hinaus errangen. Wie damals eine große Zahl reichbegabter, durch ihre Eigenthümlichkeiten, tiefes Wissen und lebendiganregenden Vortrag ausgezeichneter Männer die Lehrstühle aller vier Fakultäten der Hochschule Bonn einnahm, so war nicht minder gering auch die Zahl derjenigen, welche zu den Füßen solcher Lehrer sich bildeten, um später wiederum durch bedeutende Leistungen auf dem Felde der Wissenschaft in Literatur und Kunst zu glänzen oder sich in anderer Weise namhaften Ruhm zu erwerben.

Daß Heine in erster Reihe unter ihnen dasteht — wer will es leugnen? Ich nehme den Faden seiner Lebensgeschichte wieder auf, indem ich kurz erwähne, daß er beim Herannahen der Herbstferien des Jahres 1820 den Entschluß faßte, Bonn mit einer andern Universitätsstadt zu vertauschen. Wohin, wußte er lange Zeit hindurch nicht, bis er sich endlich für Göttingen zunächst entschied.

Der üblichen Sitte in der Studentenwelt gemäß

wurden die Stammbuchsblätter gewechſelt. Ich erhielt als ſolches das nachfolgende (als Autograph hier beigegebene) Sonett von Heine's Hand:

„Die Schlechten ſiegen, untergehn die Wackern,
Statt Myrten lobt man nur die dürren Pappeln,
Worin die Abendwinde tüchtig rappeln,
Statt ſtiller Glut lobt man nur helles Flackern.

Vergebens wirſt du den Parnaß beackern,
Und Bild auf Bild, und Blum' auf Blume ſtapeln,
Vergebens wirſt du dich zu Tode zappeln, —
Verſtehſt du's nicht, noch vor dem Ey zu gackern.

Auch muſt du wie ein Kampfſtier dich behörnen,
Und Schutz- und Trutz-Kritiken machen lernen,
Und kräftig oft in die Poſaune ſchmettern;

Auch ſchreibe nicht für Nachwelt, ſchreib' für Pöbel,
Der Knalleffekt ſey deiner Dichtung Hebel, —
Nur dann wird dich das Publikum vergöttern."

Dieſe Stammbuchsverſe waren Heine's letztes Reimerzeugniß während unſers gemeinſamen Aufenthalts und Zuſammenlebens auf der Univerſität am Rheine.

Die Vorleſungen waren geſchloſſen. Wir nahmen Abſchied voneinander. Heine begab ſich hinüber nach

Beul, einem Bonn gegenüberliegenden Dörfchen hart am Ufer des Rheins, um die Ferien hindurch ganz ungestört den Musen leben zu können.

Seitdem, daß wir Bonn verließen, trat eine gewaltige Metamorphose im lehrenden Elemente der Universität ein, und es glich die Hochschule in dieser Hinsicht nach Verlauf von einigen Jahren schon einem Handlungshause, das große Verluste erlitten. Die alten Hauptmitglieder der Kompagnie waren theils ausgetreten (Mittermaier, Welcker, v. Walther), theils gestorben (Hasse, Niebuhr, Hermes). Dadurch war ein bedeutendes Einlagekapital verschwunden, der Kredit des Hauses bedeutend gesunken und seine Papiere und Anweisungen gefallen. Die Handlungsdiener, Kontoristen, Musterreiter und Markthelfer des Hauses wollten das Geschäft unter der alten Firma auf eigne Rechnung fortsetzen; allein Mangel an geistigen Fonds und andere Ursachen wirkten nachtheilig. Erst später gelang es wieder, die stark heruntergegangene Zahl der Studirenden zu heben, welche gegenwärtig — die Residenzuniversitätsstädte Deutschlands ausgeschlossen — fortdauernd die Hochschule am Rheine in erster Reihe besuchen.

In Beul verlebte Heine faſt ſechs Ferienwochen; wie thätig er dort auf dem Felde der Muſen geweſen, werden die Briefe von ihm lehren, welche er von Göttingen aus mir ſchrieb, und die ich im folgenden Abſchnitte mittheile. In der Mitte des Septembermonats 1820 reiſte er von Bonn nach Göttingen ab, um ſeine Studien fortzuſetzen.

Obwohl kein Spaziergänger und Freund der Fußwanderung machte er bei dieſer akademiſchen Ueberſiedlungsreiſe eine Ausnahme von der Regel: er griff zum Ziegenhainer und ſchritt fürbaß über die Marken der „rothen Erde", die ihm bis dahin ganz und gar ein unbekanntes Land war, ergötzte ſich an den Schönheiten des Sauerlandes, der Grafſchaft Mark und des Weſerthales, und kam wohlbehalten in der hannover'ſchen Muſenſtadt an. Er hatte früher ein Vorurtheil gegen Weſtfalen; in einem Stammbuchsſonette, das er einem weſtfäliſchen akademiſchen Freunde ſchrieb, ſpielten die „Knüppelwege von Dorſten nach Dülmen" eine Hauptrolle; aber er überzeugte ſich durch eigne Anſchauung eines anderen gar bald.

Von ſeiner Wanderung durch Weſtfalen war er

wirklich ſehr befriedigt. Von Berlin aus ſchrieb er unterm 26. Januar 1822 darüber an Dr. Schultz, den Redakteur des bereits erwähnten, damals zu Hamm erſcheinenden „Rheiniſch-weſtfäliſchen Anzeigers", eines von dem rheiniſch-weſtfäliſchen Publikum ſelbſt geſchriebenen, ſeine Zuſtände, Geſtaltungen, Intereſſen und Angelegenheiten mit eigenen Federn und Kräften beſprechenden Provinzialblattes, welches der Freiherr von Stein in ſeiner ſtarken Ausdrucksweiſe mit dem Ehrentitel: „Weſtfalens Spucknapf" belegte, nachſtehende Zeilen:

„Ihr ſehr lieber Brief vom 5. d. M. — ſchrieb Heine an ihn — hat mich mit der größten Freude erfüllt, da ſich darin Ihr Wohlwollen gegen mich am unverkennbarſten ausſprach. Es erquickt mir die Seele, wenn ich erfahre, daß ſo viele gute und wackere Menſchen mit Intereſſe und Liebe meiner gedenken. Glauben Sie nur nicht, daß ich unſeres Weſtfalens ſo bald vergeſſen hätte. Der September 1821 ſchwebt mir noch zu ſehr im Gedächtniß. Die ſchönen Thäler um Hagen, der freundliche (Gaſtwirth) Overweg zu Unna, die angenehmen Tage in Hamm, der herrliche Fritz von B.,

Sie, Wundermann (Buchhändler und Miteigenthümer der damaligen ſchulz-wundermann'ſchen Buchhandlung), die Alterthümer in Soeſt, ſelbſt die paderborner Haide, alles ſteht noch lebendig vor mir. Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauſchen, wie jedes Blatt mir zuflüſtert: „Hier wohnten die alten Sachſen, die am ſpäteſten Glauben und Germanenthum einbüßten!“ Ich höre noch immer, wie ein uralter Stein mir zuruft: „Wanderer, ſteh! hier hat Armin den Varus geſchlagen.“ — Man muß zu Fuß und zwar wie ich in öſterreichiſchen Landwehrtagemärſchen Weſtfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernſt, die biedere Ehrlichkeit und anſpruchsloſe Tüchtigkeit ſeiner Bewohner kennen lernen will.“

Noch im Jahre 1853, wo er, auf das Krankenlager geworfen, einen Beſuch von Eliſe von Hohenhauſen empfing, ſchwelgte er in Erinnerungen an ſeine Fußwanderung durch Weſtfalen. Seine Fußreiſe durch das Weſerthal erſchien ihm noch wie eine Heldenthat und nicht genug erkannte Glückepiſode, und er vergaß bei dieſer heiteren Abſchweifung in die Vergangenheit auf einige Augenblicke „ſeine Ratratzengruft zu Paris.“

Ich weiß aus seinem Munde, daß er diese Wanderung durch Westfalen als Stoff zu einem neuen Reisebilde unter dem Titel: „Auf rother Erde" benutzen und bearbeiten wollte; ob er aber wirklich Hand ans Werk gelegt, weiß ich nicht; möglich, daß sich in seinem schriftlichen Nachlasse darüber etwas — entweder ganz oder bruchstückweise — vorfindet.

Göttingen.

1820 — 1821.

Göttingen, „berühmt durch ſeine Würſte und Univerſität", das „einem am beſten gefällt, wenn man es hinter ſich hat", — wie Heine ſagte — hatte damals ſeine Blütezeit und Glanzperiode noch nicht eingebüßt; es glich noch nicht einem heruntergekommenen Wirthe, der das alte berühmte Wirthshausſchild noch immer als Köder für die Gäſte über der Thür aushängen hat, wiewohl der alte gute Wein längſt ausgelaufen iſt, und die Fäſſer wieder mit ſchlechteren Jahrgängen gefüllt ſind, wie ſpäterhin für längere Zeit der Fall war. Seine eigentliche Glanz- und Blüteperiode fiel theils mit der Allongenperücke — theils mit der Puderbauzeit zuſammen; ſein Ruhm ſank ſeltſamer Weiſe, als die Mode Zopf, Toupé und Puderbeutel verdrängte und ſtatt der friſirten ehrwürdigen Häupter die Köpfe mit kurzgeſchnittenem Haar zum Vorſchein kamen. Jahre und Jahrzehende hindurch

kann ſich der Ruhm einer Hochſchule gleichſam ſtereotypiren, bis er endlich allmälig oder urplötzlich durch Zuſammentreffen beſonderer Umſtände ſeinen Glanz einbüßt. Heine ſelbſt ſagt irgendwo von den Univerſitäten: „In ſolcheiner Univerſitätsſtadt iſt ein beſtändiges Kommen und Abgehen; alle drei Jahre findet man dort eine neue Studentengeneration; das iſt ein ewiger Menſchenſtrom, wo eine Semeſterwelle die andere fortdrängt, und nur die alten Profeſſoren ſtehen bleiben in dieſer allgemeinen Bewegung, unerſchütterlich feſt, gleich den Pyramiden Egyptens, — nur daß in dieſen Univerſitätspyramiden nicht immer Weisheit verborgen iſt.“

Aber dieſe Pyramiden der Gelehrſamkeit bringen es nicht zu ſo hohen Jahren, wie die jahrtauſendalten Baudenkmale, die das Proletariat des alten Nillandes für die Ewigkeit mit ſeinem Schweiß, Mark und Blut errichtet hat; ſie ſchwinden mit der Zeit, und war in ihnen viel Weisheit verborgen, ſo geht auch mit ihnen der Stern des Glanzes und Ruhmes für die Univerſität unter.

So war es damals, als Heine Göttingen bezog, mit

der Hochſchule an der Leine: die alten Vorfahren, d. h. die Heroen der Wiſſenſchaft, welche die Univerſität berühmtgemacht, waren abgetreten vom Schauplatze ihres Wirkens; die „alten Profeſſoren", die noch daſtanden aus den alten guten und großen Zeiten, gehörten dem ausſterbenden Geſchlechte der Dronten an, und der jüngere Anwuchs des Lehrerperſonals hatte ſelbſt noch nicht ſoviel an Zweig, Aſt und Laub errungen, um unter ſeinem Schatten gediegenes wiſſenſchaftliches Leben zu fördern und zu ſchützen. Göttingens Univerſität trug damals eine altväteriſche, hagere, naſerümpfende Ultraphyſiognomie zur Schau: ſeine ſteifen, pedantiſchen „Gelehrten Anzeigen" harmonirten mit ſeinen Grafentiſchen, die Freitiſche mit den Tiſchen der Hörſäle; denn beide brachten viel geſchmack- und kraftloſe Gerichte, unförderlich für Leib und Seele, für Körper und Geiſt.

Ueberhaupt begann für Deutſchlands Hochſchulen ſeit jenem Jahre, wo Heine nach Göttingen überſiedelte, eine nichts weniger als rühmliche Periode, die ſchier ein Jahrzehend dauerte. Berlin ſpreizte ſich in eingebildeter, gewichtiger, ſich ſelbſt rühmender Ueberlegen-

heit nebst seinen vornehmen Manieren und hegel'schen Jahrbüchern; Halle lag an seiner innern, rationalistisch-pietistischen Spaltung darnieder, seine Glieder zuckten gleichsam, berührt von geheimen Einwirkungen rigorösen Denunziantenthums; Jena laborirte an Unbedeutendheit, geld- und honorarwuchernder Kritik und brodneidischer Literaturzeitungs-Niederträchtigkeit; München hatte sich in die Harlekinsjacke der schroff- und buntgemischtesten Heterogenität wissenschaftlicher Prinzipien und Systeme gezwängt und Leipzig gefiel sich in seiner Freiheitsfiktion und seinem Ideenpseudoliberalismus. Nur in Breslau, Freiburg und Heidelberg regte sich ein freieres allseitigeres Streben, während Königsberg und die kleineren Universitäten kaum ein Lebenszeichen von sich gaben.

Kästner's und Lichtenberg's und Schlözer's Katheder waren leer; verschwunden war die Zeit, wo dort des Letzteren Ausspruch: „Publizität ist der Puls der Freiheit" als Universitätsmotto galt, und er durch seinen Staatsanzeiger und Briefwechsel alles in die Oeffentlichkeit brachte, besprach und kritisirte. Man verschlang beide periodische Zeitschriften, die ihm ein

reines Jahreseinkommen von 3000 Thaler einbrachten, und den Verleger, obwohl er 40 Thaler Honorar für den Bogen zahlte, reichmachten. Nie ist ein deutsches Journal von größerem Einflusse gewesen: Fürsten und Kabinete nahmen mehr als Notiz davon. Joseph II. und Georg II. schützten den Herausgeber gegen die Anfeindungen der kleinen Reichsfürsten und Prälaten, deren lichtscheues Thun und Treiben unerbittlich darin ans Licht gezogen ward, und Maria Theresia äußerte selbst einst, als ihre Minister ihr einen Gesetzvorschlag machten: „Was wird Schlözer dazu sagen?" — Nicht minder waren die Namen und Sterne Heyne, Spittler, Ständlin, Blumenbach, Gmelin, Ostander, Strohmeyer u. s. w. — ich wähle Namen aus allen vier Fakultäten — am Universitätshimmel Göttingens erloschen: der „alte Hugo" allein hatte sich noch aus der großen Zeit hinübergelebt; indeß zerfiel er damals schon zur Ruine. Heine promovirte zum Doctor juris utriusque am 20. Juli 1825 unter Hugo's Dekanate der juristischen Fakultät. Im Vergleich zu jenem alten Göttingen nannte sich das Göttingen während der Jahre 1813—1830 selbst das neue, welches indeß, am

Juſtemilieu der Intelligenz hangend, den Todeskeim in ſich trug. Die deutſchen Jahrbücher brachten ihrer Zeit (1841) Enthüllungen der Geheimniſſe und Aufſchlüſſe über die damaligen Zuſtände Göttingens und der „königlich hannover'ſchen Braminen.“ Man ſchrie über Profanirung, Impietät und Liebloſigkeit: indeß darf ſich die Wahrheit in jener geiſtvollen Schilderung auf Asmus, des wandsbecker Boten, Reime ſtützen:

„Die Wahrheit bleibt doch Wahrheit, wie ich ſehe:
Gut eingerieben — thut ſie wehe!“

Auch Heine erkannte bald die Zuſtände der Hochſchule, die er bezogen; er ſah hinter Vorhang und Kuliſſen, entdeckte Lampenlicht und Qualm und Schminke und falſches Haar — Puderperücke und Zopf und wedelnden Hundeſchwanz — und beklagte gar bald, daß er nicht in Bonn geblieben. Er ſchrieb mir darüber:

„Göttingen, 29. October 1820.

Mit zuſammengezogener Stirn und rollenden Augen war ich eben im Begriff, einen himmel- und höllezerſprengenden Fluch herauszudonnern, womit ich den dritten Akt meiner Tragödie (Almanſor, abgedruckt in

ſeinen „Tragödien“) ſchließen wollte, als ein königlich hannover'ſcher Poſtbeamte im Scharlachrock meine Stubenthür öffnete, und mir einen Brief von Dir übergab. Herzlich, recht herzlich habe ich mich da gefreut; erheitert, recht lebendig erheitert hat ſich mein ganzes Weſen; doch der Fluch, der hübſche Fluch iſt dadurch zum Teufel gegangen. Indeſſen der Schaden iſt ſo groß nicht, Heine kann nicht lange in einer ſeelenvergnügten Stimmung bleiben, und vielleicht ſchon die nächſte Stunde ſchickt mir einen Aerger an den Hals; die böſen Geiſter ſteigen wieder ins Haupt und beſagter Tragödienfluch bricht um ſo furchtbarer heraus.

Wirklich ſchon, während ich dieſe Zeilen ſchreibe, verfliegt allmälig meine vergnügte Stimmung; die alten Schmerzen begeben ſich wieder nach ihrer alten Kneipe, welche leider meine eigene Bruſt iſt, und dieſe ganze Familie Schmerz beginnt dort wieder ihr altes Treiben; die blinde Großmutter Wehmuth hör' ich trippeln, ein neugebornes Töchterchen hör' ich greinen. Fräulein Reue — ſo wird dieſe Kleine getauft, und in ihrem ewigen Gegreine unterſcheide ich die Worte: Du hätteſt in Bonn bleiben ſollen.

Das ſind ärgerliche Worte. Doch was hilft's, wenn ich ſie in allerlei Variationen nachgreine und die ganze Tonleiter durchſeufze! — Ich habe es ja nicht beſſer gewollt und war nicht viel klüger als der Junge, der zufällig ſeine Schuhe in den Rhein fallen ließ und aus Aerger ſeine Strümpfe denſelben nachwarf.

Ja, wie ſehr ich mich auch dadurch blamire, ſo will ich Euch doch ehrlich bekennen, daß ich mich hier furchtbar ennuyire. Steifer, patenter, ſchnöder Ton. Jeder muß hier wie ein Abgeſchiedener leben. Nur gut ochſen kann man hier. Das war's auch, was mich herzog. Oft, wenn ich in den Trauerweiden-Alleen meines paradieſiſchen Beuls*) zur Zeit der Dämmerung dämmerte, ſah ich im Verklärungsglanze vor mir ſchweben den leuchtenden Genius des Ochſens, in Schlafrock und Pantoffel, mit der einen Hand Mackeldey's Inſtitutionen emporhaltend und mit der andern Hand hinzeigend nach den Thürmen Georgias Augustas. Sogar die lauten Wogen des Rheines hatten mir alsdann oft mahnend zugerauſcht:

*) Dorf bei Bonn, wo ſich Heine die Ferien hindurch aufhielt.

Ochſe, deutſcher Jüngling, endlich,
Reite deine Schwänze nach;
Einſt bereuſt du, daß du ſchändlich
Haſt vertrödelt manchen Tag!

Klingt das nicht höchſt tragiſch? Wahrlich, es liegt ein ernſterer und ſchauerlicherer Sinn d'rin, als im Schwanengeſang der Sapphe des Herrn Grillparzer in Wien.

Dieſer Brief, wie Ihr an der Aufſchrift erſehen könnt, iſt an Euch Beide zu gleicher Zeit gerichtet; denn ich wüßte gar nicht, wie ich es anfangen ſollte, jedem von Euch privatim zu ſchreiben; ſintemal ich doch ſehr gut weiß, daß das, was ich dem Einen ſchreibe, dem Andern nicht gleichgiltig iſt. Wie ich bis zur Zeit meiner Abreiſe gelebt, was ich in Beul geſagt und geſungen, und wie ich mich noch zuletzt in Bonn herumgetrieben habe, wirſt Du gewiß ſchon an ——— erzählt haben; ich habe jetzt, bis auf einige Zeilen, den 3. Akt meiner Tragödie geſchloſſen. Das war der ſchwerſte und längſte Akt. Hoffentlich werde ich dieſen Winter die beiden übrigen Akte auch vollenden. Wenn das Stück auch nicht gefallen wird, ſo wird es doch wenigſtens ein großes Aufſehen erregen. Zu dieſes

Stück habe ich mein eignes Selbst hineingeworfen, mitsammt meinen Paradoxen, meiner Weisheit, meiner Liebe, meinem Hasse und meiner ganzen Verrücktheit. Sobald ich es ganz fertig habe, übergebe ich es ohne weiteres dem Druck. Es wird schon aufs Theater kommen — gleichviel wann. — Anstrengung hat mir das Stück schon genug gekostet. Und aufrichtig gesagt, ich fange fast an zu glauben, daß eine gute Tragödie zu schreiben viel schwerer sei, als eine gute Klinge zu schlagen; obzwar man in einer Paukerei auf den Schläger zwölf Gänge und in einer Tragödie nur fünf Gänge zu machen braucht. — Ich habe mich ganz an den Komment des Aristoteles gehalten und habe seine Mensur in Hinsicht des Orts, der Zeit und der Handlung gewissenhaft angenommen. — Ich habe ferner auch gesucht, etwas Poesie in meine Tragödie zu bringen; freilich nicht so viel als im Cervantes von Hofrath G. Döring. Ueber meine Gedichte nächstens. — Du siehst, mein guter Steinmann, daß ich gegen meine Gewohnheit viel auf einmal gedichtet habe. Von Dir hoffe ich dasselbe zu hören. Mit wie viel hundert Stanzen ist Deine Muse niedergekommen?

Sind die Kindlein wohlgestaltet? Schone nicht das kritische Amputirmesser, wenn's auch das liebste Kind ist, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein anderes Gewächschen mit zur Welt gebracht hat. Sei streng gegen Dich selbst; das ist des Künstlers erstes Gebot. Ich glaube, Dir hierin oft ein Beispiel gegeben zu haben. Mit unserm „Poeten" geht's, Gottlob, recht gut. Er hat bisher, wie Du weißt, mit der Muse in wilder Ehe gelebt, hat mit seinem Gassenmensch Demagogia manchen Wechselbalg gezeugt, und wenn er ja mal die echte Muse schwängerte, so hatte er bei solcher Schwängerung nie daran gedacht, ob er einen Knaben oder ein Mädchen, einen Mops oder eine Meerkatze wollte. Ich darf mich rühmen, daß ich ihn endlich in den heiligen Dom der Kunst geführt, seine Hand in die der wahren Muse gelegt und über Beide den ehelichen Segen ausgesprochen habe. Ich bin freilich nicht würdig genug, eine solche Weihe der Poesie auszuüben; — doch wo der Priester fehlt, da kann auch oft eine schlichte Hebamme die Nothtaufe verrichten. Wahrlich, lieber Steinmann, Du wirst vor Verwunderung die Augen aufsperren, wenn Du siehst,

welch ein tüchtiger Poet unſer „Poet" jetzt geworden iſt. Er hat meine Ermahnungen beherzigt und die oben angedeuteten zwei Hauptfehler: „das Dichten ohne dabei zu denken" und das foleniſche*) Kraftwortereſtren endlich abgelegt. Ich habe lange nichts ſo hübſches und zartes geleſen, wie eins ſeiner Sonette; ſeine Apologie des Nibelungenliedes enthält wahre poetiſche Schönheiten und ergreifende Stellen, endlich der Sonettenkranz, womit er des Freundes krankes Haupt umſungen hat, duftet und ſtimmert wie gold'ner Johannisberger in einem ſchöngeſchliffenen Kryſtallpokal. — Du weißt, ich lobe ſelten; aber wenn ich Grund zum Loben habe, ſo quillt es mir umſo unaufhaltſamer aus der Herzgrube. Ringe nur freudig und rüſtig, mein lieber Poet; den Lorbeer verdienſt Du, und daß man ihn Dir nicht vorenthalten ſoll, dafür laß nur mich ſorgen. Aber Du mußt mir auch folgen. Kümmere Dich nicht um bellende Hunde! Der Mond wird noch immer im ſelben Glanze leuchten, wenn längſt die Hunde verſtummt ſind, die ihn anbellen. Sein Goldſchimmer erſtreckt ſich über die ganze Erde.

*) C. Folen, der bekannte, in Amerika verunglückte Literat.

Aber wie weit erſtreckt ſich die Stimme eines Hundes? Ich habe mehrere Tage in Hamm zugebracht; dort habe ich auch endlich die perſönliche Bekanntſchaft von Dr. Schulz gemacht. Mit ſeinem Aſſocié habe ich mich auch ziemlich befreundet durch manchen vergnügten Spaziergang, den wir zuſammen machten. Recht gut bin ich von Beiden aufgenommen worden. Aber mein wunderſüßes Bräutchen, Fräulein Romantik, geborne Poeſie, hat ſich dort ſehr ennuyirt. Ich habe meinen Vorſatz aufgegeben, auf den Sandſteppen der Mark einige Blumen aus unſerm Poeſiegärtlein zu verpflanzen, und den Saamen derſelben dort wuchern zu laſſen; denn mit dem Unterhaltungsblatte iſt durchaus nichts anzufangen. Dr. Schulz hat gar keinen Sinn, vielleicht gar Abneigung für Gedichte, und Wundermann liebt nöthigenfalls nur Gedichte aus der Gleim'ſchen Schule. Ich habe zwar Deine Gedichte, welche Du mir mitgegeben, demſelben zugeſtellt, lieber Steinmann. Doch bei obiger Bewandtniß der Dinge zweifle ich nicht, daß es mit dem Abdruck ſehr ſaumſelig zugehen wird. — Wer weiß, ob mich nicht das Verlangen nach Euch, liebe Freunde, nächſten Sommer wieder

nach Bonn zurücktreibt. Denn ich zweifle nicht, Ihr werdet einer auf den andern wohlthätig gewirkt haben. Rousseau wird ſich an Steinmann's löbliche plaſtiſche Umriſſe gewöhnt haben und Steinmann an Rousseau's romantiſchen Farbenſchmelz und Wortfluß. Aber keiner ſoll ſich an der Eigenthümlichkeit des andern vergreifen. — Ich werde Euch nächſtens mehr ſchreiben über meine Studien, mein Poetiſiren, meinen Umgang ꝛc. Ich habe Dr. Hundeshagens ſämmtliche Aufträge richtig beſorgt, welches ich ihm nächſtens ſelbſt ſchreiben werde, da jetzt die Poſt abgeht und es zu ſpät iſt, noch etwas zu ſchreiben. — Denkt Euch, Hofrath Beneke iſt hier der einzige, welcher über altdeutſche Literatur lieſt, und nur (horribile dictu) 9, ſage neun Zuhörer hat. Zu dieſen gehört auch meine Wenigkeit. Wenn Hundeshagen im nächſten Sommer über Nibelungen leſen wird, ſo möchte mich dies wahrſcheinlich nach Bonn zurückziehn. Dir, lieber Steinmann, bemerke ich nur noch, daß ich deinen Brief erbrochen (in England ſteht der Galgen darauf) erhalten habe. Schreibe mir nur recht viel; ich hatte lange auf Briefe von dir gewartet, und erhalte nach ſo langem Warten nur wenige Zeilen.

Grüße mir alle unſere Freunde. Leb' wohl, ſonſt geht mir noch die Poſt ab. Schreibt, ſchreibt, ſchreibt bald!

H. Heine.

Dieſer Brief führt uns mitten in Heine's Göttinger Leben hinein; wir ſehen ihn am Tiſche auf ſeiner „Kneipe" ſitzen und an ſeiner Tragödie Almanſor fördern; wir hören ihn klagen und bereuen, daß er Bonn verlaſſen hat und das göttinger Studentenleben ſchelten und tadeln. Ich hatte bei ihm angefragt, wie es mit der bereits in Bonn vorbereiteten Herausgabe ſeiner im Manuſkript ganz zum Druck fertig liegenden Gedichte ſtehe; er ertheilt darüber in den Paar Worten: „Ueber meine Gedichte nächſtens" eine ausweichende Antwort; weshalb — wird ſpäter klar werden. Nach den Vorſchriften, die er mir und Rouſſeau „de arte poetica" gibt, kommt er auf ſeine Reiſe von Bonn nach Göttingen durch Weſtfalen und ſein Zuſammenleben mit Dr. Schulz, dem Herausgeber des weſtfäliſchen Anzeigers, und dem Buchhändler Wundermann während ſeines Aufenthalts zu Hamm zu ſprechen und ſchließt mit der Klage über Mangel an Docenten im Fache der altdeutſchen Literatur.

„Jeder muß hier wie ein Abgeſchiedener leben.“ Und das that auch er, indem er nur mit wenigen, wie er zum Theil auch in Bonn gepflogen, verkehrte; indeß war ſein Umgang und Zuſammenleben hier in Göttingen noch beſchränkter wie dort. Bonn, kaum gegründet, zählte nicht mehr als 700, das „alte“ Göttingen faſt 1000 Studenten: die Namen Hugo, Eichhorn, Heeren, Bouterweck, Blumenbach, Langenbeck u. ſ. w. „zogen;“ nirgends haben aber die offiziellen Vertreter der deutſchen Wiſſenſchaft in der damaligen wie auch in der ſpäteren, für Staat, Kirche und Wiſſenſchaft ſo gewichtigen und ſtrebenden Zeit geringere Thätigkeit und Theilnahme an den großen Fragen des Tages an den Tag gelegt als grade die Profeſſoren Bonn's und Göttingen's. Das lehrende Element beider Univerſitäten ſtereotypirte ſich in engſter ſtabiler Beſchränkung auf ſeinen amtlichen Wirkungskreis, auf die normalen Vorleſungen: es — las. Das lernende Element Bonn's lebte in der „Burſchenſchaft“, das Göttingen's in den „Landsmannſchaften“, nach althergebrachter Weiſe der deutſchen Hochſchulen dort von jeher adoptirt. Die hannoverſche Polizei war darnach der amtlichen Mühe

überhoben, acht zu haben auf jeden — wie Heine ſang — „Pfeifenkopf mit ſeinen ſchwarz-roth-goldnen Quaſten.“ Ueber Heine's Verkehr mit Waldeck in Berlin, dem bekannten Obertribunalsrath, und einigen anderen gleichgültigen Kommilitonen in Göttingen habe ich ſchon früher anderswo geſprochen.*) Heine ſelbſt charakteriſirt ſie in dem nachfolgenden, an mich gerichteten Briefe, der außerdem über ein Begebniß berichtet, welches auf Heine's ganzes ferneres Leben und geiſtige Richtung von den bedeutendſten Folgen war. Zunächſt wurden dadurch ſeine Reiſebilder und unter ihnen ſeine „Harzreiſe“ ins Leben gerufen, wiewohl er wegen der Winterzeit nur kurz und ſchnell durch den Harz flog, was ihn indeß veranlaßte, ſpäter ihn mit Muße zu durchwandern. Eine niedliche Zeichnung von Lyſer's Hand und Heine'n von ihm geſchenkt, eine Scene aus der „Harzreiſe“ iſt noch vorhanden; Heine ſelbſt ſitzt darin auf einem Stuhle in luftiger Wanderertracht nachläſſig in der Hütte des harzer Bergmanns, das Ränzlein nebſt Harzſtock am

*) Waldeck, ein Lebensbild für das Volk in Erinnerungen und Erlebniſſen, geſchildert von Fr. Steinmann. Berlin 1849.

Boden; der Alte hockt halb abgewendet mit ſeinem ſpinnenden Weibe am Fenſter und ſpielt die Zither. Der Mond ſchaut in das Kämmerlein; zu Heine's Füßen liegt das junge Bergmannstöchterlein, auf dem Fußſchemmel knieend, und ſpricht zu ihm die Worte, die Heine ſelbſt unter die Zeichnung geſchrieben:

Daß du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir ſchwer.
Dieſes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

Heine's Brief iſt folgender:

Göttingen, 4. Februar 1821.

Staune! ſtaune! ſtaune! — Ich habe hier das Consilium abeundi erhalten! —

Ich habe wegen allerlei Mißhelligkeiten ſchon ſeit 3 Monaten in beſtändiger Unruhe gelebt, ward von manchem fatalen Pech heimgeſucht, und wurde endlich vorige Woche

wegen Uebertretung der Duellgeſetze

auf ein halb Jahr conſiliirt. Nur unter dem Vorwand, daß ich zu krank ſei, das Zimmer zu verlaſſen, hat man mir's erlaubt, noch einige Tage hier zu bleiben.

An — — — kannſt Du dieſe Nachricht zeigen, aber Du mußt ihm erſt das Wort abnehmen, daß er ſie nicht weiter plappert. Denn die dortigen Düſſeldorfer würden es erfahren und nach Hauſe ſchreiben; dadurch erführe es auch meine Familie, welches ich vermeiden will. Du kannſt Dir jetzt meine Verdrießlichkeit wohl vorſtellen; ſehnſüchtig Spieße*) von Haus erwartend, Papiere aufräumend, gezwungen das Zimmer zu hüten, ſo ſitze ich ſchon den ganzen Morgen und ſchrieb ſo eben Jemand ins Stammbuch:

Selig dämmernd, ſonder Harm,
Liegt der Menſch in Freundes Arm,
Da kommt plötzlich wie's Verhängniß
Des Conſiliums Bedrängniß
Und weit fort von ſeinen Lieben
Muß der Menſch ſich weiter ſchieben.

Aber wohin ſoll ich mich ſchieben? Nach Bonn gehe ich, Verhältniſſe halber, auf keinen Fall zurück. Ich erwarte, daß man mir von Haus die Univerſität beſtimmen wird, wohin ich mich begeben ſoll. Wahr-

*) Gelder.

ſcheinlich wird es Berlin ſein. Ich werde Euch dieſes näher anzeigen.

Mit Vergnügen ſehe ich, daß Du Dir die Schuhe mit eiſernen Nägeln beſchlagen haſt, um beſſer den Helikon zu erklimmen. Ich habe mit herzlichem Wohlbehagen Deine überſandten dramatiſchen Proben geleſen und abermals geleſen. Doch daß Du mein Urtheil über dieſelben verlangſt, ſetzt mich in Verlegenheit.

Ich kenne zu gut die Menſchen im Allgemeinen, um nicht zu wiſſen, daß man nur Lob erwartet, wenn man auch allerdemüthigſt um die ſtrengſte Beurtheilung bittet, daß man doch im Herzen letztere ungerecht anſieht, wenn ſie tadelnd oder ganz zermalmend ausfällt, und daß, wenn man auch den ehrlichen Beurtheiler deswegen juſt nicht haſſen wird, man ihn doch deshalb nicht noch deſto mehr lieben wird. Denn die Menſchen ſind die eitelſten unter allen Kreaturen, und die Poeten ſind die eitelſten unter allen Menſchen. Wer die Eitelkeit eines Poeten beleidigt, begeht daher ein doppeltes Majeſtätsverbrechen.

Das iſt eben mein Wahnſinn, und das macht mich

eben allgemein verhaßt, daß ich jene Erfahrung kenne und doch nicht anwende. — Aber ich ſehe es Dir an, guter Steinmann, Du haſt mich beim Rock erfaßt, und beſtehſt drauf, daß ich mich über Deine Dramen ausſprechen ſoll. Ich will es mit wenigen Worten; aber vorher will ich, da Du es doch dringend verlangſt, über meine eigne Tragödie ſprechen.

Ich habe mit aller Kraftanſtrengung daran gearbeitet, kein Herzblut und keinen Gehirnſchweiß dabei geſchont, habe bis auf einen halben Akt das Ganze fertig, und zu meinem Entſetzen finde ich, daß dieſes von mir ſelbſt angeſtaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein keine gute Tragödie iſt, ſondern gar nicht mal den Namen einer Tragödie verdient. — Ja — entzückend ſchöne Stellen und Scenen ſind drin; Originalität ſchaut überall draus hervor; überall funkeln überraſchend poetiſche Bilder und Gedanken, ſo daß das Ganze gleichſam in einem zauberhaften Diamantſchleier blitzt und leuchtet. So ſpricht der eitle Autor, der Enthuſiaſt für Poeſie. Aber der ſtrenge Kritiker, der unerbittliche Dramaturg trägt eine ganz anders geſchliffene Brille, ſchüttelt den Kopf, und erklärt das

Ganze für — eine schöne Drathfigur. Eine Tragödie muß draſtiſch ſein — murmelt er, und das iſt das Todesurtheil der meinigen. — Hab' ich kein dramatiſches Talent? Leicht möglich. Oder haben die franzöſiſchen Tragödien, die ich ſonſt ſehr bewundert habe, unbewußt ihren alten Einfluß ausgeübt? Dies letztere iſt etwas wahrſcheinlicher Denke Dir, in meiner Tragödie ſind alle drei Einheiten höchſt gewiſſenhaft beachtet, faſt nur vier Perſonen hört man immer ſprechen, und der Dialog iſt faſt ſo preziös, geglättet und gerundet wie in der Phèdre oder in der Zaire. Du wunderſt Dich? Das Räthſel iſt leicht gelöſt: ich habe verſucht auch im Drama romantiſchen Geiſt mit ſtreng plaſtiſcher Form zu verbinden. Deshalb wird meine Tragödie ein gleiches Schickſal haben mit Schlegels Jon, nämlich weil letztere ebenfalls in polemiſcher Abſicht geſchrieben iſt.

Nach Deinen Probeſzenen zu urtheilen, glaube ich nicht, daß Deine Dramen dieſen Fehler haben werden. (Von der Ueberſchrift dramatiſches Gedicht nehme ich keine Notiz; ſo etwas beſticht mich nicht.) Wenigſtens wirſt Du wirkliche Tragödien hervorgebracht haben.

Doch ob auch gute? Das iſt die Frage — ſagt der Kronprinz von Dänemark. Ich zweifle. Vielleicht liegt's an den vierfüßigen Trochäen, die mir überall unausſtehlich ſind in einem Drama. Vielleicht aus Vorurtheil, nur den fünffüßigen Jambus laſſe ich dort gelten. Doch dürfen dieſe nicht reimen; höchſtens in ganz lyriſchen Stellen, wie z. B. das Geſpräch von Romeo und Julie, durchaus nicht in ruhig gehaltenen Expoſitionsſzenen, wie in Deiner Anna von Cleve. Der Anfang von letzterer gefällt mir ganz unbändig. In metriſcher Hinſicht finde ich die Jamben weit beſſer, als ich Dir zugetraut. Verbanne nur das holprige Trochäengeſindel mit ihren Flickwortskrücken, wie z. B. das oft eingeflickte Wörtchen „hold", dem ich, wie Du weißt, durchaus nicht hold bin. Die poetiſchen Bilder in jenen zwei Proben ſehen aus wie König Pharao's magere Kühe. Was mich am meiſten bei Dir wundert, iſt, daß alles den Charakter der Flüchtigkeit trägt. Arbeite die Anna von Cleve fertig. Ich glaube, Du könnteſt ſie auf die Bühne bringen, wenn Du Anſpielungen auf den Prozeß der jetzigen Königin von England einwebteſt. Studire jenen Prozeß. Aber über-

haupt sei streng gegen Dich selbst. Dieses ist bei jungen Dichtern nicht genug anzuempfehlen. Lieblich singt der persische Goethe, der herrliche Sadi:

Streng sei gegen Dich selbst. Beschneide die üppigen Reben,
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

Aber besonnene Strenge gegen sich selbst ist ganz etwas anderes als das unbesonnene Gedichte-auto-da-fé eines wahrscheinlich Besoffenen. Indessen ich kenne zu gut das Gemüth des Dichters, um nicht zu wissen, daß ein Poet sich weit eher die Nase abschneidet, als daß er seine Gedichte verbrennt. Letzteres ist nur ein stehender Ausdruck für Beiseitelegen. Nur eine Medea kann ihre Kinder umbringen. Und müssen nicht Geisteskinder uns viel theurer sein als Leibeskinder, da letztere oft ohne sonderliche Mühe in einer einzigen Nacht gemacht werden, zu erstern aber ungeheure Anstrengung und viel Zeit angewendet wurde? — Wie hat Dir des Poeten Gedicht über die Nibelungen gefallen? Ich habe es vor einigen Tagen gedruckt erhalten, und kann mich nicht satt daran ergötzen. Ich habe es wenigstens schon 20 Mal laut vorgelesen und die Schönheiten desselben

mit gewaltig kritiſcher Miene entwickelt. Den rheiniſch-weſtfäliſchen Almanach habe ich hier nicht erhalten können. Was macht der „Poet“? Hätt' ich ihn nur wieder in den Klauen! Und was machſt Du? Ich ſpreche jetzt ſehr oft von Dir mit Deinem Freunde — — — Viel Vergnügen hat mir die Bekanntſchaft des letztern gemacht. Er iſt ein herzlich guter Junge. In ſeinen Gedichten ſpielen zwar die alten heidniſchen Götter die Hauptrolle, und die ſchöne Daphnis iſt ſeine Heldin; doch haben ſeine Gedichte etwas klares, reines, beſtimmtes, heiteres. Er hat mit ſichtbarem Vortheil ſeinen Goethe geleſen, und weiß ziemlich gut, was ſchön iſt. Sein Hauskamiſol Waldeck iſt ein ſehr guter Poet, und wird mal viel leiſten. Ich habe durch Wort und Beiſpiel beide tüchtig angeſpornt, habe denſelben meine Anſichten über Poeſie faßlich entwickelt, und glaube, daß wenigſtens bei letzterem dieſer Saame wuchern und gute Früchte tragen wird. — Erzähle mir doch frei, welche Studenten in Bonn katholiſch geworden ſind?*)

*) Es waren die Gebruder Goßler, von denen der eine zur Zeit Franziskanermönch zu Paderborn iſt.

Nun muß ich endlich doch in einen ſauern Apfel beißen und Dir ſagen, wie es mit meinen Gedichten ſteht. Du thuſt mir Unrecht, wenn Du glaubſt, daß ich an der Verzögerung der Herausgabe ſchuld bin. Ich habe dieſelben von Brockhaus zurückerhalten mit der äußerſt zierlichen und höflichſten Antwort: daß er gar zu ſehr in dieſem Augenblick mit Verlagsartikeln überladen ſei. Ich will jetzt ſehen, daß ich ſie irgend anders unterbringe. Es iſt dem großen Goethe ebenſo gegangen mit ſeinem erſten Produkt. Frage mal den Poeten, ob er Rath weiß? Meine Tragödie werde ich trotz ihrer Mängel dennoch drucken laſſen. Lebe wohl!

H. Heine,

St. Juris.

Ich werde wahrſcheinlich übermorgen abreiſen. Nicht nach Berlin. Ich will eine Fußreiſe nach dem Harz machen. Du und der Poet, Ihr könnt mir daher nicht eher ſchreiben, bis ich Euch nochmals geſchrieben habe. Dies ſoll in vier Wochen geſchehen.

Durch das verhängte Concilium abeundi eröffnete ſich nach obigem Briefe für Heine die Ausſicht, Göttingen mit Berlin zu vertauſchen, die ſich auch ſchon bald darauf verwirklichte; die Kritik, welche der Brief über ſeine Tragödie Almanſor enthält, erſchöpft alles, was darüber als Drama zu ſagen iſt, und trifft den Nagel auf den Kopf. Aber ſeine Vorzüge, die es als Gedicht enthält, hat der Dichter ſelbſt gar nicht gewürdigt. Ich komme darauf zurück in dem Lebensabſchnitte Heine's, wo die Veröffentlichung desſelben durch den Druck ſtattfand.

Schließlich löſt der Brief das Räthſel des Nichterſcheinens ſeiner Gedichtſammlung, deren Verlagsannahme der Buchhändler Brockhaus in Leipzig, der den Werth dieſes deutſchen, ſo reichen Liederſchatzes nicht zu würdigen wußte, abgelehnt hatte. Als Heine kurz darauf Auszüge aus der Sammlung unter dem Titel: „Poetiſche Ausſtellungen" im Berliner Geſellſchafter von Gubitz veröffentlichte, jauchzte dem jungen neuen Dichter ganz Deutſchland Hoſiannah jubelnd zu, und der Verleger war gar bald in einem Verlagsbuch-

händler Berlins gefunden. Der Name H. Heine erklang von dem Gestade der Ostsee bis zur Wüste Adria's im vollsten Tone.*)

---

*) Die Anwesenheit der Sängerin Catalani in Göttingen kurz vor seinem Abgange von dort veranlaßte Heine zu einem Artikel in glänzendem humoristischen Style; er ist in meinem Besitz und wird in der von mir zu veranstaltenden Sammlung seiner ungedruckten Schriften seine Stelle finden.

Bibl. Univers. Inns.

Berlin.

1821—1825.

(Harz. Hamburg. Posen. Heiligenstadt. Göttingen.)

Berlin iſt ein großes Krähwinkel — ſagt Heine von der Hauptſtadt des „Staates der Intelligenz“, — in allen großen Städten findet man ein Volk, in Berlin nur Gebildete und Pöbel; daher kein Volksſinn, keine Volksfeſte, keine Volksbühne in Berlin. Der Schein gilt am meiſten, was ſchon die berliner allgemeine Redensart andeutet: Man ſo dubn! (Nur ſo thun!) Der Berliner iſt wohlthätig, aber er gibt mit dem Kopfe, nicht mit dem Herzen: Berlin iſt das unendliche Thränentuch, welches oft und ſtets willig die Thränen des Unglücks trocknet. An Vereinen fehlt es nicht in Berlin, wohl an Vereinigung.

Saphir charakteriſirte Berlin im Vergleich zu Wien höchſt treffend mit einer Straßenſzene in beiden Reſidenzen. Er ſagt: Zwei Straßenjungen zu Wien raufen ſich in der Himmelspfortſtraße: es verſammelt ſich eine Menge Menſchen, bemüht, ſie auseinanderzubringen.

Sie ſagen: Na, Buabua, ſeid's geſcheidt! Gibt's a Friad! (Frieden) Ihr Schlanken, ſeid ruawi! (ruhig) In Berlin balgen ſich in der Königsſtraße zwei Straßenbuben. Leute verſammeln ſich und hetzen beide Jungen noch mehr aneinander. Der eine ruft: Halten man feſt! Der andere ſchreit: Jib dem Racker man eens uf's Oberkapitolium! Man zu! Druf los! u. ſ. w. Und ſo adelt ſich das ähnliche Benehmen bis zu den Kunſt- und literariſchen Straßenbuben hinauf.

Jede Stadt hat wie jeder Menſch ſein Steckenpferd. Damals, wie Heine von Göttingen dahin überſiedelte, war das Theater das große Schaukelpferd, worauf das große Berlin kindiſch ritt und die tollſten Kavalkaden verübte: der Generalintendant der Schauſpiele war nach dem Könige der erſte Mann in Berlin; über Schauſpieler und Sängerinnen dachte, ſprach und ſchrieb jeder, je nachdem ihm Hirn, Zunge und Feder gewachſen. Ohne Theater wäre damals Berlin geweſen wie eine Börſe ohne Geld; aber es koſtet viel Geld: mit den Koſten, welche aufgewendet wurden, eine ephemere Oper in Szene zu ſetzen oder ein Ballet, worin die Tänzerin — „Goethe tanzte," wie ein über-

ſchwänglicher Balletkritiker an der Spree einſt von Fanny Elsler ſagte, könnte man eine Kirche bauen für Jahrtauſende. Die Beſoldungen der Schauſpieler, Sängerinnen und Fußkünſtlerinnen des Hoftheaters waren beiſpiellos; man hätte damit ein ganzes Armeekorps auf dem Kriegsfuße erhalten können; die Gage des Generalmuſikdirektors ſtand dem Gehalte eines Oberpräſidenten gleich; die Bühnenkünſtler rangirten in ihrem Dienſteinkommen mit den Präſidenten der Landesbehörden. Gute Tänzerinnen galten mehr als gute Miniſter, obwohl dieſe mit dem Kopfe arbeiten ſollen, jene nur mit den Füßen. Die Opernmanie graſſirte wie ſpäter die Cholera; an der Opernſucht litt ſchon damals die berliner Bühne, aber nicht der Komponiſt, ſondern der Deforationsmaler, der Garderobeſchneider und dergleichen Leute hatten Geltung und lockten durch ihre „Werke" in Logen und Parterre, die überfüllt waren, wenn in Spontini's Cortez die Elefanten aufmarſchirten nach dem Takte der Ambosmuſik — ein probates Surrogat der Poſaunen am Tage des jüngſten Gerichts zur Auferweckung der Todten aus den Gräbern. Ein Perſonal von mehreren Hunderten bis

zum Statiſten, Zettelträger und Lampenputzer hinunter und ein jährliches Koſtenbudget von mehreren Hunderttauſenden waren die Wunderkraft, welche die „Metropole der Kunſt und Wiſſenſchaft" in Deutſchland zu Zeiten in ein Irrenhaus zu verzaubern ſchien.

Ende Februar oder im Beginne des Märzmondes 1821 betrat Heine das „Straßenpflaſter der ſtaubigen Reſidenz" zum erſtenmale, den Boden, auf welchem im Reiche der Wiſſenſchaft und Kunſt von jeher bedeutendes wie werthloſes gediehen, auf welchem das bedeutendſte wie werthloſeſte von jeher überſchätzt ward — eine Erſcheinung, wie ſie ſich in andern Städten nirgend in ſo auffallendem Grade jemals gezeigt hat. Als Heine ſich dort „Studirens halber" niederließ, graſſirte gleichſam choleraartig in der ganzen Reſidenz durch alle Schichten der Geſellſchaft die Freiſchützopernwuth, in gewiſſen Kreiſen daneben die Goethevergötterungsmanie (— „Goethekultus" nach der äſthetiſchen Bezeichnung —) und auf dem Gebiete der periodiſchen Preſſe Berlins die beiſpielloſeſte Korruption und geiſtige Erbärmlichkeit. Daran reihte ſich ſpäter der Enthuſiasmus für die

königsstädter Bühne und was daran hing, Saphir, seine Erfolge und seine journalistischen Kalametagen und das Sontagsdelirium, worein die Sängerin Sontag, spätere Gräfin Rossi, die ganze Stadt versetzte. Clauren und Stebely beschlossen den Zyklus.

Die Schwärmerei für Weber's Oper hat niemand besser gegeißelt als Heine. „Wie man in Goethe's Elegien — schrieb er — die armen Britten von dem Liede: Malborough s'en va-t-en guerre durch alle Länder der Welt verfolgt sieht, so werde auch ich früh Morgens bis spät in die Nacht durch das Lied vom Jungfernkranz verfolgt. Bin ich mit noch so guter Laune des Morgens aufgestanden, so wird doch gleich meine ganze Heiterkeit fortgeärgert, wenn schon früh die Schuljugend, den Jungfernkranz zwitschernd, an meinem Fenster vorbeizieht. Kaum eine Stunde nachher steht die Tochter meiner Wirthin mit ihrem Jungfernkranz auf. Ich höre einen Barbier mit dem Jungfernkranz die Treppe hinaufsteigen; die kleine Wäscherin kommt mit dem „Lavendel, Myrth' und Thimian." So gehts fort — mein Kopf dröhnt, ich halt's nicht aus, eile aus dem

Hauſe und werfe mich mit meinem Aerger in eine Droſchke, damit ich durch das Rädergeraſſel nicht ſingen höre. Ich ſteige aus. Iſt das Fräulein zu ſprechen? Der Diener läuft. Ja. Die Thür fliegt auf: die Holde ſitzt am Pianoforte und empfängt mich mit einem ſüßen

Wo bleibt der ſchmucke Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten.

Sie ſingen wie ein Engel! rufe ich mit krampfhafter Freundlichkeit. Ich will nochmals von vorn anfangen — lispelt die Gütige, und ſie windet wieder ihren Jungfernkranz und windet und windet, bis ich mich ſelbſt vor unſäglichen Qualen wie ein Wurm winde, und vor Seelenangſt ausrufe: Samiel, hilf! Und Samiel hilft. Die beſtürzte Donna hält plötzlich ein mit dem räderuden Geſang und lispelt: Was fehlt Ihnen? — Es iſt pures Entzücken — ächze ich mit forcirtem Lächeln. Sie ſind krank — lispelt ſie — geben Sie nach dem Thiergarten. Ich greife nach Hut und Stock, küſſe der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen ſchmachtenden Paſſionsblick zu, ſtürze hinaus und — bin erlöſt."

Doch die Freude der Erlöſung hatte nicht lange Dauer. Hören wir ihn weiter: —

„Ich ſteige in die erſte beſte Droſchke, rolle nach dem brandenburger Thore, ſteige aus und laufe hinein in den Thiergarten. Da — erklirren plötzlich ſchnarrende Harfenſaiten und eine Altweiberſtimme quäkt: Wir winden dir den Jungfernkranz. Und nun verläßt mich das vermaledeite Lied den ganzen Tag nicht. Die ſchönſten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich am Tiſche ſitze, wird es mir vom Sänger Heinſius als Deſert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit der „veilchenblauen Seidenſchnur" gewürgt. Dort wird der Jungfernkranz von einem Lahmen abgeorgelt, dort von einem Blinden heruntergefidelt. Am Abend geht der Spuk erſt recht los. Das iſt ein Flöten und ein Gröhlen und ein Fiſteliren und ein Gurgeln — und immer die alte Melodei. Das Kasparlied und das Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminirten Studenten oder Fähnrich zur Abwechslung in das Geſumme hineingebrüllt; aber der Jungfernkranz iſt permanent; wenn der eine ihn beendigt hat, fängt ihn der andere wieder von vorn an; aus allen

Häuſern klingt er mir entgegen; jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen, ja — ich glaube faſt: die Hunde auf der Straße bellen ihn."

„Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich Abends mein Haupt auf den Schoß der Geliebten, ſie ſtreichelt mir zärtlich das borſtige Haar .... und die Unglückſelige ſingt: Wir winden dir den Jungfernkranz. In wahnſinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichſten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hauſe, werfe mich knirrſchend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln und hülle mich tiefer in die Decke." — —

Der „Goethe-Kultus" in wahrhaft lächerlichen Extremen, die Goethe-Abgötterei war damals einer der Haupttöne in dem ewigen Dacapo und Einerlei des berliner Reſidenzlebens und ſeiner „begabteren" Kreiſe. Nirgends in ganz Deutſchland war dieſer moderne Götzendienſt in größerem Schwunge als hier: er war ſchier der St. Simonismus Berlins, der eine nicht unbedeutende Gemeinde zählte. Der alte Herr in Weimar, der zwar Weihrauch und Lobqualm in ſeinem

Leben nie verſchmähte, ſchüttelte ſelbſt bedenklich das Haupt und brummte in den greiſen Bart in ſeinen zahmen Xenien:

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?
Ich weiß nicht, ob ich,
Ob die Andern verrückt ſind!

Die damals dort exiſtirende ſ. g. Mittwochsgeſellſchaft — man parodirte den Namen in „Mittwochsgeſellſchaft" — war der Apoſtelverein, von welchem dieſe Neulehre ausgehen ſollte in alle Welt. Varnhagen ſtand als Hauptapoſtel und Erzprieſter an der Spitze, der Jünger, den der Meiſter liebgewonnen durch ſein „bejahendes Entgegenkommen", wie Letzterer ſelbſt ſich treffend ausdrückte, und die berliner Journale und Zeitungen wurden als Miſſionsblätter benutzt. Ein zweiter Jünger nach jenem berliner „Johannes" war der Geheimrath Schultz, der in gedachter Gemeinde bei Gelegenheit der Geburtsfeier ihres Herrn ein Poem zum Beſten gab, welches begann:

Ich wollt', ich wär ein Fiſch,
So wohlig und friſch

Und ganz ohne Gräten,
So wär' ich für Goethe'n
Gebraten am Tiſch,
Ein köſtlicher Fiſch (!!)

Und als der Meiſter ſtarb, da heulten die berliner Goethiſten wie gedungene römiſche Leichenweiber, ohne ſich indeß die Haare auszuraufen wie dieſe. Aber es jubelten darob die Würmer der Erde und die berliner Journaliſten, denn Goethe's Tod bereitete ihnen ein Feſtmahl; auf Monate lang wurden die Journalreſtaurationen Berlins nur mit Gerichten von und über Goethe reich beſetzt, und Reliquien jeder Art von ihm — Wäſchezettel und Theeeinladungen nicht ausgeſchloſſen — aufgetiſcht. In den Setzkaſten aller Buchdruckereien mangelte es an den ſechs Buchſtaben Goethe, die Setzer rangen verzweiflungsvoll die Hände, die Buchdruckerherren ſtampften vergeblich den Boden, ſie vermochten ſie ebenſowenig mit den Füßen hervorzuſtampfen wie Wallenſtein — Armeen; eine wahre Hungersnoth nach dieſen Buchſtaben herrſchte; eine Noahsſündfluth von Klagen, Oden und Elegieen — gereimt und ungereimt zugleich — brach von Berlin

aus über ganz Deutſchland herein, und es währte lange, ehe ſich dieſe poetiſchen (?) Waſſer verliefen. Man rannte wie vom Böſen beſeſſen durch die Straßen, und keiner vermochte den Teufel auszutreiben; man ſah ſie einzeln wie in ganzen Haufen unter den Linden berſtürmen: der Tod Goethe's brachte ſie um ihre ſchönſte, luſtigſte Feier, des Geburtstags im Auguſt, mit gutem Wein, fetten Biſſen, lautem Jubel, geſegnetem Appetit, donnernden Toaſten und — ſchlechten Reimen.

„Der unſterbliche Goethe iſt geſtorben" — las man in einem berliner Journal. O deutſcher Unſterblichkeitstod! O deutſche Journaliſten-Eſelei! „Goethe's Leichenbegängniß iſt Sache der Nation! heulte Kuhn's Freimüthiger. Goethe's Ich war ſeine Welt, Gold und Lorbeer ſein Gott, zu beidem hat die deutſche Nation gehörig contribuirt. Das iſt eine Wahrheit; denn er ſelbſt ſagt:

Mit unſeren wenigen Gaben,
Haben wir redlich geprahlt.
Und was wir dem Publikum gaben,
Das hat es uns tüchtig bezahlt.

Wie feind Heine dieſer Tollheit war, mit welchem Maaßſtabe er Goethe ſelbſt maaß, das weiß Jeder, der ſeine Schriften geleſen. Er verkehrte mit den erſten Apoſteln des Goethismus, aber man bekehrte ihn trotz vielfacher angewandter Mühe und heiligen Eifers nicht. Die Journaliſtik Berlin's ſtand während Heine's Aufenthalt in Zenith der geiſtigen Erbärmlichkeit und beiſpielloſeſten Korruption. Sie zählte damals grade ſoviel Blätter als Wochen im Jahre vom alten Freimüthigen bis zur jüngſten Ephemere hinunter. Dieſe literariſchen Droſchken Berlin's ſympathiſirten mit den wirklichen Droſchken, ſie waren unbeholfen, langſam, hölzern und raſſelten lärmend daher; die reſidenzſtädtiſchen Droſchkenfahrer der Journaliſtik glichen wie ein Ei dem anderen den wirklichen Droſchkenkutſchern, kurz das ganze Fuhrweſen, ſowohl der Zeitſchriften als Droſchken, der Reſidenz lag im Argen — ein wahrer Augiasſtall von alten Uebelſtänden, verjährt-geheiligten Mängeln und tief eingewurzelten Makeln, des aufräumenden Herkules harrend.

Die Berliner Literatur entfaltete eine gewaltige Herbſtthätigkeit: die Anekdotenkrämer und literariſchen

Beſenbinder — Karl Müchler an der Spitze —, die Korreſpondenzſchmierer, die Novitätenplaudermäuler und Theaterrezenſionenſchreiber, die Fabriküberſetzer aus dem franzöſiſchen, die Kunſtſtaarmatze — kurz das ganze berliner in Journalen und für die Bühne ſchreibende Corps pfiff und piepte, das Bücherfabrikhandwerk hatte goldenen Boden neben Hegel, Raumer und dem Rundenſänger des großen Kurfürſten in der Neujahrsnacht — Friedrich Förſter. Das waren die Früchte in der Reſidenz-Oaſe der Markwüſte Sahara, das die Aſtern des berliner literariſchen Herbſtes jener Zeit. Auf dieſen Steckenpferden trabte und galoppirte die Bevölkerung einer Stadt von vielen tauſend Einwohnern.

Die Univerſität Berlin's, gleich der Hochſchule am Rhein, von Friedrich Wilhelm III. gegründet, reich fundirt und glänzend ausgeſtattet, hatte viele bedeutende Namen neben vielen „kleinen Göttern" aufzuweiſen. Ein genaueres Eingehen in ihre Zuſtände und Geſtaltungen jener Zeit iſt hier nicht am Orte, da Heine, obwohl ein rite immatriculatus Commilito derſelben, doch mehr außerhalb ihrer Bezüge in andern Kreiſen

ſich bewegte, und auf das in Bonn wohl erworbene Prädikat eines fleißigen Bruder Studio hier keinen Anſpruch machte.

Zunächſt war es ſeine äußerſt bedeutende Produktivität, die ihn vom Studium ſelbſt abzog; nicht minder hielten ihn davon ferne die vielfachen Bezüge zu anderen Perſönlichkeiten, Zuſammenkünften und Vereinen, deren Beſchäftigung Kunſt und Wiſſenſchaft waren, die Zerſtreuungen, die eine Reſidenz bietet, während an einem kleineren Univerſitätsorte es an derartigen Hemm- und Hinderniſſen mehr oder minder ganz fehlt, beſonders in Bonn und Göttingen, welche Beide damals in der ganzen deutſchen Univerſitätswelt in dem Rufe ſtanden, daß daſelbſt „tüchtig geochſt" werde.

Das erſte Lebenszeichen, welches ich von Heine aus Berlin erhielt, war ein Brief von ihm, gegen 6 Wochen nach ſeinem dortigen Eintreffen geſchrieben. Er ſchrieb:

Berlin, 10. April 1821.

Lieber Steinmann!

Ich weiß nicht, wer von uns Beiden noch mit einem Briefe im Rückſtande iſt. Sollte ich es ſein, was auch

ſehr wahrſcheinlich iſt, ſo habe die Güte mich zu entſchuldigen.

Was du auch erdenken magſt, das mich entſchuldigen könnte, ſo wirſt du leider immer die Wahrheit treffen. Aergerliche Stürme, Verluſt des Allerliebſten, Krankheit und Unmuth und dergleichen ſchöne Dinge mehr ſind ſeit zwei Jahren die hervorragendſten Punkte in dem Leben deines Freundes. Ich tröſtete mich lange damit: der Fritz verlangt nicht, daß du alte und neue Wunden aufreißeſt und Herzblut in Briefcouvert ihm zuſchickſt. Aus manchen meiner trüben Lieder, das ihm hie und da an's Ohr geklungen ſein mag, wird er gemerkt haben, wie trübe und freudenlos es noch in der Bruſt ſeines Freundes ausſieht; — am meiſten aber beſchwichtigte ich mich mit der Unkenntniß Deiner Adreſſe. Dieſe letztere Entſchuldigung gilt aber nicht mehr ſeit vier Monaten; ich erfuhr, daß Du in Münſter biſt, dem Chriſtian gab ich viele Grüße mit für Dich, und jetzt rollt ein Brief hinterdrein. Ich brauche den Ausdruck rollen, weil mir auch zu gleicher Zeit eine Felſenlaſt von der Stelle rollt. Der ehrliche Chriſtian, deſſen bloßes Wort am jüngſten Tage dem Gnaden-

richter mehr gelten wird als die Eide von Hunderttauſenden, dieſer Chriſtian ſoll bürgen, daß meine Geſinnungen gegen Dich unverändert geblieben, wie oft und barſch ich auch in meinen trüben Stunden von meinen beſten Freunden mich abwende und in Stolz und Qual ihre Liebe verkenne und fortweiſe. Aber wer bürgt mir für Dich? Auch da ſoll mir Dein bloßes Wort genügen, Du guter, ehrlicher Steinmann! Von Deinen poetiſchen Arbeiten iſt mir ſeitdem manches zu Geſicht gekommen, und das meiſte hat mich auf ungewöhnliche Weiſe angeſprochen. Aber auch vieles hat mich unbefriedigt gelaſſen. Du kennſt von Alters her meine ehrliche Strenge und ſtrenge Ehrlichkeit in ſolchen Dingen, und wenn Du noch der Alte biſt, und noch das alte Zutrauen zu mir haſt, ſo wird Dich ein ſolches Urtheil gewiß nicht verletzen. Einige Deiner Lieder haben mir ſehr gut gefallen, doch in einem derſelben hätte ich über das alte, wohlbekannte holprige hold faſt ein Bein zerbrochen; und wie ſehr das Trauerſpielchen Achtung und Beifall in Anſpruch nahm, ſo wäre ich doch bei einer eiskalten Stelle deſſelben faſt erfroren. Ich hoffe, daß Du etwas ſchreiben wirſt,

was mehr für die Bühne geeignet wäre. — Meine Tragödien haben eben die Presse verlassen. Ich weiß, man wird sie sehr herunterreißen. Aber ich will Dir im Vertrauen gestehen: sie sind sehr gut, besser als meine Gedichtesammlung, die keinen Schuß Pulver werth ist. — Vom „Poeten" erhalte ich oft Briefe; er schreibt viel. In seinen Sonetten sind süperbe Sachen, ein ächter poetischer Hauch und freudige Lebensfrische. Sie kommen mir vor wie meine Lieblingsfrucht, Wald-Erdbeeren; nur tragen sie auch den Fehler dieser Pflanze, die überall berumrankt und Wurzel schlägt, und daher viel unbedeutende Schößlinge und viel nutzloses Blattwerk hervorbringt. Freilich unsere beau monde liebt mehr pikante, mit Zucker und Gewürz bereitete Treibhausgemüse, und der rohe Plebs liebt mehr einen Topf voll Knallerbsen. Kennst Du den Carl Immermann? Vor diesem müssen wir Beide den Hut abziehen, und Du zuerst. Das ist eine kräftige, leuchtende Dichtergestalt, wie es deren Wenige gibt. — Ob Du mir mal schreiben wirst, das hängt ganz von Dir ab; wenigstens sollst Du nicht die Ausrede haben, daß Du meine Adresse nicht kennst. Diese

iſt an H. H. aus D., abzugeben bei M. Moſer, neue Friedrichsſtraße No. 47.

Ich reiſe in 14 Tagen von hier ab; aber meine Briefe werden mir nachgeſchickt. Anbei erfolgt ein Exemplar meiner Tragödien.

Dein

H. Heine.

Mit ſeinen „Gedichten" debütirte er zuerſt in Berlin. Von denſelben, welche A. W. Schlegel in Bonn im Manuſkript Vers um Vers, Zeile um Zeile revidirt und mit ſeinen Bemerkungen kritiſch verſehen hatte, hatte er kurz nach ſeiner Ankunft in Berlin eine Auswahl mit der Aufſchrift: Poetiſche Ausſtellungen von H. Heine im Gubitz'ſchen Geſellſchafter veröffentlicht. Dadurch hatte er auf die Geſammtausgabe aufmerkſam gemacht, denn die Proben machten in der Reſidenz großes Furore. Die Sammlung erſchien, getheilt in Traumbilder, Minnebilder, Romanzen, Sonette, vermiſchte Gedichte und Ueberſetzungen aus Byron's Werken.

„Verluſt des Allerliebſten" — ſchreibt er. Welcher Verluſt war gemeint? Ich knüpfe daran kurz die

Erzählung ſeiner erſten Jugendliebe, worüber bis heute nichts in die Oeffentlichkeit gekommen. Seiner ganzen Poeſie Hauptthema, deſſen Variationen ſeine kleineren Gedichte ſind, hat er in dem bekannten Gedichtchen von der unvergoltenen Liebe ausgeſprochen: „Ein Jüngling liebt ein Mädchen" u. ſ. w. Die Schlußſtrophe deſſelben:

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie ewig neu.
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

enthält die Geſchichte ſeiner erſten Liebe. An dieſe Geliebte waren die ſchönſten Blüthen ſeiner Poeſie gerichtet; ihr widmete er ſie unter ihrem Namen: Eveline; ſie war das „Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund", ſie, die Nichte des Dichters in Düſſeldorf, Eveline van Geldern, die ihm nicht ward, ſondern einem anderen kurz vor ſeinem Abgange von Göttingen nach Berlin ſich ehelich verband. Sie ſchwebte ihm vor in der Zuleima im „Almanſor", in der Marie im „Ratcliffe."

Seinen Gedichten folgten die beiden „Tragödien", nebſt einem „lyriſchen Intermezzo" (80 kleinen Liedern

als Zugabe), welche er ſchon zu Bonn und Göttingen gedichtet hatte, William Ratcliffe und Almanſor.

Auffallender Weiſe iſt Heine viel zu wenig oder faſt gar nicht als dramatiſcher Dichter vom Publikum beachtet und von der Kritik gewürdigt worden, wiewohl nicht geleugnet werden kann, daß ihm vielleicht dasjenige Talent gerade gebrach, welches zu wahrhaft dramatiſchen und bühnengerechten, d. h. auf der Bühne darſtellbaren dichteriſchen Erzeugniſſen befähigt. Wenigſtens muß er dieſes ſelbſt gefühlt oder geglaubt haben, da er nach jenen beiden dramatiſchen Jugendgedichten ſich nicht weiter in dieſem Genre — mit Ausnahme eines Operntextes, der durch die Läſſigkeit des Componiſten, wofür er ihn ſchrieb, nicht dem Publikum bekannt geworden iſt — verſuchte.

Sein „Almanſor" ragt aber, wenn er auch vielleicht zu den unaufführbaren Produktionen deutſcher Poeſie auf den Brettern gehört, ſo bedeutend in ſeiner Geſammtbedeutung wie in ſeinem dichteriſchen Werthe vor Hunderten von Dramen der Gegenwart und Vorzeit empor, daß er eine ganz andere Berückſichtigung verdient, als ihm bis dahin ſowohl Seitens des Publikums wie der

Kritik geworden iſt, und zwar der Darſtellung der darin vorkommenden Karaktere, wie ihrer Tendenz halber.

Unter den dramatiſchen Meiſterwerken unſerer Dichterheroen ſind es Leſſing's Nathan der Weiſe und Goethe's Fauſt, welche ſich minder zu einer theatraliſchen Darſtellung eignen als die übrigen Dramen ernſter und heiterer Gattung dieſer beiden Dichter. Die Wahrheit geſtanden, ſo ſchließt Fauſt jede derartige Vorführung unbedingt aus; denn die verſuchten Darſtellungen ſind und bleiben immerhin Verſuche, und nie iſt es Goethe's Intention geweſen, durch ſeine gigante Dichtung Fauſt von der Bühne herab wirken zu wollen. Leſſing's Nathan hatte ebenſowenig dieſe Tendenz, die bekanntlich eine theologiſch-polemiſche Richtung vertreten ſollte; und weiter war keine Abſicht des Verfaſſers damit verbunden. Indeß ſchon der äußeren Abfaſſung und Abtheilung dieſes Dramas nach, ſich aufführbarerer Form mehr anſchließend als der Fauſt, der nur in ſzenenartiger Einkleidung auftritt, ward daſſelbe ſchon gleich nach ſeinem Hervortreten in die Oeffentlichkeit durch die Preſſe Gegenſtand theatraliſcher Thätigkeit und ward aufgeführt — mit

allgemeinem Beifall, da ſeine Tendenz in damaliger Zeit dem an den theologiſchen Kämpfen ſich betheiligenden und theils der freieren, theils der orthodoxen Richtung huldigenden Publikum genehm und willkommen war, während Goethe's Fauſt erſt ein halbes Jahrhundert nach ſeinem Erſcheinen auf die Bretter der Bühne gezwungen und in Akte gezwängt wurde.

Der Tendenz des Nathan ähnlich iſt Heine's Almanſor: während jener, das Mährchen von den drei Ringen zur dramatiſchen Anſchauung bringend, dadurch Chriſtenthum, Muhammedanismus und Judenthum gleichſtellte und jede Bevorzugung der Lehren dieſer drei Konfeſſionen paralyſirte, paralleliſirt der Almanſor die beiden erſten — Chriſtenthum und Muhammedanismus, indem er beide in ihren Hauptlehren und Unterſcheidungen nebeneinanderſtellt.

Ein Prolog in Oktaverimen karakteriſirt ſeinen Inhalt:

Glaubt nicht, es ſei ſo ganz und gar phantaſtiſch
Das hübſche Lied, das ich euch freundlich biete.
Hört zu, es iſt halb epiſch und halb draſtiſch,
Dazwiſchen blüht manch' lyriſch zarte Blüthe:

Romantiſch iſt der Stoff, die Form iſt plaſtiſch,
Das Ganze aber kam aus dem Gemüthe,
Es kämpfen Chriſt und Moslem, Nord und Süden,
Die Liebe kommt am End' und macht den Frieden.

Der kleinen Tragödie Ratcliffe kommt der Name Tragödie oder auch Drama mit größerem Rechte zu als dem Almanſor, welcher aber als Kunſtwerk bedeutend über jenem ſteht, obwohl er eher auf den Namen eines dramatiſchen Gedichts Anſpruch macht. Auch dieſes fordert gleich einem bühnengerechten Stücke eine fortſchreitende Entwickelung aus ſich ſelbſt heraus; das zeigen die Leiſtungen im Drama aller Völker. Und daß auch der Almanſor dieſe Anforderung erfüllt, ergibt die Fabel des Stückes.

In Granada lebten Abdullah und Ali, zwei edle Mauren, als innige Freunde: Ali's Gattin ſtirbt nach der Geburt eines Sohnes Almanſor. Der Vater vermag den Anblick des Schmerzenskindes nicht zu ertragen und gebt willig zwei Vorſchläge Abdullah's ein: zur Beſieglung und Forterbung beiderſeitiger Freundſchaft ſeinen Sohn Almanſor mit Abdullah's bald darauf geborner Tochter Zuleima ſchon als Kinder zu

verloben, und um Almanſor's ſchmerzerregenden Anblick für den Augenblick zu vermeiden und eine ſeiner würdige Gattin aufzuerziehen, die Kinder zu vertauſchen. Ali erzieht Zuleima und Abdullah den Almanſor. Ehe noch beide Eltern ihren Pflegekindern das Geheimniß entdecken können, trifft der Blitz die Zinnen der Alhambra, und Granada wird von Ferdinand und Iſabella erobert. Als der Muhammedaner furchtbare Verfolgungen beginnen, läßt Ali (nachdem Zuleima durch ihr Herz und eine fromme Amme ſchon zum Chriſtenthume gezogen worden) ſich taufen, weil er

nicht wollte
Zurück ins dunkle Land der Barbarei.
Ihn hielt gefeſſelt edle Sitte, Kunſt
Und Wiſſenſchaft, die in Hiſpanien blühten;
Ihn hielt gefeſſelt Sorge für Zuleima,
Die zarte Blume, die im Frauenkäfig
Des ſtrengen Morgenlands hinwelken ſollte;
Ihn hielt gefeſſelt Vaterlandesliebe,
Die Liebe für das liebe ſchöne Spanien.

Abdullah dagegen, ein blinder Moslem, verläßt mit Weib und Pflegekind und aller fahrenden Habe Spanien und iſt in Mauritanien und auf der Fahrt nach

Mekka begriffen, ehe noch Ali davon Kunde erhalten. Abdullah rächt ſich an dem abtrünnigen Freunde, wie er ihn nennt, indem er deſſen Sohn als ſeinen eigenen auferzieht, die Tochter aber, „die Gotteslegnerin", will er nie wiederſehen.

Vater und Mutter ſterben auf der Wallfahrt nach Mekka, ohne Almanſor'n das Geheimniß enthüllt zu haben, daß er nicht ihr Kind ſei. Doch treibt ihn das Gebot der ſterbenden Mutter: Zuleima ihren letzten Kuß zu bringen, ſowie die eigene Liebe zur Abtrünnigen nach Spanien hinüber. Hier hat Ali, jetzt Gonzalvo genannt, ſich an Abdullah, von dem er glaubt, er habe ihm aus Rache ſeinen Sohn Almanſor ermordet, chriſtlich gerächt, indem er Zuleima als ſein Kind auferzogen. Almanſor kehrt heim, wird in den Ruinen ſeines Vaterſchloſſes von einem alten Diener erkannt, der jetzt, nachdem die letzten Mauren durch Don Aguilar auch aus der Sierra Morena vertrieben worden, das Räuberhandwerk im Lande treibt. Haſſan drängt ihn, die Abtrünnigen zu vergeſſen: Almanſor will ſie aber noch ſehen, ehe er ſcheidet.

Abgewieſen von dem Pförtner in Ali's Schloſſe,

weil Gaſtfreundſchaft eine alte Heidenſitte ſei, erkennt doch Zuleima ſogleich des Geliebten Stimme. Vergebens redet er ihr zu, mit ihm nach Afrika zu fliehen; ſie iſt glücklicher, indem ſie ihm mit der Stimme der Liebe den Glauben der Liebe predigt. Aber jetzt will er auch die irdiſche genießen, und Zuleima ſagt ihm, ſie ſei ſchon die Braut eines Chriſten, ſie weiſt auf ihr dem frommen Abte gegebenes Verſprechen.

Da umfängt Wahnſinn Almanſor's Stirn: er verwünſcht die Zaubertöne der Zauberin und will ſich ſelbſt morden, doch Haſſan belebt die ſcheidenden Sinne mit der Ausſicht, Zuleima rauben zu können und mit ihr nach Mauritanien zu fliehen. Im Wahnſinn ſtürzt er auf das Hochzeitsfeſt und reißt Zuleima mit ſich fort. Er wird verfolgt, und der dem Räuber nachſetzende Ali erfährt beim Verfolgen vom ſterbenden Haſſan, der Räuber ſei ſein Sohn, der todtgeglaubte Almanſor. Dieſer iſt mit ſeiner ohnmächtigen Beute auf einen Felſen geſtiegen: Zuleima erwachend glaubt im Paradieſe zu ſein; auch Almanſor ſchwelgt in dem Gedanken; da nahen die Spanier, und Ali's Sohn ſtürzt ſich mit Abdullah's Tochter in den Abgrund, wenige Augen-

blicke zuvor, ehe der Vater herbeiſtürzt, um den Untergang aller ſeiner Hoffnung zu erblicken. —

Wenn auch handlungsarm, iſt die Fabel des Drama gedankenreich. Der letzte Untergangskampf in Granada iſt ein reicher Stoff der Dichtung, für die Glut der Fantaſie wie für die Einfalt der Darſtellung. Das Reich war vom Wurm angefreſſen: Zwiſt und Verrath, Hader und Hinterliſt zerriſſen die letzten Haufen und Kämpfer des letzten Maurenreiches in Spanien, und die in den Augen der Romantik tugendhafteſten Ritter ſind, im hiſtoriſchen Lichte betrachtet, ſchwarze Vaterlandsverräther. Weil ſchon in ſich zerfallen, mußte es untergehen. Das zu ſchildern, war nicht Aufgabe des Dichters: die geiſtige Haltung ſeines Dramas concentrirt ſich in dem das Ganze durchdringenden Gegenſatze des Chriſtenthums und des Mohammedanismus und in der Apologie und Apotheoſe des erſteren, die zwei Reden, in Almanſor's und Zuleima's Mund vertheilt, enthalten. Ihre beiderſeitigen Anſichten von dem chriſtlichen Glauben ſind die ſchönſten und Hauptſtellen des Gedichts.

Der befangene Moslem erwiedert auf die Frage: ob

er nie das verſöhnende Bildniß des Weltheilandes geſchaut:

Wohl traf ich ſchon auf meinem Weg das Bildniß,
Am Tage meiner Rückkehr nach Hiſpanien.
Links an der Straße, die nach Xeres führt,
Steht prangend eine herrliche Moſchee;
Doch wo der Thürmer einſt vom Thurme rief:
„Es gibt nur einen Gott und Mahomet
Iſt ſein Prophet!“ da klang jetzund hinab
Ein dröhnend dumpfes ſchweres Glockenläuten.
Schon an der Pforte goß ſich mir entgegen
Ein dunkler Strom gewalt'ger Orgeltöne,
Die hoch aufrauſchten und wie ſchwarzer Sod
Im glüh'nden Zauberkeſſel qualmig quollen,
Und wie mit langen Armen zogen mich
Die Rieſentöne in das Haus hinein,
Und wanden ſich um meine Bruſt wie Schlangen,
Und zwängten ein die Bruſt und ſtachen mich,
Als läge auf mir das Gebirge Kaff,
Und Simurgh's Schnabel picke mir ins Herz.
Und in dem Hauſe ſcholl, wie'n Todtenlied,
Das heiſ're Singen wunderlicher Männer,
Mit ſtrengen Mienen und mit kahlen Häuptern,
Umwallt von blum'gen Kleidern, und der feine
Geſang der weiß- und rothberockten Knaben,
Die oft dazwiſchen klingelten mit Schellen,
Und blanke Weihrauchfäſſer dampfend ſchwangen.
Und tauſend Lichter goſſen ihren Schimmer

Auf all das Goldgefunkel und Geglitzer,
Und überall, wohin mein Auge sah,
Aus jeder Nische nickte mir entgegen
Dasselbe Bild, das ich hier wiedersehe;
Doch überall sah schmerzensbleich und traurig
Des Mannes Antlitz, den dies Bildniß darstellt.
Hier schlug man ihn mit harten Geißelhieben,
Dort sank er nieder unter Kreuzeslast,
Hier spie man ihm verachtungsvoll ins Antlitz,
Dort krönte man mit Dornen seine Schläfe,
Hier schlug man ihn ans Kreuz, mit scharfem Speer
Durchstieß man seine Seite — Blut, Blut, Blut
Entquoll jedwedem Bild. Ich schaute gar
Ein traurig Weib, die hielt auf ihrem Schooße
Des Martermannes abgezehrten Leichnam,
Ganz gelb und nackt, von schwarzem Blut umronnen,
Und wie ich umsah, schaut' ich einen Priester,
Der eben einen Becher austrank. —

Diese lebendige, nichtchristliche Schilderung aus des Moslems Munde findet ihre Kehrseite in der darauf folgenden Wechselschilderung der Christin Zuleima:

Ins Haus der Liebe trat dein Fuß, Almansor,
Doch Blindheit lag auf deinen Augenwimpern.
Vermissen mochtest du den heitren Schimmer,
Der leicht durchgaukelt alte Heidentempel,
Und jene Werkeltagsbequemlichkeit,
Die in des Moslems dumpfer Betstub' kauert.

Ein ernſt'res, beſſ'res Haus hat ſich die Liebe
Zur Wohnung ausgeſucht auf dieſer Erde.
In dieſem Hauſe werden Kinder mündig,
Und Münd'ge werden da zu Kindern wieder;
In dieſem Hauſe werden Arme reich,
Und Reiche werden ſelig in der Armuth;
In dieſem Hauſe wird der Frohe traurig,
Und aufgeheitert wird da der Betrübte,
Denn ſelber als ein traurig, armes Kind
Erſchien die Liebe einſt auf dieſer Erde.
Ihr Lager war des Stalles enge Krippe,
Und gelbes Stroh war ihres Hauptes Kiſſen.
Und flüchten mußte ſie wie'n ſcheues Reh,
Von Dummheit und Gelehrſamkeit verfolgt.
Für Geld verkauft, verrathen ward die Liebe,
Sie ward verhöhnt, gegeißelt und gekreuzigt; —
Doch von der Liebe ſieben Todesſeufzern
Zerſprengen jene ſieben Eiſenſchlöſſer,
Die Satan vorgelegt der Himmelspforte,
Und wie der Liebe ſieben Wunden klafften,
Erſchloſſen ſich aufs neu die ſieben Himmel,
Und zogen ein die Sünder und die Frommen.
Die Liebe war's, die du geſchaut als Leiche,
Im Mutterſchooße jenes traur'gen Weibes.
O glaube mir, an jenem kalten Leichnam
Kann ſich erwärmen eine ganze Menſchheit;
Aus jenem Blute ſproſſen ſchön're Blumen
Als aus Alraſchid's ſtolzen Gartenbeeten,
Und aus den Augen jenes traur'gen Weibes

Fließt wunderbar ein ſüß'res Roſenöl,
Als alle Roſen Schiras liefern können.
Auch du haſt Theil, Almanſor ben Abdullah,
An jenem ew'gen Leib und ew'gem Blute,
Auch du kannſt ſetzen dich zu Tiſch mit Engeln,
Und Gottesbrot und Gotteswein genießen;
Auch du darfſt wohnen in der ſel'gen Halle,
Und gegen Satan's ſtarke Höllenmacht
Schützt dich mit ew'gem Gaſtrecht Jeſu Chriſt,
Wenn du genoſſen haſt ſein „Brot und Wein".

So tritt hier alles in reichſtem Maße zuſammen: originelle Fantaſie, Kraft und Schönheit der Sprache, tiefe Empfindung, lebendige Darſtellung, intereſſanter Stoff, geiſtreiche Verarbeitung deſſelben, feſſelnde Entwickelung, um dem aus der Vereinigung aller dieſer Eigenſchaften hervorgegangenen Produkte Beachtung und Theilnahme im höchſten Maße und nach Verdienſt zu verſchaffen und in jedem ohne Ausnahme zu erwecken, trotzdem daß das Ganze kein regelrechtes, nach den Vorſchriften der ariſtoteliſchen Dramaturgie entworfenes Drama iſt. —

Der Kreiſe, worin er ſich zu Berlin bewegte, waren verſchiedene. Zunächſt war er ein thätiges Mitglied des im Jahre 1822 von Eduard Gans, E. Jans

und M. Moſer geſtifteten „Verein für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden"; er hielt in den Sitzungen desſelben mehrmals geiſtvolle Vorträge, unter anderen bei einer öffentlichen Jahresfeier dieſes Vereins einen höchſt anziehenden, zunächſt an die iſraelitiſchen Frauen gerichteten Vortrag. Angeregt durch dieſen Verein begann er in der erſten Zeit ſeines berliner Aufenthalts eine Schrift, von der ich nur den Titel: „der Rabbi" weiß. Von höchſtem Intereſſe wäre es ſelbſtredend, ſich zu vergewiſſern, ob beide Produktionen etwa noch irgendwo in Berlin handſchriftsweiſe beruhten, um ſelbe der Geſammtausgabe ſeiner Werke anſchließen zu können.

Ueber einen zweiten Kreis, dem er während ſeines berliner Aufenthalts angehörte, verdanken wir eine intereſſante Mittheilung weiblicher Hand, die in den nachfolgenden Zeilen enthalten, zu welchen ein Beſuch des kranken Heine in Paris Veranlaſſung gab.

„Die Erinnerung an die Vergangenheit — ſagt die beſuchende Verfaſſerin jener Mittheilung — an ſeine Jugend, an das gute Berlin vor dreißig Jahren erfreute ganz beſonders den kranken Dichter in Paris.

Jene Zeit, welche die Morgenröthe ſeines beginnenden Ruhmes war, riefen wir gemeinſchaftlich uns ins Gedächtniß zurück mit allen den Namen, die ihr angehört hatten. In dem Hauſe der Dichterin Eliſe von Hohenhauſen war damals der Sammelplatz derſelben geweſen; jeder Dienſtag führte dort die genügſamen Berliner bei einer Taſſe Thee zuſammen. Viele literariſche Notabilitäten waren darunter: Varnhagen mit den feinen ariſtokratiſchen Mienen; Chamiſſo, dem das lange, graue Lockenhaar phantaſtiſch um das magere, aber edle Geſicht wallte; Eduard Gans, deſſen auffallend ſchöner Kopf mit dem friſchen Kolorit, den ſtolz gewölbten Brauen über den dunklen Augen, an einen geiſtigen Antinous erinnerte; Bendavid, der liebenswürdige Philoſoph und Schüler von Moſes Mendelsſohn, überſprudelnd von Witz und köſtlich erzählten Anekdoten, dann damals noch junger Nachwuchs, jetzt lauter Männer in grauen Haaren und hohen Würden: der Maler Wilhelm Henſel, jetzt Profeſſor; Leopold von Ledebur, damals ein ſtudirender Leutnant, jetzt ein bekannter Hiſtoriograph und Direktor der Kunſtkammer im berliner Muſeum;

der Dichter Apollonius von Maltitz, jetzt ruſſiſcher Geſandter in Weimar; Graf Georg Blankenſee, der ritterliche Sänger und Epigone Byron's, jetzt Mitglied der erſten Kammer, u. ſ. w. Unter den Frauen nahm Rahel natürlich den erſten Platz ein; neben ihr blühte damals ihre wunderſchöne Schwägerin, Friederike Robert, Heine's angebetete Muſe; ſeine herrlichſten, zarteſten Liebesgedichte waren ihr zu Füßen gelegt, z. B.: „Fern an den Ufern des Ganges", „Du haſt Diamanten und Perlen" u. ſ. w.; Amalie von Helwig, geb. von Imhoff, die Ueberſetzerin der Frithiofs-Sage; Helmina von Chezy, die fahrende Meiſterſängerin jener Zeit, gehörten nebſt noch vielen geiſtreichen Frauen aus der höheren berliner Geſellſchaft, z. B. Frau von Bardeleben, die Freundin Raumer's, Frau von Waldow, jetzt die Schwiegermutter A. von Sternberg's, zu dieſem Kreiſe. Heine las dort ſein eben erſchienenes „lyriſches Intermezzo", ſeinen „Radcliff" und „Almanſor" vor. Er mußte ſich manche Ausſtellung, manchen Tadel gefallen laſſen, namentlich erfuhr er häufig einige Perſiflage über ſeine poetiſche Sentimentalität, die wenige Jahre ſpäter ihm

ſo warme Sympathie in den Herzen der Jugend erweckt hat. Ein Gedicht mit dem Schluß: „Und lautaufweinend ſtürz' ich mich zu ihren ſüßen Füßen" fand eine ſo lachende Oppoſition, daß er es nicht zum Drucke gelangen ließ. Die Meinungen über ſein Talent waren noch ſehr getheilt, die wenigſten hatten eine Ahnung von ſeinem dereinſtigen unbeſtrittenen Dichterruhm. Eliſe von Hohenhauſen, welche damals mit ihren Ueberſetzungen des gefeierten Briten, Lord Byron, beſchäftigt war, proklamirte ihn zuerſt als deſſen Nachfolger in Deutſchland, fand aber viel Widerſpruch; bei Heine jedoch ſicherte ihr dieſe Anerkennung eine unvergängliche Dankbarkeit. Wie ſchwer es zu jeder Zeit geweſen iſt, das Talent in der Knospe zu erkennen, bewies auch der Umſtand, daß Heine damals nur mit Mühe einen Verleger für ſeine Gedichte finden konnte, nachdem er von Brockhaus abgewieſen worden. Gleichzeitig mit ihm entfaltete ſich eine andere Dichterblume, die ebenfalls nicht gleich den rechten Sonnenſchein fand, um die herbe grüne Knospe zu ſprengen, bis endlich jedes Purpurblättchen den ſchönen Namen „Immermann" zeigte. In dem Hauſe der Frau v. Hohenhauſen

wurden damals seine Erstlingsdramen vorgelesen und vielfach beachtet; Heine's spätere Bekanntschaft mit Immermann wurde dort vermittelt. In dem unbedeutenden westfälischen Lokalblatt, der „Sprecher", standen sie öfter mit ihren ersten Erzeugnissen nebeneinander, und in der freilich nicht sehr poetischen Fehde gegen Platen ward Immermann tapfer von Heine unterstützt.

Da Heine in der Neujahrsnacht 1800 (?) geboren ist, so war er zu jener Zeit 22 bis 23 Jahre alt. Er war klein und schmächtig von Gestalt, blond und blaß, ohne irgend einen hervorstechenden Zug im Gesicht zu haben, doch von eigenthümlichem Gepräge, so daß man gleich aufmerksam auf ihn wurde und ihn nicht leicht wieder vergaß. Sein Wesen war damals noch weich, der Stachel des Sarkasmus noch nicht ausgebildet, der später die Rose seiner Poesie umdornte. Er war selbst mehr empfindlich gegen Spott, als aufgelegt, ihn auszuüben. Die guten Empfindungen, die er später oft verlachte, fanden ein wohlklingendes Echo in seiner Seele. Zum Beweise und als literarische Kuriosität möge hier eine Stelle aus seinen „Berliner Briefen" stehen, die gewiß niemand aus Heine's Feder geflossen

glaubt, ſo mitfühlend und aufrichtig ſtimmt er dem patriarchaliſchen Kultus der damaligen Berliner für ihre Königsfamilie bei: „Wer nach Berlin kömmt, darf nicht verſäumen, an einem ſchönen Vorfrühlingstage um halb eins in den Thiergarten zu gehen, links hinein nach der Gegend, wo unſerer ſeligen Louiſe ein einfaches kleines Monument geſetzt iſt. Dort pflegt unſer König oft ſpazieren zu gehen. Es iſt eine ſchöne, edle, ehrfurchtgebietende Geſtalt, die allen äußeren Prunk verſchmäht. Er trägt faſt immer einen ſcheinlos grauen Mantel, und einem Tölpel habe ich weiß gemacht: der König müſſe ſich oft in dieſer Kleidung etwas behelfen, weil ſein Garderobemeiſter außer Landes wohne und nur ſelten nach Berlin komme. Die ſchönen Königskinder ſieht man ebenfalls um dieſe Zeit im Thiergarten, ſowie auch den ganzen Hof und die Nobleſſe. Offiziere auf den ſchönſten Pferden galoppiren vorbei. Ich habe ſelten ſchönere Pferde geſehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reitergeſtalten; die Prinzen unſeres Hauſes ſind darunter. Welch' ein ſchönes, kräftiges Fürſtengeſchlecht! An dieſem Stamme iſt kein mißgeſtalteter, verwahrloſter Aſt.

In freudiger Lebensfülle, Muth und Hoheit auf den edlen Gesichtern, reiten dort die zwei älteren Königssöhne vorbei. Jene schöne, jugendliche Gestalt, mit frommen Gesichtszügen und liebeklaren Augen, ist der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende majestätische Frauenbild, das mit einem buntglänzenden Gefolge auf hohem Rosse vorbeifliegt, das ist unsere Alexandrine. Im braunen festanliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte und eine Gerte in der Hand, gleicht sie jenen ritterlichen Frauengestalten, die uns aus dem Zauberspiegel alter Märchen so lieblich entgegenleuchten, und wovon wir nicht entscheiden können, ob sie Heiligenbilder sind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieser reinen Züge hat mich besser gemacht, andächtige Gefühle durchschauern mich, ich höre Engelstimmen, unsichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele steigt ein großer Hymnus" u. s. w.

Soweit Elise von Hohenhausen über diesen berliner Kreis, dem sich Heine angeschlossen hatte. —

Die erste kritische Besprechung der Gedichte Heine's fand fern vom Orte ihres Erscheinens statt,

im weſtfäliſchen Anzeiger; die Kritik floß aus Immermann's Feder, der damals, ungefähr gleichen Lebensalters mit Heine, als Militäranditeur zu Münſter lebte, und von dem Redakteur jenes Provinzialblattes brieflich um ſein Urtheil befragt worden war; dazumal ſtand er zu Heine noch gar nicht in näheren Bezügen irgend einer Art. Immermann antwortete durch Einſendung nachfolgender Rezenſion*):

„Sie wünſchen meine Meinung über Heine's Gedichte. Wollen Sie mit dem guten Willen zufrieden ſein, Ihnen für Ihr Blatt etwas zu liefern, ſo kann ich Ihnen, bei gänzlicher Unfähigkeit, eine ſchulgerechte Kritik zu ſchreiben, wohl ſagen, welche Gedanken dieſe Poeſien in mir erweckt haben.“

„Wenn die Meßkataloge des 19. Jahrhunderts einen neuen Poeten anzeigen, ſo empfinde ich ungefähr dasſelbe Grauen, als wenn ich ausrufen höre: Da läuft wieder ein toller Hund her! Ich kann daher nicht bergen,

*) Da dieſe Jugendkritik Immermann's längſt verſchollen, überhaupt in weiteren Kreiſen gar nicht bekannt geworden iſt, ſo wird die Wiedervorführung derſelben nicht unangenehm ſein.

daß Ihr Wunſch mich mit einigem Schauder erfüllte: die Furcht war aber nicht gegründet.“

„In den meiſten Erzeugniſſen Heine's ſchlägt eine reiche Lebensader: er hat das, was das erſte und letzte beim Dichter iſt: Herz und Seele, und das, was daraus entſpringt: eine innere Geſchichte. Deshalb merkt man den Gedichten an, daß er ihren Inhalt einmal ſtark durchempfunden und durchgelebt hat. Er iſt ein wahrer Jüngling, und das will viel ſagen zu einer Zeit, worin die Menſchen ſchon als Greiſe auf die Welt kommen. Mit kecker, faſt dramatiſcher Anſchaulichkeit zeichnet er die Zuſtände ſeines Innern; mit jugendlicher Unbefangenheit gibt er ſich blos, und hat den, kräftigen Seelen eigenthümlichen Abſcheu vor weichlicher Sentimentalität in ſolchem Grade, daß er ſich lieber hin und wieder in's gemeine und poſſenhafte verirrt. Er ſagt ſelbſt irgendwo:

Gib her die Larv', ich will mich jetzt maskiren
In einen Lumpenkerl, damit Halunken,
Die in Charaktermasken prächtig prunken,
Nicht wähnen: Ich ſei einer von den Ihren.

Dieſe Verſe geben mir zugleich Gelegenheit, etwas näher die Individualität unſeres Dichters zu berühren.

Aus allen ſeinen Liedern ſpricht der Unmuth, der ſich oft bis zur Wuth und bis zur Verzweiflung ſteigert. Man leſe nur z. B. das Gedicht: Die Hochzeit, und unter den Freske-Sonetten No. III, IV, VII, VIII, X. Bleibt man bei den Worten ſtehn, ſo iſt dieſe trübe Stimmung durch ein geſtörtes Liebesverhältniß erzeugt. Dringen wir etwas tiefer, ſo ſcheint es mir, daß ein herberes, als jener Liebesverdruß, die Bruſt des Dichters bewegt habe, und daß das arme Mädchen, welches ſo bitter geſcholten wird, für die Unbillen andrer büßen müſſe.

Sie werden mich der Paradoxie beſchuldigen, wenn ich ſage, daß mir die Gegenwart als ganz unempfänglich für wahrhaft dichteriſches Weſen erſcheint. Ich führe Ihnen den Beweis vielleicht an einem andern Orte, und kann jetzt nur das zweite Paradoxon aufſtellen, daß es mir wie eine ſchwere Laſt des Schickſals vorkommt, in unſern Tagen mit poetiſchem Talente geboren zu ſein. Alles andre, wodurch die Menſchheit gefördert wird, vermag eher, ſich gewaltſam durchzuarbeiten, aber die zarte Pflanze der Poeſie will den guten weichen Boden im Herzen der Zeitgenoſſen, um ſich ganz geſund entfalten zu können.

Sie werden mir einwenden, daß die Dichter aller Jahrhunderte gehudelt worden ſind. Befragen wir aber die Geſchichte der größten, die uns als Muſter der reinſten Entwicklung gelten müſſen, ſo finden wir, daß ſie von Rohen zwar derb gemißhandelt wurden, daß aber jeder von ihnen einen Kreis Guter um ſich verſammelte, der mit der rührendſten Theilnahme an ihm hing und ſeinen Schritten folgte.

Jetzt hat ſich das umgekehrt. Rohe Mißhandlungen braucht der Dichter nun weniger zu fürchten, ſeitdem man ſich gewöhnte, die Poeſie mit andern Tageserſcheinungen in Reihe und Glied zu ſtellen. Dagegen iſt die Ahnung von etwas heiligem und unbegreiflichem in ihm, die frühern Zeiten eigenthümlich war, auch den beſſern unter uns ganz fremd, und die allgemeine Gleichgültigkeit gegen das „weltliche Evangelium," wie Goethe die Poeſie nennt, iſt ſo groß, daß ihr nur allenfalls der abenteuerliche Uebermuth, womit man über jede Dichtung flach abſpricht, an die Seite geſetzt werden kann.

Es iſt ganz natürlich, daß ein dunkles Gefühl, oder die klare Erkenntniß von dieſem troſtloſen Stande der

Dinge, diejenigen ergreift und verſtimmt, welche mit Anlagen ausgerüſtet ſind. Daher treten alle Talente in unſern Tagen gereizt und kränkelnd auf, mehr als je ſtellt ſich der Dichter in offene Oppoſizion gegen die übrige Welt; er, der eigentlich berufen iſt, zwiſchen und über allen Parteien ſtehend, alle aufzulöſen und zu beſchwichtigen, bildet jetzt die heftigſte Partei, und wie er ſonſt friedlich, wohlempfangen in die Hütte und in den Pallaſt trat, ſo muß er nun, in Stahl und Eiſen gepanzert, ſein Schwert immer zum Ausfall bereit halten.

Jenen bitteren Grimm über eine nüchterne, unempfängliche Gegenwart, jene tiefe Feindſchaft gegen die Zeit, ſcheint nun die kraftvolle Natur unſers Heine ganz beſonders ſtark zu hegen, und daraus wird es mir erklärlich, warum ein Jüngling unter 58 Gedichten auch nicht ein einziges zu geben vermochte, aus dem Freude und Heiterkeit ſpricht. Mit dem, worüber er unmittelbar ſich beklagt, würde er leichter und harmoniſcher fertig geworden ſein, läge nicht das oben angedeutete Bewußtſein eines tiefern Zwieſpaltes in ſeiner Seele. Nähere Fingerzeige geben einige ſeiner Fresko-

Sonette, sowie die Gedichte: An eine Sängerin als sie eine alte Romanze sang; und: Gespräch, auf der paderborner Haide.

Oberflächliche Aehnlichkeit findet man zwischen diesen Produktionen und den Werken des Lord Byron, zu welchen unser Landsmann eine besondere Neigung zu haben scheint. Die Vergleichung beider würde aber theils zum Nachtheil, theils zum Vortheil des Deutschen ausfallen.

Gewaltiger und reicher als Byron kann niemand den Abgrund einer zerstörten Seele zeigen, er ist Requairol à cheval, und unser Dichter kommt ihm darin auch nicht von fern nahe. Der Britte dünkt mich, wie jener Fisch, den die Römer zu grausamer Ergötzung auf ihren Tafeln zerschneiden ließen, und der im Moment des Sterbens das herrlichste Farbenspiel sehen ließ.

Dagegen ist der Deutsche viel frischer und lebensmuthiger. Es ist ihm noch möglich, seinen Haß an einer einzelnen Erscheinung auszulassen, während der Lord alles menschliche und göttliche, zeitliches und ewiges gleichmäßig verhöhnt.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß bald etwas

beſſeres über dieſe Gedichte geſagt werden möge, indem ich überzeugt bin, daß ſie einer reiflichern Betrachtung werth ſind, als die ich ihnen widmen konnte."

Aber auch in noch anderen Kreiſen war Heine eingebürgert, mit vielen anderen Notabilitäten pflog er Umgang: Grabbe ſtand ihm nicht fern, und zu Fouqué, dem heutzutage verkannten, ſchier vergeſſenen Dichter des „Zauberringes", der „Fahrten Thiodolfs des Isländers" und vieler anderen wahrhaften Fantaſieerzeugniſſe, deſſen gediegenes Zaubermährchen Undine allein nur das jüngere Geſchlecht der Gegenwart kennt, ſtand er in nahen Verhältniſſen. Ein verſchollenes Gedicht dieſes Dichterfreundes an Heine, das er mir von Berlin aus mittheilte, mag hier ſeine erneuerte Stelle finden.

An H. Heine.

Am 21. Mai 1823.

Du lieber herzblutender Sänger,
Dein Lied verſteh' ich ja wohl!
Doch ſinge ſo wirr nicht länger,
So zürnend nicht und hohl!

Hohl wie die Geiſter um Mitternacht,
Wie im Walde der Wind ſo wirr,
Und zürnend, wie in Gewitterpracht
Der Blitze blendend Geſchwirr!

Ich habe ſo zürnend geſungen wie du,
Ich habe geblutet gleich dir.
Da ſtrahlte durch Wolken Mondesruh,
Da fühlt' ich: dort iſt nicht hier!

Da wußt' ich: es gibt ein allſüßes Licht,
Das zieht mich zum ewigen Feſt.
Doch warnte mich's: tändle mit Schlangen nicht,
Die Schlangen halten ſo feſt!

Wer bis an ſein Grab mit den Schlangen ſpielt,
Dem kriechen ſie nach in das Grab.
Wenn dann auch das Herze gen Himmel zieht,
So ringeln ſie's wieder bergab.

Du, dem die Kraft in den Liedern ſchäumt,
Dem zuckt auf der Lippe der Schmerz,
Du haſt ſchon einmal ſo ſchlimmes geträumt,
O hüte dein liebes Herz!

Dein liebes Herz hat dein Gott ja ſo lieb,
Und haucht ihm zu: Dich verſöhn' ich!
Die Schlange, das iſt der uralte Dieb,
Dein Gott iſt der ewige König!

Seine „Briefe aus Berlin“, ſechs an der Zahl, machten Furore in ganz Preußen, vor allem in der Reſidenz, „die wie ein junges Mädchen ihr Angeſicht gern wieder ſieht im Spiegel fremder Korreſpondenz“. Sie liefen durch mehrere Nummern des mit dem weſtfäliſchen Anzeiger verbundenen Kunſt- und Wiſſenſchaftsblattes des Jahrganges 1822, und trugen nicht wenig zur allgemeineren Verbreitung dieſes Provinzialblattes und Steigerung ſeiner Abonnentenzahl bei, welche die Höhe von zweitauſend erreichte. Sie lieferten ein getreues Spiegelbild der Zuſtände und Vorkommniſſe in Berlin, und waren die erſten größeren Verſuche, die er in der Proſa machte, ſprühend von Humor, Witz, Satire und Sarkasmen; ſie ſind gleichſam die Vorſtudien zu ſeiner „Harzreiſe“, die Vorhalle des Ruhmes ſeiner „Reiſebilder“. Er löſte darin die Aufgabe: „Was ſoll ich nicht ſchreiben?“ und er ſchrieb frei und frank, ohne „Syſtematic, denn ſie iſt der Würgengel aller Korreſpondenz“ — wie er ſagte, nur „andeutend, nicht ausmalend.“

Nach den „poetiſchen Ausſtellungen“ in Gubitz's Geſellſchafter“ und den „berliner Briefen“ im weſt-

fälischen Anzeiger trat er in einem andern damals in Berlin erscheinenden Journale mit einer umfangreichen Kritik über eine Tragödie von W. Smets, dem Sohne der großen Schauspielerin Sophie Schröder, hervor, die den Titel führte: Tasso's Tod. Die Rezension geht weit über den üblichen Gehalt solcher Produktionen hinaus und enthält einen Schatz von gediegenem kritischen Golde. Hoffen wir, daß der testamentarische Herausgeber der Gesammtausgabe der Werke Heine's, Dr. Christiani, diese treffliche Arbeit in dem verschollenen berliner Journale aus jener Zeit nicht übersieht.

Eine fernere poetische Arbeit von größerem Umfange fällt gleichfalls in die Periode seines berliner Aufenthaltes — ein Operntext unter dem Titel: Der Batavier. Durch die Schuld des Komponisten, auf dessen Bitte er sich veranlaßt sah, zu diesem Produkt zu schreiten, ist derselbe bisher nicht bekannt geworden.*) Eine große Zahl kleinerer poetischer Erzeugnisse —

*). „Der Batavier" wird in einer Sammlung bisher ungedruckter Schriften Heine's gleichfalls erscheinen.

in Sonetten- und Liederform — die er während dieſer Zeit ſchrieb, ſind ſchier in alle Welt gerathen und zerſtreut. Ich kann einige derſelben hier wiedervorführen:

Burleskes Sonett.

Wie nähm' die Armuth bald bei mir ein Ende,
Wüßt' ich den Pinſel kunſtgerecht zu führen
Und hübſch mit bunten Bildern zu verzieren
Der Kirchen und der Schlöſſer ſtolze Wände.

Wie flöſſe bald mir zu des Goldes Spende,
Wüßt' ich auf Flöten, Geigen und Clavieren
So rührend und ſo fein zu muſiziren,
Daß Herrn und Damen klatſchten in die Hände.

Doch ach! mir Armen lächelt Mammon nie:
Denn leider, leider! trieb ich dich alleine,
Brodloſeſte der Künſte, Poeſie!

Und ach! wenn andre ſich mit vollen Humpen
Zum Gotte trinken in Champagnerweine,
Dann muß ich dürſten oder ich muß — pumpen.

Zuckerpaſtillen für die Geliebte.

I.

Das Herz, den Frohſinn und das Glück
Haſt du mir, Liebchen, längſt genommen,
Und, was ich auch von dir bekommen,
Nicht Eines gabſt du mir zurück.

Für Herz und Frohſinn und für Glück
Haſt du den Schmerz für's ganze Leben
Und bittre Worte mir gegeben:
Nimm, Liebchen, nimm auch die zurück!

II.

Gedenkſt du noch der Flammenblicke,
An die der Neuling gern geglaubt?
Des langverſagten, erſten Kuſſes,
Den dir der Glühende geraubt?

O Blicke, ihr erprobten Angeln,
An denen ſich das Fiſchlein hängt!
O Kuß, du ſüße Honigruthe,
Mit der man Vögel lockt und fängt!

III.

Du ſprachſt, und gabſt ein Löckchen mir
Von deinem ſeidnen Haar;
„Das trag', ich trage dich dafür
Im Herzen immerdar."

Und Herz und Haar noch manches Mal
Wohl ſpielten dieſe Roll'.
Drum ſprich: iſt noch dein Kopf nicht kahl?
Dein kleines Herz nicht voll?

IV.

Du, Liebchen, haſt mir's verſichert,
Ich, Liebchen, glaubt' es faſt;
Von dir war es gar ſo dumm nicht,
Daß du's verſichert haſt:
Doch daß ich beinah es glaubte,
Das leg' ich mir zur Laſt.

V.

Der Trauerſpiele ſah ich ſchon viel,
Ich weinte ſo manche Thräne,
Doch hatte keins ein ſo trauriges End',
Als jene rührende Szene:

Du ſpielteſt darin die Hauptperſon,
Ich kniete zu deinen Füßen —
Wie täuſchend machteſt die Unſchuld du,
O ſchönſte der ſchönen Aktricen!

Parodie.*)

Sie haben mich emüjiret,
Gequälet, ich weiß nicht wie,
Die Einen mit ihrer Proſa,
Die Andern mit Poeſie.

Sie haben das Ohr mir zerriſſen
In ewiger Disharmonie,
Die Einen mit ihrer Proſa,
Die Andern mit Poeſie.

Doch die mich am meiſten gelangweilt
Mit ihrem Federkiel,
Die ſchrieben weder poetiſch,
Noch recht proſaiſchen Styl.

Lieder.

I.

Frag' nicht, Liebchen, was ich habe,
Frage lieber, was ich ſei;
Denn nicht große Schätze hab' ich,
Aber gut bin ich und treu.

Frag' mich ja nicht, wie ich lebe,
Nur wofür, das frage mich;
Denn beſchränkt und einſam leb' ich,
Doch ich lebe ja für dich.

---

*) Seines bekannten Liedes: Sie haben mich gequälet ꝛc.

Frage nicht nach meinen Freuden,
Frage nicht nach meinem Schmerz;
Denn die Freude flieht ihn ewig,
Dem gebrochen iſt das Herz.

4.

Vertheid'ge nicht, vertheid'ge nicht
Die miſerable Welt!
Das Gaſſervolk vertheid'ge nicht,
Denn nur was glänzt und täuſcht gefällt!

Vertheid'ge die Philiſter nicht
Und die Langweiligkeit,
Vertheid'ge die Gelehrten nicht
In ihrer edlen Nüchternheit!

Vertheid'ge drum die Frauen nicht,
Ob es auch beſſre gibt:
Die Beſte ja verſchmäht es nicht,
Zu feſſeln den, den ſie nicht liebt.

Vertheid'ge meine Freunde nicht
Und zähl' dich nicht dazu:
Denn jenen Freunden gleichſt du nicht,
Rein, ſtark und gut und treu biſt du.

Wandelnde Blumen in Berlin.

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannſt du dein Herz erbau'n,
Hier kannſt du beiſammen finden
Die allerſchönſten Frau'n.

Sie blühn ſo hold und minnig
Im farbigen Seidengewand;
Ein Dichter hat ſie ſinnig
Wandelnde Blumen genannt.

Welch' ſchöne Federhüte!
Welch' ſchöne Türkenſbawls!
Welch' ſchöne Wangenblüthe!
Welch' ſchöner Schwanenhals!

Dresdener Poeſie.

Zu Dresden, in der ſchönen Stadt der Elbe,
Wo's gibt Taback- und Stroh- und Verſsfabriken,
Erhebt ſich, um die Köpfe zu berücken,
Ein Liederkränzlein und ein Liedgewölbe.

Iſt nun mit Herr'n und Frau'n beſetzt daſſelbe,
So leſen vor, Glut-Muth-Blut in den Blicken,
Herr Kuhn und Fräulein Noſtitz — o Entzücken!
Ha! Herrlich! Weg, Kritik, du fade, gelbe!

Am andren Tage ſteht es in der Zeitung,
Hell's Hellheit ſchwademt, Kind's Kindheit iſt kindiſch,
Dazwiſchen kriecht das krit'ſche Beiblatt hündiſch.

Arnoldi ſorgt fur's Geld und die Verbreitung,
Zulekt kommt Böttiger und macht Spektakel,
Die Abendzeitung ſei das Weltorakel.

Seine erſte Rezenſion ſchrieb er kurz nach ſeinem Eintreffen in Berlin. Es war der „rheiniſch-weſtfäliſche Muſenalmanach", der im Verlage von Schulz und Wundermann in Hamm in einigen Jahrgängen erſchien, den er beſprach. Ein Exemplar des Jahrganges 1822 war ihm von der Verlagshandlung zugeſandt worden. Dieſer Almanach, ein ausſchließliches Produkt der damaligen Dichterwelt Rheinland-Weſtfalens, wurde redigirt und herausgegeben von Friedrich Raßmann zu Münſter, als Dichter, Literator, Antholog und Zeitſchriftſteller geraume Zeit hindurch thätig, in deſſen Dichterſtillleben ſich Schiller's Worte in ſeinem Gedichte: die Theilung der Erde:

Ganz ſpät, nachdem die Theilung längſt geſchehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern'.
Ach! da war überall nichts mehr zu ſehen,
Und alles hatte ſeinen Herrn,

in buchſtäblichem Sinne verwirklichten. Denn er „lebte mit Zeus in ſeinem Himmel," d. h. er lebte der Poeſie — in ſteteſtem, härteſtem Kampfe mit Sorgen, Mangel und Noth, ſeinen einzigen Feinden, darbend mit Weib und Kindern bis zu ſeinem letzten Stündlein, das am 9. April 1831 ſchlug, wo er 59 Jahr alt von hinnen ſchied.

Mit Raßmann ſtand Heine eine zeitlang in literariſchem Briefwechſel, der indeß verloren gegangen iſt. Nur einen einzigen Brief kann ich hier mittheilen, folgenden Inhalts:

„Einliegend erhalten Ew. Wohlgeb. einen kleinen Beitrag zum rheiniſch-weſtfäliſchen Muſenalmanach:

Aus den Paar Worten, die ich im Geſellſchafter über den Almanach geſagt habe, erſehen Ew. Wohlgb., daß mir das gute Werk am Herzen liegt. Ich würde zur Beförderung deſſelben diesmal eine beträchtliche Einſendung machen, wenn nicht juſt alle meine vorzüglichſten Gedichte in einer geſchloſſenen Sammlung enthalten wären, die jetzt in der Preſſe iſt und im Verlag der Maurer'ſchen Buchhandlung unter dem Titel: „Gedichte von H. Heine" nächſten Monat erſcheinen wird.

Ja ich befürchtete, daß der Almanach wieder ſo ſpät erſcheinen möchte, daher hielt ich es nicht für rathſam, etwas zu ſchicken, was in jener Sammlung enthalten iſt.

Vor 4 Monaten ſchrieb mir mein Freund Rouſſeau, daß Ew. Wohlgb. für die Dichtergallerie biogr. Notizen über mich von ihm verlangt haben. Ich unterſagte es ihm ernſtlich, dieſe zu geben, aus dem einfachen Grunde: weil ich es jetzt noch gar nicht werth bin, als Dichter genannt zu werden, und erſt durch Werke beweiſen muß, daß es mir mit der Poeſe gar beſonders Ernſt iſt, und weil ich zweifle, ob Rouſſeau meine äußern Verhältniſſe kennt! Iſt daher die Notiz über mich noch nicht gedruckt, ſo bitte ich ſie zu ſtreichen; iſt es indeſſen doch der Fall, ſo erbitte ich mir die Kopie davon. Späterhin ſchrieb mir Rouſſeau, daß mein Verbot zu ſpät kam.

Wenn Ew. Wohlgb. wünſchen, etwas von meiner Perſönlichkeit dem Namenverzeichniſſe des Almanachs beizufügen, ſo bitte ich bloß von folgender Notiz Gebrauch zu machen.

„H. Heine, 24 (?) Jahr alt, geboren in Düſſeldorf, erhielt im dortigen Gymnaſium ſeine Schul-

bildung, ſtudirte Jurisprudenz in Göttingen, Bonn und Berlin, woſelbſt er jetzt lebt."

Ueber meine literar. Hervorbringungen iſt ſchwerlich was zu ſagen.

Ich empfehle mich herzlich dem Wohlwollen Ew. Wohlgb. und bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Wohlgb.

Berlin, d. 20. Oktbr.

1825. ganz ergebener

H. Heine,

Behrenſtr. No. 71, 3. Etage.

Die Rezenſion des Muſenalmanachs von Raßmann war kurz und unbedeutend. Einige Beurtheilungen andrer poetiſchen Produkte aus jener Zeit ſind in Zeitſchriften zerſtreut. J. B. Rouſſeau veröffentlichte während derſelben zwei Gedichtſammlungen unter den Titeln: „Gedichte" und „Poeſieen für Liebe und Freundſchaft", worüber ſich Heine in einer weitläufigeren Rezenſion ausſprach; ſie möge ſeine damaligen äſthetiſchen Anſichten dokumentiren. Die Kritik iſt vergeſſen, weil ſie einem periodiſchen Zeitblatte anvertraut war; aber ſie iſt mehr als Ephemere, ein Zeugniß für

Heine und die Höhe seiner damaligen Kritik. Ziehen wir sie wieder aus der Vergessenheit hervor, wozu sie durch ihre Veröffentlichung in einem Journal von vornherein verdammt war. Er sagt über jene beiden Sammlungen:

„Die Gefühle, Gesinnungen und Ansichten des Jünglingsalters sind das Thema dieser zwei Bücher. Ob der Verfasser die Bedeutung dieses Alters völlig begriffen, ist uns nicht bekannt; doch ist es unverkennbar, daß ihm die Darstellung desselben nicht mislungen ist. Was will ein Jüngling? Was will diese wunderliche Aufregung in seinem Gemüth? Was wollen jene verschwindenden Gestalten, die ihn jetzt in's Menschengewühl und nachher wieder in die Einsamkeit locken? Was wollen jene unbestimmten Wünsche, Ahnungen und Neigungen, die sich in's Unendliche ziehen, und verschwinden, und wieder auftauchen, und den Jüngling zu einer beständigen Bewegung antreiben? Jeder antwortet hier auf seine eigne Weise, und da auch wir das Recht haben, unsern eignen Ausdruck zu wählen, so erklären wir jene Erscheinung mit den Worten: „Der Jüngling will eine Geschichte haben.“ Das ist

die Bedeutung unſeres Treibens in der Jugend; wir wollen was erlebt haben, wir wollen erbaut und zerſtört, genoſſen und gelitten haben; im Mannesalter iſt ſchon manches dergleichen erlangt, und jener brauſende Trieb, der vielleicht die Lebenskraft ſelbſt ſein mag, iſt ſchon etwas abgedämpft und in ein ruhiges Bett geleitet. Doch erſt der Greis, der im Kreiſe ſeiner Enkel unter der ſelbſtgepflanzten Eiche, oder unter den Leichen ſeiner Lieben auf den Trümmern ſeines Hauſes ſitzt, fühlt jenen Trieb, jenes Verlangen nach einer Geſchichte in ſeinem Herzen gänzlich befriedigt und erloſchen. — Wir können jetzt die Hauptidee obiger zwei Bücher genugſam andeuten, wenn wir ſagen, daß der Verfaſſer in dem erſten ſein Streben, eine Geſchichte zu haben, und in dem andern die erſten Anfänge ſeiner Geſchichte dargeſtellt hat. Wir nannten die Darſtellung gelungen, weil der Verfaſſer uns nicht Reflexionen über ſeine Gefühle, Geſinnungen und Anſichten, ſondern dieſe letzteren ſelbſt gegeben hat in den von ihnen nothwendig hervorgerufenen Ausſprüchen, Thätigkeiten und anderen Aeußerlichkeiten. Er hat die ganze Außenwelt ruhig auf ſich einwirken laſſen und frei und ſchlicht,

oft großartig-ehrlich und kindlich-naiv, ausgesprochen, wie sie sich in seinem bewegten Gemüth abgespiegelt. Der Verfasser hat hierin den obersten Grundsatz der Romantiker-Schule befolgt, und hat, statt nach der bekannten, falschen Idealität zu streben, die besondersten Besonderheiten eines einfältiglichen, bürgerlichen Jugendlebens in seinen Dichtungen hingezeichnet. Aber was ihn als Dichter bekundet, ist: daß in jenen Besonderheiten sich wieder das allgemeine zeigt, und daß sogar in jenen niederländischen Gemälden, wie sie uns der Verfasser in den Sonetten manchmal dargibt, das Idealische selbst uns sichtbar entgegentritt. Diese Wahl und Verbindung der Besonderheiten ist es ja, woran man das Maaß der Größe eines Talents erkennen kann; denn wie des Malers Kunst darin besteht, daß sein Auge auf eine eigenthümliche Weise sieht, und er z. B. die schmutzigste Dorfschenke gleich von der Seite auffaßt und zeichnet, von welcher sie eine dem Schönheitssinne und Gemüth zusagende Ansicht gewährt: so hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendsten und unerfreulichsten Besonderheiten des gemeinen Lebens so anzuschauen und zusammenzusetzen, daß sie sich

zu einem schönen, ächt-poetischen Gedichte gestalten. Deshalb hat jedes ächte Gedicht eine bestimmte Lokalfärbung, und im subjektiven Gedichte müssen wir das Lokal erkennen, wo der Dichter lebt. Aus den vorliegenden Dichtungen haucht uns der Geist der Rhein-Gegenden an, und wir finden darin überall Spuren des dortigen Treibens und Schaffens, des dortigen Volks-Karakters mit all seiner Lebensfreude, Anmuth, Freiheitsliebe, Beweglichkeit und unbewußten Tiefe. — In Hinsicht der Kunststufe halten wir das zweite der beiden Bücher für vorzüglicher, als das erste, obschon dieses mehr ansprechendes und kräftiges enthält. In dem ersten Buche ist noch die Bewegung der Leidenschaft vorherrschend, eben weil in demselben das unruhige Streben nach Geschichte sich ausspricht; im zweiten dämmert schon eine epische Ruhe hervor, da bereits einiger Geschichtsstoff vorhanden ist, der bestimmte Umrisse gewährt. Nun weiß aber jeder — und wer es nicht weiß, erfahre es hier — daß die Leidenschaft ebensogut Gedichte hervorbringt, als der eingeborne poetische Genius. Darum sieht man so viele deutsche Jünglinge, die sich für Dichter halten, weil ihre

gährende Leidenschaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät, oder der Patriotismus, oder der Wahnsinn selbst, einige erträgliche Verse erzeugt. Darum sind ferner manche Winkel-Aesthetiker, die vielleicht einen zärtlichen Kutscher oder eine zürnende Köchin in poetische Redensarten ausbrechen sahen, zu dem Wahne gelangt: die Poesie sei gar nichts anderes, als die Sprache der Leidenschaft. Sichtbar hat unser Verfasser in dem ersten Buche manches Gedicht durch den Hebel der Leidenschaft hervorgebracht; doch von den Gedichten des zweiten Buches läßt sich sagen, daß sie zum Theil Erzeugnisse des Genius sind. Schwerer ist es, das Maaß der Kraft desselben zu bestimmen, und der Raum dieser Blätter erlaubt nicht eine solche Untersuchung. Wir geben daher über zu einem mehr äußerlichen Bezeichnen der beiden Bücher. Das erste enthält hundert einzelne und verbundene Gedichte, in verschiedenen Vers- und Ton-Arten. Der Verfasser gefällt sich darin, die meisten südlichen Formen nachzubilden, mit mehr oder weniger Erfolg. Doch auch die schlichtdeutsche Spruchweise und das Volkslied sind nicht vergessen. Seiner Kürze halber sei folgender Spruch erwähnt:

Mir iſt zuwider die Kopfhängerei
Der jetzigen deutſchen Jugend,
Und ihre, gleich einer Litanei
Auswendig gelernte Tugend.

Die Volkslieder ſind zwar im rechten Volkstone, aber nach unſerm Bedünken etwas zu maſſiv geſchrieben. Es kömmt darauf an, den Geiſt der Volkslied-Formen zu erfaſſen, und mit der Kenntniß desſelben nach unſerm Bedürfniß gemodelte, neue Formen zu bilden. Abgeſchmackt klingen daher die Titular-Volkslieder jener Herren, die den heutigſten Stoff aus der gebildeten Geſellſchaft mit einer Form umkleiden, die vielleicht ein ehrlicher Handwerksburſche vor zweihundert Jahren für den Erguß ſeiner Gefühle paſſend gefunden. Der Buchſtabe tödtet, doch der Geiſt macht lebendig. — Das zweite Buch enthält nur Sonette, wovon die erſte Hälfte, „Tempel der Liebe" überſchrieben, aus poetiſchen Apologieen befreundeter Geiſter beſteht. Unter den Liebes-Sonetten halten wir am gelungenſten XVI, XVIII, XX, XXI, XXII, XXXVI. Im „Tempel der Freundſchaft" zeichnen wir aus die Sonette: an Strauß, Arnim und Brentano, A. W. von Schlegel,

Hundeshagen, Smets, Kreuſer, Rückert, Blomberg, Löben, Immermann, Arndt und Heine. Unter dieſen hat uns das Sonett an J. Kreuſer am meiſten angeſprochen. Das Sonett an E. M. Arndt finden wir löblich, weil der Verfaſſer nicht, wie ſo manche zahme Leute, aus bekannten Gründen, ſich ſcheut, von dieſem ehrenwerthen Manne öffentlich zu ſprechen. In dieſem Sonette wollen wir den zweiten Vers nicht verſtehen; Babel liegt nicht an der Seine, das iſt ein widerwärtiger geographiſcher Irrthum von 1814. Im Ganzen ſcheint kein tadelſüchtiger Geiſt in dieſem „Tempel der Freundſchaft" zu wohnen, und es mag hie und da das verſifizirte Wohlwollen allerdings etwas zu reichlich geſpendet ſein. Beſonders iſt dies der Fall in den Sonetten an H. Heine, den der Verf. auch ſchon im erſten Buche gehörig bedacht, und den wir hier mit acht Sonetten begabt finden, wo andere Leute mit einem einzigen beehrt ſind. Heine's Haupt wird durch jene Sonette mit einem ſo köſtlichen Lorbeerzweige geſchmückt, daß Hr. Rouſſeau ſich wahrhaft einmal in der Folge das Vergnügen machen muß, dieſes von ihm ſo ſchön bekränzte Haupt mit niedlichen Rothkügelchen zu

bewerfen; wenn ſolches nicht geſchieht, ſo iſt es Jammerſchade und ganz gegen Brauch und Herkommen, und ganz gegen das Weſen der gewöhnlichen menſchlichen Natur.“ — —

Im Sommer des Jahres 1822 unternahm Heine eine Reiſe nach Polen; ſie gab Veranlaſſung zu einem neuen Reiſebilde aus Heine's Feder. Ich wußte weder von dieſer Fahrt, noch von dieſem literariſchen Reſultate derſelben ein Wort, als ich unverſehens ein kleines Paquetchen mit dem Poſtzeichen Berlin und der Adreſſe von Heine's Hand erhielt, worin ein Exemplar ſeiner polniſchen Reiſeerinnerungen lag. Er hatte in Berlin einen jungen Polen, Eugen von Breza, kennengelernt und ihn liebgewonnen. Das Gut ſeines Vaters war hinter Gneſen gelegen. Ihn beſuchte er dort, beobachtete des Volkes und Landes Zuſtände mit vorurtheilsfreiem Blicke, hielt ſich dann auch einige Zeit in der Provinzialhauptſtadt Poſen auf, und lieferte ein höchſt anſchauliches Bild, das der berliner Geſellſchafter damals veröffentlichte, und dem Herausgeber ſeiner Geſammtwerke nicht entgehen möge.

In ſeinen Briefen aus Berlin charakteriſirt er ſeinen

polnischen Freund, indem er über Unaufgelegtsein zum Korrespondiren klagt: „Ich bin heute (16. März 1822) sehr verdrießlich, mürrisch, ärgerlich, reizbar; der Mismuth hat der Fantasie den Hemmschuh angelegt, und sämmtliche Witze tragen schwarze Trauerflöre ..... Meine Betrübniß wird durch eine weit vernünftigere Ursache bewirkt: mein köstlichster Freund, der Liebenswürdigste der Sterblichen, Eugen von Breza, ist vorgestern abgereist. Das war der einzigste Mensch, in dessen Gesellschaft ich mich nicht langweilte, der einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten und in dessen edlen, süßen Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes reines Blumenleben führte und mich noch nicht besteckt hatte mit dem Haß und mit der Liebe."

Bedeutsamer war eine andere Reise, welche er von Berlin aus im Jahre 1825 unternahm, nach Heiligenstadt, wo er am 28. Juni der evangelischen Kirche sich anschloß und mit den Vornamen: Christian Johann Heinrich in's Kirchenbuch eingetragen wurde. Taufzeuge war der Superintendent Dr. Benitz aus Langensalza.

Von Heiligenſtadt begab er ſich nach Göttingen und erwarb ſich dort in öffentlicher üblicher Promotion die juridiſche Doktorwürde unter dem derzeitigen Dekan der juridiſchen Fakultät Hugo am 20. Juli, der in ſeiner Rede zugleich des Promovirenden Verdienſte als deutſchen Dichters hervorhob.

Als juris utriusque Doctor rite promotus verließ er die Muſenſtadt Georgia Auguſta und traf in ſeiner zweiten Vaterſtadt Hamburg Ende des Julimonats ein als „Dr. Heine.“

Hamburg.

1826 — 1831.

Lüneburg. Helgoland. Norderney. England. München.
Italien. Frankfurt. Berlin.

In Hamburg lebte Salomon Heine, sein Oheim, der ältere Bruder seines Vaters, ein Ehrenmann in vollstem Sinne und weitestem Umfange des Wortes, weit über Hamburg's Gebiet hinaus als Wohlthäter und Stifter mehrerer bedeutenden milden und gemeinnützigen Anstalten bekannt, der Armen Freund, Hort und Schutz, aber als Jude nicht einmal im Genusse der Bürgerrechte Hamburg's. Als Knabe von seinen dürftigen Eltern aus seiner Vaterstadt Hannover in die Welt geschickt, brachte er als Ausstattung und Mitgift etwas Münze und ein paar lederne Hosen nach Hamburg, und errang sich ohne Beihülfe irgend einer Art die Stellung, die er bis zu seinem Tode im Jahre 1845 sich zu erhalten wußte. Das schönste Monument, welches er sich selbst errichtete, ist sein Testament.*)

*) Dasselbe lautet: In aller Stille früh Morgens, ohne allen Pomp, zu beerdigen; dreimal 24 Stunden über der Erde stehen und 36 Stunden im Bette zu lassen.

Auf des Oheim's Kosten hatte der Neffe in
Göttingen und Berlin studirt, die Bedingung

Die Männer (16), welche ihn waschen, reinigen und beerdigen, erhalten

Die Boten und Bedienten

Acht Tage nach dem Begräbniß sollen vertheilt werd

An Hamburgs christliche Arme

An Hamburgs israelitische Arme

An Hamburgs israelitische (portugiesische) Arme

An Altonas christliche Arme

An Altonas israelitische Arme

An Altonas israelitische (portugiesische) Arme

An die Ottenser Armen

Den drei in Hamburg bestehenden Vorschußanstalten schenke ich, was sie schuldig sind, und außerdem legire ich denselben: an die erste

an die zweite

an die israelitische

Dem Betty Heine Stift (israel. Krankenhaus), jedoch unter der Bedingung, daß, wenn mein Neffe, Dr. Heine, Hospitalarzt zu werden Neigung hat, demselben diese Stelle zu übertragen, wo nicht, so sollen nur 15000 Mk. an dasselbe fallen und von den übrigen 15000 Mk. soll die israelitische Armenschule 5000 und das allgemeine Krankenhaus die übrigen 10000 Mk. haben

An das allgemeine Krankenhaus

An die Taubstummenanstalt

welcher jener ihn unterstützte, war, daß der Neffe die Rechtswissenschaft studire und promovire. Gewissenhaft

	fl. kr.
An die Blindenanstalt von 1820	3000
An die Wolf Jülich'sche Blindenanstalt	5000
An die Warteschulen	1000
An das rauhe Haus	1000
An den weibl. Verein für Armen- u. Krankenpflege	2000
An den medizinischen Armenverein	2000
An das Freimaurer-Krankenhaus	2000
An den israelitischen Krankenverein	8000
An die israelitische Freischule	2000
An die christlichen Armenschulen	6000
An das israelitische Bekleidungsinstitut	2000
An das christliche Bekleidungsinstitut	2000
An die israelitische Mädchenschule	2000
An die christliche Mädchenschule	2000
An das christliche Waisenhaus	3000
An den Verein für nützliche Gewerbe unter den Israeliten	8000
An den Feuerungsverein	2000
An den Brod- und Suppenverein	2000
An den Frauenverein	2000
An den Verein für greise Männer und Weiber	2000
An den Krankenpflegeverein	3000
An den Miethverein	1000
An den Wittwenverein	1500
An die Schillingssammlung für alte Junggern	1500
An das vom Erblasser und Hrn. C. H. Tonner erbaute Schulhaus in Ottensen	4000

war von ihm dieſelbe erfüllt worden, und
Doktordiplom in der Taſche trat er in des

An das altonaer Waiſenhaus
An den altonaer Frauenverein
Für St. Nikolai Kirchenbau
Für St. Petri Kirchenbau
An den iſraelitiſchen Verein zur Erbauung einer neu
Synagoge, wenn ſolche in fünf Jahren fertig
An die Synagoge in Altona
An die Synagoge in Hannover
An Heimann Aron Wwe. Mk.
An Notar Breſſelau Wwe. "
An das Konterperſonal insgeſammt (10 Perſ.) "
(für jedes Jahr 100 Mk. Mk.)
An die Konterläufer zuſammen "
Dem Gärtner in Ottenſen zeitlebens freie Wohnung
und jährliche Rente
Zweien Töchtern von ihm jede ein Legat von
Deſſen Tochter Auguſte
An zwei Arbeitsleute, jeden eine jährl. Rente von
An einen andern Arbeiter eine jährl. Rente von
An den Oberkunſtgärtner ein Legat von
An deſſen Gehülfen
An das Dienſt- und Kammermädchen der Doktorin
Halle jede eine jährl. Rente von
An den Kutſcher
An den Unterkutſcher
An den Reitknecht

Haus, der nach des Vaters Tode dessen Stelle treu vertreten hatte. Die jetzige Anforderung desselben, daß sich der neue Doktor dem hamburger Advokatenstande widmen solle, fand indeß taube Ohren bei ihm, und jener nahm auch von seinem Verlangen Abstand, da er des Neffen Abneigung erkannte und zugleich den Ruf erfahren, den jener sich durch sein poetisches Talent erworben hatte. So konnte denn Heine, von seinem Oheim fernerhin großmüthig unterstützt, seiner Lieblingsneigung Folge geben. Zu Anerkennung des Dankes, den er ihm schuldete, schrieb er sein Leben, ein Denkmal dauernder als Erz, dessen Veröffentlichung durch den Druck — obwohl es bereits in den Händen des Verlegers Campe war — dennoch die Familie

---

An die weiblichen Dienstboten zusammen	3000
An die männlichen Dienstboten zusammen	4000
An die Haushälterin, so lange sie im Dienste bleibt, jährlich	Mk. Mk. 300
und wenn sie denselben verläßt eine jährl. Rente von	500
Der Familie insgesammt	Mk. 1,110,500
Außerdem den Kindern der drei verstorbenen Töchter des Erblassers	Mk. 2,700,000

Universalerbe ist der einzig lebende Sohn, Carl Heine.

verhinderte und wirklich unterdrückte, weil sie
geringen Ursprung ihres Ahnherrn nicht erinn
wollte! Deutschlands Literatur ward dadurch u
ihrer schönsten Kleinode ärmer.

Hamburg, Deutschlands sehenswürdigste St
Metropole des Handels, hat statt Hochschule u
senschaftliche Anstalten höherer Grade seine
worin der alten Hansastadt Reichthum in den M
ruht, die den Handelsverkehr in Bewegung setz
Börse und seine Börsenhalle, Gerhard'
Hoßtrupp Schöpfung, die Halle der Kaufman
mit der großen Journal- und Zeitungslesehalle
dennoch ist trotz ihrer kommerziellen Richtung di
den Musen nicht abhold. Sein Johanneu
Namen von festem Klang unter seinem lebrend
sonal aufzuweisen. Eine gute Bibliothek erfül
ständig die Zwecke, weshalb sie errichtet ward. L
schrieb hier seine Dramaturgie, die Bühne w
jener Zeit an blühend, Hamburgs Oper bereits
Jahrhundert hervorragend, und zu der Zeit, w
sich hier aufhielt, zählte das Stadttheater u
tüchtigen Direktion Schmidt's unter seine

gliedern Namen wie Lebrun, Lenz, Glov, Jacobi, Cornet, E. Devrient, Jost, die Reinhold und die Unzer.

Hamburg war Jahre lang der Sammelplatz literarischer und künstlerischer Kapazitäten, wenn auch nur in zeitweiser Dauer. Zu Heine's Zeit versammelten sich — vorzugsweise in dem Hotel de Saxe und in den Pavillons an der Alster — Hamburgs ausgezeichnete Geister: Reinhold, der Dramaturg und Herausgeber der Hammonia, Gatte der gefeierten Bühnenkünstlerin Christina Reinhold; Rosmeli, aus Schlesien an die Elbe übergesiedelt; Zimmermann, der Verfasser der neuen dramaturgischen Blätter, die sich würdig dem unsterblichen Werke Lessing's anschlossen, beliebt und jüngere Talente um sich versammelnd; Heine's Lehrer, Ludwig, Redakteur der Blätter der Börsenhalle; Meyer, Schröder's Freund und Biograph, aus Bramstedt herüberkommend; Kruse, der Däne, der treffliche, nicht genug nach Verdienst gewürdigte Romandichter; A. Lewald; Töpfer, der beliebte Lustspielschreiber; von Maltitz, als Dichter der „Pfefferkörner", des „Pasquills", des „Hans Kohlhaas" bekannt, bilde-

ten die Elite der damaligen literarischen
Hamburgs.

Hier zu Hamburg im Verlage von Hoffm
Campe erschien seine „Harzreise", der
bilder" erster Theil 1826. „Selten hat ein
Deutschland so laute und allseitige Theilnahm
gerufen als jene Harzreise; die Verschieden
Alters und Standes verschwanden vor diesem
Eindruck. Die vorwärtsstrebende Jugend
sich an den trunkenen Dithyramben, und di
Diplomatie schlürfte mit geheimem Entzücken
Gift, dessen Verderblichkeit sie keinen Ango
kannte: Fürst Metternich und Gentz, sein
waren nicht weniger entzückt als der Demago
genauer Noth ihren Verfolgungen entging.
bilder waren das erste freie Aufathmen
schweren und schwülen Atmosphäre. Zum
hörte man inmitten der Nachtunholde, mit
Leichenfantasie der Restaurationsdichter uns
ein lautes, übermüthiges, aus der Seele
Gelächter."

Statt des Prologs zur Harzreise: Schwarze Röcke, seid'ne Strümpfe u. s. w. hatte Heine den nachfolgenden geschrieben, den er später verwarf; er lautete:

Was ich schaute, was ich hörte,
Was mir Geist und Herz entzückte,
Was mich ennuyirte, störte,
Was mich feindlich niederdrückte —

Ernstes Streben, tolles Treiben
Wie der Narren so der Weisen —
Alles will ich niederschreiben,
Wie ich es geschaut auf Reisen.

Ist nicht Reisen doppelt Leben?
Einmal lebt man's nur zu Hause.
Willst du rüstig fürder streben,
So verlasse deine Klause!

Auf dem großen Welttheater
Sind wir Affen, Marionetten,
Reiten Steckenpferde alle:
Suche Jeder sein's zu retten!

Mag der Nachbar spotten, sticheln
Ob der närr'schen Kavallade,
Stichelt auf Herrn Vetter Michein
Wacker wieder sonder Gnade.

Alſo nehmt auch dieſe Reiſe
Auf, wie ich ſie hingeſchrieben.
Jeder hat ſo ſeine Weiſe,
Die er üben muß und lieben.

Ein Liederzyklus: die Heimkehr benannt, von 88 Liedern, eröffnet das Buch. Den proſaiſchen Theil desſelben bildet die Harzreiſe; ſie iſt Fragment und beſtimmt, ein Torſo zu bleiben. Sarkasmen, Witz, Laune und Satire geben dem Ganzen die originellſte, frappanteſte und ſchärfſte Würze. Der Haß und Unmuth, den er gegen Göttingen hegte, ſind auf der ganzen Reiſe durch den Harz ſeine treuen Begleiter, ſeine unzertrennlichen Gefährten; ihnen muß er als Reiſegenoſſen Freiheit zugeſtehen, und deshalb brechen dieſer Groll und Ingrimm unverholen und in lauten Ausbrüchen hervor. Aber nirgend geben ſich nüchterne, pedantiſch-trockene, gewöhnliche Alltagsausfälle kund; echte Satire, ſinnige Laune und kerniger Witz, wie exzentriſch ſie ſich auch immerhin hie und da geberden, feſſeln das Intereſſe des Leſers bis zu Ende. Er brach in dieſem Genre eine neue Bahn, oder vielmehr er ſchuf dieſes Genre, aber das große Heer der Nachtreter,

der zahlreiche Troß deutſcher Reiſepilgrimme ſammt ihren touriſtiſchen Schilderungen iſt nicht werth, ihm die Schuhriemen zu löſen.

Der zweite Theil der Reiſebilder wurde 1827 ausgegeben; ihr Charakter beginnt hier bereits publiziſtiſch zu werden; Heine wagt ſich hier zuerſt auf den Weg, den er ſpäterhin vorzugsweiſe einſchlug und nicht verlaſſen bis zu ſeinem wintermährlichen Deutſchland. Dieſer zweite Band beginnt mit der Schilderung: „die Nordſee.“ Es ſind echt-poetiſche, bald humoriſtiſche, bald ernſtgewichtige Ergießungen, durch den Anblick der Nordſee veranlaßt, welche der Dichter während ſeines Aufenthalts auf der Inſel Norderney im Jahre 1826 oftmals erblickte. Höchſt originelle Auffaſſung einzelner Momente und Erſcheinungen, woran Heine's reiche Fantaſie Ideen und Bilder, neu und überraſchend zugleich, anknüpft, zeichnen dieſe Poeſieen, welche antik-moderne Oden genannt werden können, auf das vortheilhafteſte aus; die faſt in allen vorherrſchend durchgeführte Antitheſe zwiſchen der alten Mythologie und ihren Mythenbildern auf der einen Seite und auf der andern dem Leben, der Anſicht und Be-

trachtung unſerer Zeit fördert die Originalität dieſer poetiſch-humoriſtiſchen Schöpfung noch mehr. Ebenſowenig wie vor Heine die deutſche Literatur Traumbilder aufzuweiſen hat, hat ſie Produkte, welche dieſen Nordſeebildern gleichen, hervorgebracht.

An dieſe reiht ſich der Nordſee dritte Abtheilung, gleichfalls auf dem Eiland Norderney geſchrieben in Art und Weiſe der Harzreiſe, indeß ohne ausſchließliche Beſchränkung auf dieſes Eiland, reich mit fernerliegenden Ideen und Betrachtungen durchwebt, die ſich über Literatur und Kunſt, Zeitgeſchichte und Zeitgegenſtände, wie Reflexionen über ältere Geſchichte u. ſ. w. verhalten. Eine Mittheilung unter dem Titel: Ideen, mit der zweiten Bezeichnung: das Buch le Grand, ſetzt, wenngleich durchaus in anderer Einkleidung, die vorhergehende Mittheilung fort und enthält vor allem Jugenderinnerungen aus dem Leben des Dichters, aus denen — wie bereits bemerkt — falſche Patrioten den abgöttiſchen Bonapartismus Heine's haben deduziren wollen. Auf ihrer beſchränkten Stufe waren ſie indeß unvermögend, jene tiefen Eindrücke, welche aus den großen welthiſtoriſchen Tagen und ihren Erſcheinungen,

die der Dichter als Knabe miterlebte, ihm in Herz und Sinn und Gemüth zurückgeblieben, zu würdigen, daher dieser gehaltlose Vorwurf. Sie enthalten einen wahren Schatz gediegener Lebensweisheit und neuer treffender Ideen und Ansichten, denen man, wenn sie auch meist zu enthusiastisch gehalten sind, dennoch zustimmenden Beifall nicht versagen kann. Die früher bereits besprochenen Briefe aus Berlin machen den Schluß des zweiten Bandes. Leider hat Heine selbe unbegreiflicher Weise in der dritten Auflage dieses Theils der Reisebilder ausgemerzt, was sehr zu bedauern. Ich führe über sie die Worte eines kompetenten Richters, Gutzkow's, an. Er sagt:

„Die Diktion Heine's darin ist der Kulminationspunkt der modernen Schreibart; sie hat alle Vorzüge und Fehler derselben. Ihr größter Fehler ist wohl einer, für den sie selbst nicht kann, nämlich der, daß sie sich nachahmen läßt. Diese feine musivische Kompositionen, diese drei-, viermal überbrüstete Einkleidung lächelnder Gedanken, diese sogar im Erhabenen noch immer beobachtende Beobachtung ihrer selbst könnte Methode werden, da sie ordentlich ihre Regeln hat.

Alles heinesirt, alles mischt den Scherz in den Ernst, setzt die konkreten Bilder für abstrakte Begriffe, gibt den Theil für das Ganze, und hat für das Erhabene eine eigenthümliche Verbindung der Sätze, die in einem gewissen Fortspinnen der Perioden durch träumerisch-gedankenlose Verbindungspartikel besteht. Jeder, der heute schön schreiben will, muß einen Theil von Heine borgen; doch gibt es mancherlei Erlösung von den Extremen dieser Diktion."

Im Jahre 1830 erschien der dritte Theil der Reisebilder, welchem im darauffolgenden Jahre als vierter Theil die Nachträge zu den Reisebildern folgten. Im ersten muß Italien den Stoff hergeben, den Punkt bieten, von dem er gleichsam als Zentrum alle Radien seiner Geistesthätigkeit ausströmen läßt in den divergirendsten Gestalten, bis zu der — Keule, womit er Platen's moralische Existenz vernichtet, als furchtbare Rache wegen der Heine von jenem in seinem romantischen Oedipus zugefügten, gehaltlosen Unbilden. Zu seiner Rache, wie zu diesen Unbilden sucht man vergeblich in der ganzen deutschen Literatur nach einem Pendant. Die Reisebilder-Nach-

träge bringen in der einen Hälfte die Bilder aus Italien zum Schluß und füllen die andere Hälfte mit den vortrefflichen „Englischen Fragmenten", welche — früher als Beiträge in den politischen Annalen abgedruckt — der Verfasser hier zusammengestellt hat. Sie sind alle gesammt rein publizistischen Inhalts, die er dem deutschen Vaterlande und Volke darbringt als sein „Kunz von der Rosen, als der Mann, dessen eigentliches Amt die Kurzweil ist in guten Tagen, der aber in des Volkes Kerker dringt zur Zeit der Noth, sein starkes Zepter und seine schöne Krone unter dem Mantel, daß es frei als sein eigner Kaiser herrsche."

„Kahldorf über den Adel", in Briefen an den Grafen Moltke, war Heine's nächste Schrift 1831, vielfach angefeindet, aber mit Kraft, Wahrheit und Nachdruck die Rechte der übrigen Stände vertheidigend, als Gegenschrift einer Schrift des dänischen Kammerherrn „über den Adel und dessen Verhältniß zum Bürgerstande," worin „der hochadelige Kämpe auf seinem Turnierroß sitzt und keck die mittelalterliche Zeit behauptet, daß durch adelige Zeugung ein besseres Blut entstehe, als durch gemeine bürgerliche, worin er die

Geburtsprivilegien vertheidigt, das Vorzugsrecht b
einträglichen Hof-, Gesandtschafts- und Waffenämtern
wofür man den Adeligen dafür belohnen solle, daß e
sich die große Mühe gegeben habe, geboren zu werden.
Dagegen erhebt sich Heine, der die Autorschaft zwa
ablehnt und nur als Herausgeber auftritt, weil er
„nimmermehr mit solcher Mäßigung die Prätensionen
von Erblingen habe diskutiren können." Stück um
Stück schlägt er jene aberwitzigen Behauptungen und
„noblen" Ansichten zu Boden, und die Wahlstatt wird
bedeckt mit den glänzenden Fetzen des Verurtheils und
den Wappentrümmern altadliger Insolenz.

Heine lebte in Hamburg ohne öffentliche Anerken-
nung, seine Werke wurden verschlungen, aber um den
Dichter selbst kümmerte man sich nicht; um desto unge-
zwungener konnte er leben — schreibt A. Lewald.
Seine Mutter lebte dort in Zurückgezogenheit von der
Welt, innig verehrt von ihrem Sohne. Sein Vater
starb daselbst, als der Sohn in Italien reiste; schnell
kehrte er, alles im Stiche lassend, zurück. Sein Vater
war ein unglücklicher Mann, dem es sein ganzes Leben
hindurch nicht recht glücken wollte; er starb jung, im

Wahnſinn. Seine einzige Tochter, unſeres Heine Schweſter, eine feine hübſche Frau, mit blonden Locken und blauen Augen, einer Engländerin ähnlicher als einer Deutſchen, liebte Heine ſehr.

Er hatte wenigen Umgang; nächſt den Seinigen verkehrte er mit A. Lewald am meiſten, ſo lange ſich derſelbe in Hamburg aufhielt. Nachmittags ſah man ihn zuweilen in einem Zirkel, der ſich bei dem Schauſpieler Forſt zu verſammeln pflegte und aus den heterogenſten Elementen beſtand. Einige Mitglieder des Stadttheaters, Cornet, Joſt, Emil Devrient, einige junge Advokaten und Mediziner, der Luſtſpieldichter Töpfer und Lewald gehörten dieſem Kreiſe an.

Während ſeines Aufenthalts zu Hamburg nach ſeiner Rückkehr von Helgoland ſchrieb er den letzten Theil des dritten Bandes ſeiner Reiſebilder, nämlich die wahrhaft künſtliche, aber auch wahrhaft gräßliche Diatribe gegen den Grafen Platen. Als Intermezzo fiel dazwiſchen die Abfaſſung der Antwort Kahldorf's an den Grafen Moltke über den Adel, auf den Wunſch des Verlegers ſeiner Schriften, Buchhändlers Julius Campe in Hamburg, und beſchloß dann ſeine

literariſche Thätigkeit in Hamburg mit theilweiſem Niederſchreiben und Zuſammentragen der „Nachträge zu den Reiſebildern.“ Sie erſchienen, wie alles, was er ſchrieb, im Verlage von Julius Campe in Hamburg, mit dem er täglich verkehrte; dort ſah man ihn Vormittags im Buchladen, beſonders wenn Bücherballen von Leipzig eintrafen, deren Novitäten er dann durchſtöberte.

Er liebte Campe ſehr. So lange er ſo bleibt — pflegte er zu ſagen — bleibe ich bei ihm. Sie glauben indeß nicht — fügte er lachend hinzu — wie ſehr er ſich verändert hat. Ehe er nach Italien reiſte, war er ein vortrefflicher Menſch.

Campe war daran gewöhnt, über ſich ſcherzen zu laſſen, und nahm es Heine vollends nicht übel.

Der Börne koſtet ihm zuviel — ſagte dieſer — und will noch immer nicht recht ziehn.

Aber Börne wird ziehn, wenn Sie längſt vergeſſen ſein werden — gab Campe zurück.

Das iſt ein Unglück für ihn und für Sie — erwiederte Heine — daß ſo lange darauf gewartet werden muß.

Den Sommer über wohnte er in dem ſtillen Dörfchen Wandsbeck, lebte dort ſeinen Studien und kam ſelten zur Stadt. Von hier aus datirt beſitze ich noch einen Brief Heine's — leider in fetzenhaften Fragmenten — worin er ſarkaſtiſch ſich ergötzt über den „Stuttgarter Bullenbeißer" (Wolfg. Menzel), der nach einer Rezenſion in ſeinem Literaturblatt unter meinen damals erſchienenen Erzählungen „mörderliche, fleiſchermäßige Gemälde" herausgewittert habe, die „nur für engliſche Doggen, nicht für Menſchen geſchrieben ſeien", während die, von Menzel „altersgrau und grünmoosbewachſen" getaufte Literaturzeitung von Jena ihnen „ein recht großes Publikum wünſchte." — Alſo ſich diametral einander gegenüberſtehend, trieb man damals „kritiſche Studien" in der deutſchen Journaliſtik; ob's heutzutage beſſer geworden in der periodiſchen Preſſe?

Eine Fahrt nach Norderney in's Seebad fällt in dieſes Jahr; die Reiſebilder ſchildern ſie. Eine Reiſe nach England folgte. Sein Oheim, der für die Anerkennung, die ſein Neffe bereits in der literariſchen Welt ſchon damals genoß, nicht gleichgültig war, hatte ihm

— den er noch immer wie früher den „dummen Jungen“ nannte — für die Widmung eines Theils seiner Reisebilder ein Geschenk, bestehend in einer Banknote von 100 Pfund Sterling, gemacht, zur Ausrüstung zu einer Reise jenseits des Kanals.

Während seiner Anwesenheit in London half ihm ein bedeutendes Bankierhaus aus augenblicklicher Geldverlegenheit, weil es vernommen, Heine beabsichtige die Herausgabe einer Schrift über das Haus Rothschild. Als Heine erfuhr, daß jenes Bankierhaus zu den entschiedensten Gegnern Rothschild's gehöre und sehr wünsche, daß die ihm erwiesene Gefälligkeit auf jenes Werk von Einfluß sein möchte, übermachte er demselben sogleich die vorgeschossene starke Summe, obgleich ihm dieses zu jener Zeit bedeutende Opfer kostete, um seine vollkommenste Unabhängigkeit sich zu bewahren und das Londoner Bankierhaus nicht zu Hoffnungen zu verleiten, die er nie zu erfüllen im Sinne haben konnte. Ob Heine wirklich die Absicht gehabt, wie A. Lewald erzählt, eine Schrift über Rothschild zu veröffentlichen, ist mir nicht bekannt geworden.

Im Jahre 1827 begab er sich von Hamburg über

Frankfurt am Main, wo er Börne, der sich dort aufhielt, besuchte, nach München, auf Veranlassung des Buchhändlers von Cotta, der ihn berufen hatte, um mit Dr. Lindner die „politischen Annalen" zu redigiren, und auch einigen anderen projektirten literarischen Instituten seine Thätigkeit zu widmen. Es galt — sagt Heine selbst — damals für die liberale Presse jene Organe zu schaffen, die späterhin so heilsamen Einfluß üben könnten; es galt, die Zukunft zu säen, eine Aussaat, für welche in der Gegenwart nur die Feinde Augen hatten, so daß der arme Säemann schon gleich nur Aerger und Schmähung einerntete.

Männiglich bekannt — schrieb Heine — sind die giftigen Jämmerlichkeiten, welche die ultramontane, aristokratische Propaganda in München gegen mich und meine Freunde ausübte, und Börne warnte ihn, sich zu hüten, mit den Pfaffen in München zu kollidiren. Er nahm an der Redaktion eines Jahrganges Theil: jedes Heft enthielt ein bis zwei Mittheilungen aus Heine's Feder, besonders England betreffend, Schilderungen und Bilder aus der Zeit seiner Anwesenheit in London; auch seine Charakteristik Napoleon's oder

richtiger — seine Kritik des Lebens Napoleon's von Walter Scott — erschien darin. Alle diese Beiträge zu den „allgemeinen politischen Annalen" stellte er im vierten Theile der „Reisebilder" später zusammen. Ein Artikel in jenem Journal war der Literaturgeschichte Wolfgang Menzel's gewidmet. Auch das „Morgenblatt" und „Inland", beide periodische Unternehmungen des Cotta'schen Verlags, enthielten in jener Zeit Beiträge von ihm. Unter ihnen verdient die Kritik des Trauerspiels Struensee von M. Beer besonderer Erwähnung.

Das Jahr darauf sah ihn Italien. Seine Aufzeichnungen darüber erschienen zuerst im Morgenblatt und wurden darauf den Reisebildern einverleibt. Von dort nach Hamburg zurückgekehrt, verweilte er auch hier nicht lange; er wechselte mit Lüneburg, wo er in regem Verkehre mit Dr. Christiani lebte.

Im Jahre 1829 finden wir ihn wieder in Berlin, seine früheren Kreise und Bezüge in treuer Anhänglichkeit auf's neue aufsuchend. Besonders näherte er sich Rahel, der von ihm in einer Reihe von Sonetten poetisch Gefeierten, wiederum wie früher. Ein Brief

an Varnhagen vom 13. März 1829 aus ihrer Feder erzählt von ihrem Verkehre mit ihm. Sie schreibt:

„Von Heine wollte ich dir eben schreiben. Das Resumé, was ich heraus habe, ist und bleibt sein großes Talent, welches aber auch in ihm reifen muß, sonst wird's inhaltsleer und höhlt zur Manier aus; er denkt überhaupt, was ihm entschlüpft, was er sagen mag, ist für die Menschen gut genug. — — Wir sprachen alle viel. Die Rede kam auf die egyptischen Bildwerke; ich nahm ihre steifen Haltungen in Schutz und erwies, die Natur im Ragnen und alles, was sie versucht und zu thun gezwungen ist, aus lauter nur für sie geltenden Gründen nachahmen zu wollen, sei durchaus falsch und daher unthunlich; in eine menschliche Schranke müssen Künste sich engen; in einen solchen, für den höchsten gehaltenen Menschenzustand, in Beschränkung, in Grenze ihre Einwilligung geben, das allein sei ihre Freiheit; und so seien der Egypter Stellungen eine Art Bild ihres geselligen Daseins; nicht arbeitend, nicht strebend, nicht recht bewegt. Der Gegensatz davon sei der wiener Walzer, der oft so unsinnig angebracht schiene, nach jedem ernsten Kampf oft, mir aber stets

ernſten Eindruck mache und gefalle — ohne daß ich lange den Grund deutlich gewußt — ſowie ein Leid, ein Kampf, eine Verwirrung, ein Vollbrachtes geſchehen ſei: gewalzt! Was will der Menſch mehr. Schweben, Leben, Sein, Fertigſein! — Heine ſchlug über die Fauteuil-Lehne, blutroth, ganz weg vor Lachen; er brach wider Willen aus.

Tollheit! ſchrie er, toll, ganz toll, o wie toll! Tollheit! nein, das iſt raſend: ſolcher Unſinn ward noch nicht geſagt!

Und ſo blieb er lachend. Sowie er wieder zu ſich war, war er reinſter lichter Neid. Ich ſagte ihm auch: Den Unſinn möchten Sie gemacht haben! — Ich lachte auch. Die letzte Hälfte, die vom Walzer, mußte ich ihm erklären: er frug ganz ernſthaft, und fand es dann ſehr gut. Aber dies Lachen! So natürlich ſah ich ihn nie. Das wollte ich dir erzählen. Um 9 Uhr ging Heine." —

Sein Zerwürfniß mit dem Grafen Auguſt von Platen fällt in dieſe Zeit, hervorgerufen durch deſſen Ausfälle gegen Heine in ſeinem Luſtſpiel: „der romantiſche Oedipus" (1829). Heine war gegen öffentliche

tadelnde Ausſprüche über ſeine Schriften nicht gerade ſehr empfindlich; aber eine Erinnerung daran, daß er jüdiſcher Herkunft ſei, empörte ihn und verſetzte ihn in fieberhafteſte Glut: er, der ſonſt ſanft und ſtill, ward heftig, tobte und vergaß ſolche Unbilden ſobald nicht. Auf's äußerſte entrüſtete ihn daher, daß Platen ihn in ſeinem Oedip den „getauften Juden" verwarf, und ſo wandelte er in ſeinem Grimme racheſchnaubend und auf Rache ſinnend einher. Das war der mir bekannte Grund jener wahrhaft ſcheußlichen Prangerſtellung Platen's im dritten Theil ſeiner Reiſebilder, woran die Art und Weiſe Bewunderung erheiſcht, wie und wodurch er ſolch ein Produkt zu Stande brachte, das in vieler Hinſicht, ſowohl rückſichtlich ſeiner Kompoſition wie ſeiner Tendenz, ohne gleichen iſt: keine Literatur irgend eines Landes hat nur entfernt ähnliches aufzuweiſen. Die Korreſpondenz, welche er mit Immermann, dem Hauptſubjekt des Platen'ſchen Luſtſpieles und ſeiner Invektiven, über dieſes Erzeugniß des „Zeus im Silbenfalle" führte, wird die Wahrheit meiner Angabe beſtätigen; die Veröffentlichung der Briefe Heine's und Immermann's ſteht bekanntlich bevor. Sie wird

auch jetzt schon durch eine Mittheilung im Feuilleton der ostdeutschen Post bestätigt, in welchem der ungarische Schriftsteller und Uebersetzer Kertbeny manche schlagende Bemerkungen Heine's anführt. So erzählt Kertbeny, daß er Heine fragte: „Sagen Sie mir aufrichtig, halten Sie Platen wirklich für keinen Dichter? Und wissen Sie, daß der Mann an Ihrem Hohn gestorben?" — „Ei freilich," meinte Heine, „halte ich ihn für einen Dichter, und zwar für einen bedeutenden, wenn auch innerlichst kalten; er war ein Dichter im griechischen Sinne, dessen Poesie nicht im Gemüthe, sondern in einem inneren musikalischen Sinne bestand, in einem mathematischen Sinne für Musik." — „Weshalb thaten Sie ihm denn aber so mit vollem Bewußtsein Unrecht?" — „Ja, sehen Sie," erwiederte Heine, und er lächelte faunisch, „ich trat damals gerade erst auf, und mein ganzes geistiges Wesen ist ein derartiges, daß es nothwendig ein Halloh von Opposition hervorrufen mußte; das fühlte ich voraus; und besonders all die kleinen Kläffer waren meinen Waden unvermeidlich. Ich wollte dem kurzweg vorbeugen, und so erwischte ich gleich den größten unter ihnen heraus, schindete ihn, wie Apollo

den Marſyas, und ſchleppte dieſen Rieſen gleich mit mir auf die Schaubühne, damit den Kleineren der Muth vergehe. Das gehört ſo zur Taktik literariſcher Feldzüge. Und dann war der Menſch wirklich ein Halbnarr, als Menſch wenigſtens; er ging in München mit einem Lorbeerkranze ſpazieren, das hab' ich ſelbſt geſehen. Auch — und hier ſtockte Heine etwas — war er ſchrecklich arrogant; ich ließ ihm einige Male ſagen, er möge mich keinen Juden nennen, ich ſei keiner, am allerwenigſten einer in ſeinem Sinne; er blieb aber ſtörriſch wie Don Quixote, und ſo nannte ich ihn denn einen .... und endlich erſtach er ſich wie ein Skorpion."

Platen's erſtes Luſtſpiel dieſes „ariſtofaniſchen" Genre's, „die verhängnißvolle Gabel" richtete ihre Spitzen und Zinken gegen Müllner, Grillparzer, Houwald und die ſogenannten Schickſalstragödien, die ſie auf die Bretter der Bühne brachten; ſie ging einzig und allein aus Platen's Antipathie wider die tragiſche Schickſalsidee Müllner's und ſeiner Nachahmer hervor. Die Veranlaſſung zu dem „romantiſchen Oedip" war indeß eine ganz andere — nur individueller Groll, perſönliche Rache, daraus erwachſen, daß Immermann

den gräflichen Poeten in einigen Xenien gerade nicht höflich rückſichtlich ſeiner poetiſchen Leiſtungen bewillkommnete, und Heine ſelbe im zweiten Theile der Reiſebilder veröffentlichte. Das ſollten beide büßen: und ſo ſchrieb Platen ſeinen Oedip, worin er den „Romantiker Nimmermann," das Publikum als Reiſenden, den Verſtand (exilirt) und den Chor aus Haidſchnucken (Schaafen) auf der Lüneburger Haide beſtehend, aufführt, wo „Tag und Nacht, romantiſche Blasbälge tretend, der berühmte Verſeſchmied wohnt, Beſitzer einer Schäferei und nebenbei Scharfrichterei treibt," denn ſein Trauerſpiel Cardenio iſt „die größte, mehr als ekelhafte Metzelei, die je der fette Froſch Bombaſt in dunſtigem Irrlichterſumpf poetiſchen Wahnſinns laichte." Die Szene zeigt uns den Nimmermann hinter einer ſpaniſchen Wand, wo er „ein Trauerſpiel überlegt" und ein „Privatgeſchäft abthut," indem er „Sophokles Oedip geleſen, der ſogleich wieder als Purganz von ihm geht." Die Heine berührende Stelle waren die Immermann in den Mund gelegten Worte:

„Dort*) erklärt' ich auch,
Weshalb der getaufte Heine, mein Mitſtrebender,
Kein Byron blos mir, aber ein Petrarca ſcheint.
Ihn nennen dürfen hätt' ich auch den Pindarus
Vom kleinen Namen Benjamin; er nannte mich
Des jetz'gen Zeitabſchnittes erſten Tragiker

und ſpäter nennt er Heine „den herrlichen Petrark des Laubhüttenfeſtes" und weil er ſich „der erſten Dichter einen" in einem „Liedlein" ſelbſt genannt, ſpricht er von „Synagogenſtolz" und nennt ihn den „Buſenfreund" Immermann's, „des ſterblichen Geſchlechts der Menſchen Allerunverſchämteſten."

Das war mehr als Heine zu ertragen vermochte: er ſchwur Rache und Verfolgung ſeinem Feinde. Immermann's Angriffe wider Platen in ſeiner Broſchüre: „Der im Irrgarten der Metrik taumelnde Kavalier" waren ſchwach, deſto ſtärker Heine's Keulenſchläge; ſie mordeten ihn moraliſch. —

Im Juli und Auguſt des Jahres 1830 badete Heine in Helgoland; er war ſelig im Gefühle, nicht auf dem

*) Im „Hegel'ſchen Wochenblatt," d. h. in den berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, worin Immermann Heine's Tragödien rezenſirt hatte.

Boden des deutſchen Feſtlandes zu ſtehen; ſeine Stellung im Vaterlande wurde ihm tagtäglich unangenehmer, ſchwieriger.

„Ich ſelber bin des Guerillakrieges müde — ſchrieb er mir unterm 6. Juli von Helgoland — und verlange nach Ruhe. Es iſt wahrlich ſeltſam, daß gerade ich aus meinem beſchaulichen Leben herausgeſtört ward, um meine armen deutſchen Landsleute gleichfalls herauszuſtören aus ihrer Behaglichkeit und in die Bewegung hineinzutreiben und mich mit Polizei und Zenſur herumzuhetzen. Was mußte ich auch Reiſebilder ſchreiben, politiſche Annalen redigiren, mich mit der Zeit und ihren Intereſſen abplagen, den armen deutſchen Michel aus ſeinem tauſendjährigen Dachsſchlaf aufrütteln? Was half's mir? Er ſchlug die Augen auf, um ſie gleich darauf wieder zu ſchließen; er gähnte, um ſofort wieder nur noch ſtärker zu ſchnarchen; er reckte ſeine ſteifen ungelenken Gliedmaaßen, um gleich darauf wieder im alten Bette ſeiner Gewohnheiten gleich einer Leiche leblos zu liegen. Ich muß Ruhe haben; aber wo finde ich einen Ruheplatz? Vielleicht wäre am Ende der der beſte, worauf die „ſtillen Leute" ruhen,

und wo es Betten gibt, die man „kühl", „kalt", „still" und „düſter" nennt. Doch nein — für dieſe Lagerpfühle bin ich noch zu warm, zu voll Leben. In Deutſchland kann ich nicht länger bleiben; ich habe die Wahl zwiſchen Frankreich, England, Italien und Nordamerika, wenn mich nicht am Ende der Sultan, der ſicher meinen „Almanſor" geleſen hat, und mehr für ihn ſchwärmt als für ſeine Fatimen im Harem, noch zu ſich einladet und mich zu ſeinem Hofleibarzt ernennt, da er weiß, daß ich in Bonn und Göttingen ſtudirte, und man in Deutſchland den Katzenjammer am beſten kennt, weil er am häufigſten hier vorkommt und am gründlichſten und ſchmackhafteſten mit Häringſalat zu heilen weiß. — Doch — im Ernſt. Gib mir Rath, wohin ich gehen ſoll? Uebereile dich nicht und ſchreibe mir offen deine Anſicht; ich bleibe wenigſtens noch vier Wochen unter dem Schutz und Schirm des komfortablen, brittiſchen Gouverneurs des einſamen Eilandsfelſens." Alſo wankte er in ſeinen Vorſätzen und wußte nicht, wohin.

Während Heine auf Helgoland badete, war ein gewaltiges Ereigniß — von vielen längſt erwartet, von

manchen nicht einmal geahnt und für unmöglich gehalten — auf dem europäiſchen Kontinente eingetreten: die Julirevolution hatte in drei Tagen das Geſchlecht der Bourbonen vom Throne Frankreichs geſtürzt, und ſetzte Deutſchland gleichſam nachhallend in Bewegung. Kaum hatte der Kanonendonner in Paris geſchwiegen, die Barrikaden waren weggeräumt aus den Straßen, die neue dreifarbige Fahne flatterte auf dem alten Thurme der Kathedrale Notre Dame und die Pflaſterſteine flogen nicht mehr, da begann hie und da auch in Deutſchland unvorbereitet ein ähnliches Kugel- und Straßenpflaſterſteinſpiel en miniature. Das ruhige deutſche Hausherz gerieth aus ſeinem gewohnten Schlage in ſchnellere Bewegung, und als der Geſchützdonner von der Seine ſich in den Flintenſchüſſen Brüſſels erneute, holte man in Deutſchland die roſtigen Feuergewehre aus den Plunderkammern, Piſtolen und Waidmeſſer von den Wänden, und putzte ſie und trällerte die Marſeillaiſe. In den Miniaturfürſtenländchen Reuß-Schleiz-Lobenſtein u. ſ. w. reizten die Wildgehege des Landesvaters zu einem „Sturm im Waſſerglaſe“; in Mecklenburg-Schwerin wagte Johannes

Hagel — gemeinhin Janhagel — im begeiſterten Freiheitsgefühle einen herzhaften Angriff auf einen Münzſchatz von 160,000 blanken Thalern; in Sachſen proteſtirte man wider alte Satzungen und neuen Brückenzoll, und in Hamburg machte ſich der Steuerjammer gewaltſam Luft und der Pöbel ließ ſein Hepp, hepp! erſchallen. Man begann ſchon Steine gegen des alten Salomon Heine ſtattliches Haus am Jungfernſtieg zu erheben; aber alſobald brachten ihm Tauſende ein Hurrah und riefen zur Ordnung: und keine Fenſterſcheibe ward verletzt. Dagegen flüchtete Karl von Braunſchweig aus ſeinem brennenden Schloſſe und ſegelte nach John Bull hinüber. Später ward das „Hambacher Feſt" begangen, wo Börne ſprach. Heine nahm an allen Vorgängen keinen Antheil. Die Haufen verliefen ſich: die deutſche Eintagsfliege der Bewegung hatte ihren kurzen Lebensathem ausgehaucht, und die frankfurter Bundestagsbeſchlüſſe waren das Schlußbild des deutſchen Revolutionspanorama's.

Von Helgoland war er wieder nach Hamburg zurückgekehrt. Ihn drängte es nach Berlin, nach Rahel, um ſie wiederzuſehen, zum letztenmale vor ſeiner Auswan-

derung aus dem Vaterlande; denn immer mehr befreundete er sich mit dem Gedanken, daß seines Bleibens in Deutschland nicht länger sein könne, und stets mehr befestigte sich sein Vorhaben, nach Paris zu übersiedeln. Rahel's und Heine's Verhältniß zu einander war ein inniges; auch ihrem Bruder Robert stand er nahe. Sie selbst spricht sich darüber offen in einem Briefe vom 9. Oktbr. 1830 an Gentz aus:

„Heine wurde uns vor mehreren Jahren zugeführt wie so viele, und immer zu viele. Da er fein und absonderlich ist, verstand ich ihn oft und er mich, wo ihn andere nicht vernahmen. Das gewann ihn mir und er nahm mich als Patronin. Ich lobte ihn wie alle gern und ließ ihm nichts durch, sah ich's vor dem Druck; doch das geschah kaum, und ich tadelte dann scharf. Mit einem Male bekam ich sein fertiges eingebundenes Buch*) von Hamburg, wo er war, die Zueignung an mich darin. Der Schlag war geschehen, und nur darin konnte ich mich fassen, daß ich schon damals wußte, daß alles Geistige vergeht, und sogar bald

*) Die Harzreise, ihr gewidmet.

von Neuem der Art verſchlungen wird, ja das meiſte faſt unbeachtet bleibt. Ihnen konnte ich nach vollbrachtem Attentat nichts als ihm ſchreiben: nun ſähe ich es völlig ein, weshalb man bei Fürſtinnen erſt die Erlaubniß erbitte, ihnen ein Buch zueignen zu dürfen u. ſ. w.' Wir blieben uns aber hold nach wie vor."

Als er von Rahel Abſchied genommen, kehrte er nach Hamburg zurück, woſelbſt er jedesmal wie nach einem Aſyle ſeine Zuflucht nahm; denn dort lebte ſeine Mutter, an der er mit wahrer Kindesliebe hing, ſeine nicht minder geliebte Schweſter, dort verehelicht, und ſein Oheim und Wohlthäter Salomon Heine und die Seinigen. Nach dieſem Familienkreiſe ſehnte er ſich ſtets zurück nach ſeinen näheren Reiſen und ferneren Fahrten, nach ſeinem Aufenthalte in München, in Italien und England, auf Helgoland und in Norderney, in Berlin und Frankfurt. Das waren lauter Epiſoden in ſeinem hamburger Leben vom Jahre 1826 bis zu 1831.

Paris.

1831 — 1856.

Aachen, Köln, Münster, Hamburg, Barèges,
Cauterets, Hautes Pyrenées.

Mit diesem Abschnitte der Denkwürdigkeiten aus Heine's Leben, meinen Erinnerungen und Erlebnissen daran und daraus, beginnt — nach seinen Lebensjahren gerechnet — sein Mannesalter; er hatte das vierunddreißigste Lebensjahr zurückgelegt und stand somit an der Scheide der Tage, wo im Leben von Männern, die in irgend einer Weise sich ausgezeichnet und Einfluß geübt haben, die Lehrjahre zu Ende gehen und die Meisterjahre beginnen. Aber große Geister reifen nicht mit der Zeit, gleich der Traube an der Rebe; sie sind gereift von Beginn an, und was sie produziren, sind reife Früchte von vornherein. Es bedarf auf poetischem Gebiete nur der Erinnerung an die Heroen unserer deutschen Literatur, und ihnen in dieser Beziehung durchaus ebenbürtig steht Heine da; vielleicht nimmt er gar die erste Stelle in erster Reihe an; denn niemanden hat weniger gezeitigt die Zeit als ihn: das

erſte Lied, das er geſungen, bekundet den Meiſter im Geſange; ſein erſtes Werk in proſaiſcher Form, die Harzreiſe, tritt in gleich gerundeter, vollkommener Geſtalt auf wie die letzte Zeile aus ſeiner Feder. Keinen Schritt, nicht einen Zoll breit, iſt er fortgeſchritten in Vollendung deſſen, was er geſchaffen: der Genius leuchtet von ſeinem Erwachen an in gleich glänzendem Lichte; die „Zeit hat keinen Theil" an ihm; er ſteht gleichſam über ihr, außer und über dem Geſetze des Endlichen zugleich. Gleich Minerva aus Jupiter's Haupte tritt er gewaffnet hervor. Seine Jugend lieferte Meiſterwerke, das Mannesalter blieb nicht hinter ihnen zurück. Das iſt ein untrüglicher Maaßſtab, der ſich von ſelbſt an ſeine Geiſteswerke legt. Und wo der Name eines deutſchen Dichters genannt wird, „da wird auch der Meine genannt." Das ſang er im Jahre 1818, einundzwanzigjährig; in Vorahnung ſeiner geiſtigen Kraft, ſeiner reichen Fantaſie, ſeines übermächtigen Geiſtes.

Die klügelnde Welt, die „das Strahlende zu ſchwärzen, das Hohe in den Staub zu ziehen" ſtrebt, hat viel zu meiſtern gefunden; ſie hat mit ihrer ſogenannten

kritiſchen Feile viel am Hufe ſeines Muſenroſſes herumzuarbeiten verſucht; — aber, unbekümmert um ſolche Hufſchmiede, durchflog ſein Pegaſus die Bahn empor zu Zeus; denn er gehörte zur auserwählten Zahl derjenigen, zu denen er bei der Theilung der Erde ſprach:

Willſt du in meinem Himmel mit mir leben?
So oft du kommſt, er ſoll dir offen ſein! — —

Im Frühjahre 1831 beſchloß er endlich, von Hamburg nach Paris zu gehen und den deutſchen Boden zu verlaſſen; die Abreiſe ward auf den erſten Mai feſtgeſetzt; und Heine reiſte ab. Er nahm ſeinen Weg über Frankfurt am Main, woſelbſt er von der zuvorkommenden Höflichkeit, die man ihm angedeihen ließ, überraſcht war; man erzeigte ihm alle möglichen Auszeichnungen — berichtet A. Lewald, der ihm bald darauf nach Paris folgte. Heideloff und Campe — erzählt er — die ich in Paris ſogleich aufſuchte, wußten mir Heine's Wohnung nicht anzugeben; er pflegte aber Abends in ihren Laden zu kommen. Dort traf er ihn auch. Es fing ihm nachgerade an, in Paris zu gefallen; er hatte bereits einige Bekanntſchaften gemacht, die ihn intereſſirten. Ein junger Mann von bedeutendem

Talente hatte begonnen, unter seinen Augen die Reise
bilder zu übersetzen. Heine freute sich darauf, den Fran
zosen alsobald bekannt zu werden. Leider war aber de
Uebersetzer zugleich Nachtwandler, stieg einige Woche
später auf's Dach und stürzte sich zu Tode, ehe er sein
Aufgabe beendigt hatte. „Ich habe viel Unglück" —
sagte Heine.

In Rothschild's Zirkeln hatte er Gelegenheit, sic
den ausgezeichnetsten Männern des Tages zu nähern
auch die Soiréen bei Lafayette pflegte er zu besuchen
Die S. Simonisten bemühten sich, ihn für ihr Inte
resse zu gewinnen; er nahm Theil an ihren Zusammen
künften, die sie in der Rue Faitbout gaben. Olind
Rodrigues und den Père Enfantin, die er persönlic
kannte, schätzte er sehr, ohne sich jedoch ihren Wünsche
hinzugeben. Er hielt sich wie in Deutschland so auc
in Frankreich fern von allen Cliquen, und ging ruhig
seines Weges, ohne sich irren zu lassen. Balzac, Du
mas, Scribe, A. Scheffer, V. Hugo, G. Sand, D
Gay, Th. Gauthier, Lamartine, L. Blanc und andere
literarischen Notabilitäten Frankreichs stand er mehr
oder minder nahe. Sein eiserner Fleiß wich trotz alle

Zerſtreuungen, welche die Weltſtadt bot, und die in Folge ſeines Rufes noch mehr von allen Seiten auf ihn eindrangen, nicht einen Augenblick von ihm. Zwar wies er das Dolce far niente des Dichters nicht ganz von ſich, und ſeine Mußeſtunden wechſelten mit Nutzeſtunden ab. Zudem war, um alſo zu ſchaffen und zu wirken, wie Wille und Abſicht bei ihm waren, ihm auch Zeit zur Beobachtung und Selbſtanſchauung nöthig, gleich dem Maler, deſſen Aufgabe es iſt, ſprechend ähnliche Bildniſſe zu liefern. Wollte er doch ein ſolches Bild liefern, und dazu waren ihm, nachdem er ſelbſt Augenſchein genommen, Muße und — Ruhe nothwendig.

In Paris nahm er daher überall ſeine Wohnungen in den entlegenſten einſamſten Straßen, und wählte wieder einen ſtillen Hof, oft den zweiten oder dritten, wohinaus die Fenſter ſeiner Arbeitskammer blickten, weit entfernt vom Gewirre und Geräuſche des Tages und dem Getriebe der lauten Welt der Hauptſtadt. So wohnte er eine Zeitlang in der Rue de l'Echiquier im zweiten Hofe eines geräumigen Hotels, abgeſchieden, todtenſtill, aber komfortable. Und hier war es, wo er

seine „Französischen Zustände“ für die allgemeine augsburger Zeitung in fast täglichen Korrespondenzartikeln schrieb, die er später sammelte und als Buch herausgab. Von Cotta bezog er für diese Mitarbeiterschaft ein festes Jahreshonorar von 3000 Francs. Seine Korrespondenzartikel in jener Zeitung trugen das Zeichen eines rheinischen Wirthshausschildes an der Stirn, zwei aufeinanderliegende Dreiecke.

Später vertauschte er diese Wohnung mit einer gleich einsam gelegenen auf dem Faubourg poissonnière, drauf mit einem Logis in der entlegenen Rue d'Amsterdam Nr. 50, welches er drauf mit einem neuen in der Avenue Matignon in der Nähe der elysäischen Felder wechselte.

Jener Antheil, den er an der allgemeinen augsburger Zeitung eine Reihe von Jahren hindurch nahm, förderte die Bedeutung und Verbreitung dieses Blattes in hohem Grade; seine Artikel zogen die Aufmerksamkeit der Diplomatie und Kabinette in gleichem Grade auf sich, wie sie die Blicke des ganzen Publikums aller Länder Europas fesselten; denn kaum mochte damals eine Stadt existiren, wohin nicht mindestens ein Exemplar

der Augsburgerin kam. Ja — ſeine Artikel hatten ſelbſt Reklamationen — theils direkte, theils indirekte — Seitens mehrerer Höfe zur Folge.

Intereſſant iſt die Reklamation des damaligen öſterreichiſchen Kabinets, die ohne amtlichen Charakter in einem Privatbriefe des Hofraths Gentz zu Wien an den Freiherrn von Cotta als Verleger ſich ausſprach, datirend aus dem Jahre 1832. Gentz machte auf die pariſer Korreſpondenzartikel darin aufmerkſam, die in ihrer Mehrheit von dem Perier'ſchen Miniſterium und der franzöſiſchen Regierung in feindſeligen, oder, was noch ſchlimmer, in herabwürdigenden Ausdrücken ſich ausſprächen. Die darin enthaltene Anſicht ſei nach und nach überwiegend, und zugleich die Sprache derer, welche ſie geltend machen wollten, immer bitterer und heftiger geworden. Unleugbar habe die augsburger Zeitung aber in den letzten 6 Monaten — und ungefähr von da an ſchreibt Heine's Mitarbeiterſchaft ſich her — durch die Tendenz ihrer meiſten politiſchen Artikel der Kriegspartei mächtigen Beiſtand geleiſtet; die faſt täglichen Verunglimpfungen Perier's hätten der Sache des Friedens und der konſtitutionellen Monarchie

mehr geſchadet, als die ärgſten karliſtiſchen und republikaniſchen Diatriben der Gazette de France und Quotidienne, des National und der Tribüne, da die Exiſtenz jenes Miniſteriums eine der letzten Bürgſchaften der Fortdauer des europäiſchen Friedens ſei, und von dem Verleger der Zeitung nicht anzunehmen ſei, daß er zu der Partei derjenigen übergegangen ſein ſolle, die das Heil der Welt — ſei es im Sinne einer gewaltſamen Contrerevolution oder eines völligen Umſturzes der alten geſellſchaftlichen Ordnung — vom Kriege allein erwarte.

„Endlich aber — fährt Gentz wörtlich fort — iſt das Maaß — verzeihen Sie mir das ſtarke Wort — dieſer falſchen, und wie ich glaube, höchſt verderblichen Richtung voll geworden, durch die Aufnahme der ſchmählichen Artikel, die Heine ſeit einiger Zeit unter dem Titel: Franzöſiſche Zuſtände wie einen Feuerbrand in Ihre, ſolchem pöbelhaften Muthwillen bis dahin unzugängliche Zeitung geworfen hat. Ich begreife vollkommen, wie auch dergleichen Artikel ihre Liebhaber und viele Liebhaber finden, denn ein ſehr großer Theil des Publikums ergötzt ſich inniglich an

der Frechheit und Bosheit eines Börne und Heine, und Perier (und Louis Philipp mit ihm) sind blos und allein, weil sie Ordnung und Frieden als ihren höchsten Zweck verfolgen, bei den unruhigen Köpfen in Deutschland so sehr in Mißkredit gefallen, daß man heute schon lieber die Kosacken als das verschriene Juste milieu in Paris regieren sehen möchte.

„Dies alles befremdet mich nicht; ich habe dem Spiele der Welt zu lange zugesehen, um nicht auf das unglaublichste und unsinnigste in den Revolutionen der Meinung stets gefaßt zu sein. Daß Sie aber, mein edler Freund, jene giftigen Ausschweifungen, die Sie zuverlässig nicht billigen, auch nur dulden können, geht einigermaßen über meine Begriffe.

„Was ein verruchter Abenteurer (?) wie Heine, den ich als Dichter gelten lasse, ja sogar liebe, und gegen den also kein persönlicher Haß mich bewegt, eigentlich will und wünscht, indem er die heutige französische Regierung in den Koth tritt, mag ich nicht weiter untersuchen, obwohl es sich ziemlich leicht errathen läßt. Mich dünkt aber, die gränzenlose Verachtung, womit diese Unholde unter anderen, und jetzt

vorzugsweiſe, von den achtbarſten Klaſſen des Mittelſtandes ſprechen, ſollte ſelbſt dieſe Klaſſen gegen ſie aufbringen. Ein Artikel in der Beilage vom 13. April fängt mit der Erklärung an: „noch nie, ſelbſt nicht in den Zeiten der Pompadour und Dubarry habe Frankreich in den Augen des Auslandes ſo tief geſtanden, und es zeige ſich jetzt, daß in einer Maitreſſenherrſchaft immer noch mehr Seele zu finden ſei, als in dem Contor eines Banquiers.“ Wie muß einem aufgeklärten Kaufmann hierbei zu Muthe ſein? Die Geiſtlichkeit und den Adel mag man längſt nicht mehr; ſie ſind abgethan: requiescant in pace! Wenn aber Männer wie Perier und ihre Anhänger, d. h. Angeſtellte, Banquiers, Gutsbeſitzer und Boutiquiers, noch mehr perhorreſcirt werden, als die ehemaligen Fürſten, Grafen und Barone, wer ſoll denn zuletzt die Staaten regieren? Die Wahl bleibt nur noch zwiſchen den Redakteurs des „Freiſinnigen“ (Welcker), als der (Gott ſtehe uns bei!) gemäßigteren Revolutions-Cotterie, und Volksvertretern, wie Heine, Wirth, Siebenpfeiffer“ u. ſ. w.

Seine literariſche Thätigkeit entfaltete ſich während ſeines pariſer „Aſyls“ auf die reichſte mannichfaltigſte

Weiſe: alle ſeine übrigen Schriften, die nach ſeinen Gedichten und Buche der Lieder, ſeinen Tragödien und Reiſebildern erſchienen ſind, ſind auf franzöſiſchem Boden entſproſſen. Nebenbei gingen aus ſeiner Feder eine Menge kleiner Erzeugniſſe, Beiträge zu periodiſchen Schriften, Vorreden, Einleitungen zu Werken und dergleichen hervor.

Während ſeines pariſer Aufenthaltes ſchrieb er in einem Augenblicke, wo ihn andere Intereſſen ſehr in Anſpruch nahmen, die bekannte kleine Skizze: „Die Theegeſellſchaft in den Appeninen“ für Theodor von Kobbe, um ſein ihm gegebenes Wort zu löſen: zu einer Sammlung von Novellen und Gedichten verſchiedener norddeutſcher Autoren ſein Scherflein beizutragen. Heine war überhaupt einer echten Aufopferung für ſeine Freunde fähig. Als die Cholera an allen Enden in Paris wüthete, ging er, der mehr als andere reizbar und empfänglich war, in die engſten ſchmutzigſten Gaſſen, um für einen Freund ein Geſchäft in Ordnung zu bringen, woran dieſem viel gelegen war. Mit gleicher Aufopferung pflegte er zu jener Zeit einen kranken Vetter, und blieb deshalb in Paris zurück, während

alle seine Freunde daraus flohen und ihn aufforderten, ihnen zu folgen. Er sagte, daß er es als eine heilige Pflicht betrachte, seinem Oheim diesen Sohn zu erhalten, da er schon mehrere Kinder zu beweinen habe, die ihm in der Fremde gestorben waren. Und er hielt getreulich bei dem Kranken aus. —

Mit großer Vorliebe hing Heine an dem deutschen Theater. Außer seinen früh erschienenen Tragödien lag eine Menge von Stoffen und Szenen in seinem Pulte, die nur der Zusammenfügung und Bildung zu einem dramatischen Ganzen harrten. Schon längst beabsichtigte er, der Bühne Deutschlands damit ein Geschenk zu machen. Lewald gab um jene Zeit seine, leider zu früh eingegangene „allgemeine Theaterrevue" heraus und bat ihn um Uebersendung eines Fragments einer solchen dramatischen Dichtung. Er sagte für die Folge zu, schloß aber den Brief mit folgenden Worten, die sich auf eine ernste Neigung beziehen, die sich damals zu entwickeln begann und ihn sogar von seinen Freunden und seiner Beschäftigung abzog.

„Seit Oktober — schrieb er — hat nichts für mich die geringste Wichtigkeit, was nicht auf jenes Verhältniß

unmittelbar Beziehung hatte. Alles vernachläſſige ich ſeitdem, niemanden ſehe ich, und höchſtens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke. Und ſo habe ich oft darüber geſeufzt, daß ſie mein Stillſchweigen mißverſtehen dürften; aber zum wirklichen Schreiben konnte ich nicht gelangen. Und das iſt alles, was ich Ihnen heute ſagen kann; denn die roſigen Wogen umbrauſen mich noch immer ſo gewaltig, mein Hirn iſt noch immer ſo ſehr von wütendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht im Stande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten. Haben Sie das hohe Lied des Königs Salomo geleſen? Nun, ſo leſen Sie es nochmals, und Sie finden darin alles, was ich Ihnen heute ſagen könnte. Warten Sie nur; in kurzem geht eine Veränderung mit mir vor, und dann will ich auch, wie Sie es wünſchen, für die Komödianten ſchreiben, und die Stücke werden gewiß aufgeführt werden können, wenn man nur die Vorſicht braucht, meine Tragödien als Komödien und meine Komödien als Tragödien auf den Zetteln anzukündigen. Leſen Sie das hohe Lied von König Salomo; ich mache Sie aufmerkſam auf dieſen Mann."

Statt der zugesagten Tragödien und Komödien ging ein entschuldigender Brief ein: Heine war noch nicht wieder zu sich selbst gekommen. Dagegen lief für den letzten Jahrgang der Theaterrevue ein höchst interessanter Artikel: „Ueber die französische Bühne" ein, den Heine in ländlicher Abgeschiedenheit auf einem Dorfe bei Paris im Mai 1837 geschrieben hatte, und über 6 Druckbogen stark eine der Hauptzierden der Lewald'schen Theaterrevue ist. Auch die deutschen Zeitschriften wurden nicht vergessen: Morgenblatt und Planet und viele andere brachten Beiträge von ihm; sie sind größtentheils verschollen, vom Dichter wahrscheinlich selbst vergessen und weder in seine späteren Gedichtsammlungen, noch in neuen Auflagen derselben aufgenommen. Eine sorgfältige Nachlese derselben wäre an der Zeit, um sie der Gesammtausgabe seiner Werke einzuverleiben. Einige „Abendlieder" aus dem Jahre 1831 sind mir zufällig zur Hand: sie mögen hier ihre Wiederaufnahme finden!

Ich wandle längs dem Teiche,
So ganz ohne Zweck und Plan,
Und Blumen, holde, bleiche,
Seh'n mich gespenstisch an.

Sie ſehen mich an; ich erzähle
Mein langweilig Lied ſodann,
Sie fragen mich, was mir fehle,
Mir armen, finſtern Mann.

Ich muß ſie alsdann bedeuten:
Mir fehlt die Liebe zur Welt,
Und, außer Kredit bei den Leuten,
Fehlt mir vor Allem Geld.

Und auf dem Teiche ſchwimmen
Dahin der Schwäne zwei,
Und wunderbar dunkle Stimmen
Durchtönen mich dabei.

Sie ſchwimmen dahin und ringen
Nach eines Tons Gewalt;
Und wenn die Schwäne ſingen,
So ſterben ſie alſobald.

D'rum müſſen ihr Leid ſie verhehlen,
Wie ſchwer auch die Bruſt geſchwellt;
Denn Schwäne und Dichterſeelen
Verſteht nicht die dumme Welt.

Und ſind ſie dann auch verloren,
Sie ſingen doch noch zuletzt:
Und liegt mir's nicht vor den Ohren,
So ſingen ſie eben jetzt.

Es ſchiffen vergnügte Wölkchen
Durch's blaue Abendmeer,
Und durch die Dämmerung ſchwebet
Ein ſchattig Gebild mir daher.

Es blickt mit Erinnerungsaugen
Mir tief in die Seele hinein,
Wie ferner Seligkeiten,
Begrabener Wonnen Schein.

Vertraut iſt mir dieſe Erſcheinung,
Ich glaub', ich erkenne ſie:
Es iſt der ſüße Schatten
Von der geſtorb'nen Marie.

Sie winkt mir bekannt und ſtille
Und faßt mich mit leiſem Weh';
Ich aber greife zur Brille,
Damit ich ſie beſſer ſeh'.

Das Jahr 1833 brachte ſeine Schrift: „Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland" (Paris und Leipzig) — ein Torſo; er kündigte ſie ſelbſt als ſolchen an, zugleich als Fortſetzung des Werkes der Frau von Staël über Deutſchland, welches er da für gut und vortrefflich hält, „wo die großfühlende Frau ganz ſelbſt iſt, wo ſie ſich unmittelbar ausſpricht

mit ihrem ganzen ſtrahlenden Herzen, mit dem ganzen Feuerwerk ihrer Geiſtesraketen und brillanten Tollheiten, und wo man nicht den feinen Diskant des Herrn A. W. von Schlegel aus dem Buche hervorſchreien hört."

Ihr ſchloß ſich im darauffolgenden Jahre „Die romantiſche Schule" an, eine Girandole von humoriſtiſchen Blitzen und wunderſamen Geiſtesfunken. Es iſt eine Ueberarbeitung eines Theils der vorhergegangenen Schrift, die urſprünglich in franzöſiſcher Sprache abgefaßt war.

Um dieſe Zeit war es, wo in Preußen und in einigen deutſchen Staaten nach ihm ein Generalverbot gegen die Schriften Heine's, ſowohl die bereits erſchienenen wie die künftig erſcheinenden, erlaſſen ward. Es gründete ſich dasſelbe auf eine öffentliche Denunziation Wolfgang Menzel's. Man begann von einer Partei der Bewegung in Deutſchland zu träumen, von einer Verſchwörung, zu deren Angehörigen man eine Zahl junger Literaten ſtempelte, die nicht einmal in einer äußeren Verbindung, in perſönlichen Bezügen zu einander und der Mehrzahl nach in gar keiner

Berührung irgend einer Art zu Heine ſtanden, und wozu man unter anderen Mundt, Gutzkow, Laube, Kühne und andere rechnete; an ihrer Spitze ſtellte man ohne weiteres Heine und Börne in Paris. Dieſe „Verſchwörer" ſollten ihre Pfeile auf Moral und Religion richten und ſich anſchicken, die ſittlichen Zuſtände des deutſchen Vaterlandes zu untergraben und zu vernichten*); ich ſagte unter anderen damals: man bezeichnete ſie mit dem Namen „das junge Deutſchland," und nahm es leider Ernſt mit dieſer Chimäre. Das benutzte Menzel in ſeinem Intereſſe; er trat als Denunziant in ſeinem Literaturblatte auf, er, früher deutſcher Turner und glühendes Mitglied der deutſchen Burſchenſchaft, unzufrieden mit Deutſchlands Inſtitutionen, ſein Heil in der Schweiz ſuchend, Widerſacher Goethe's und ſeiner von allem politiſchen Meinungsſtreit entfernten, ruhigen, literariſchen Leiſtungen und Beſtrebungen, dann eloquenter Lobredner Börne's und Heine's und Vertheidiger des franzöſiſchen Bürger-

*) Ich habe mich weitläufiger darüber ausgeſprochen in dem von mir herausgegebenen „Neuen rheiniſchen Merkur." 1847. Heft 6. S. 447 ff.

königthums, wandelte plötzlich Rock und Geſinnung und ließ in der Philiſter-Patriotenperücke mit Zopf und ſteifen Locken und im pfarrherrlichen Kanzeltone Manifeſte ausgeben in alle Welt, dem deutſchen Vaterlande das Herannahen einer Gefahr verkündend, wie noch nie eine gedroht.

Dieſe Manifeſte, wirkliche Meiſterwerke journaliſtiſcher Sophiſtik, wie ſie die Jahrgänge 1835 und 1836 des Literaturblattes zum Morgenblatte brachten, waren Heerpredigten wider das junge Deutſchland und ſeine Tendenzen, mit fingirtem Ernſt die Sache behandelnd, die beiſpiellos in der deutſchen Journaliſtik iſt. Kaum noch öffentlicher Anhänger der franzöſiſchen Julirevolution und ihrer deutſchen Vertreter Heine und Börne, ward Menzel urplötzlich ein alter deutſcher Philiſter echten Hausbackenthums, ein „Franzoſenfreſſer", wie Börne ihn treffend in ſeiner alſo betitelten Flugſchrift bezeichnete, und Todfeind der „beiden Juden." Der kaum geprieſene Heine erſcheint ihm jetzt im ſchwärzeſten, verdammlichſten Lichte als Ahn und Stammvater dieſer „verderblichen Koterie, deren Lehren ſtaatsgefährlich ſind, die Grundlagen der Religion und Sitte

untergrabend.“ Das ſogenannte junge Deutſchland war nach Menzel eine „vaterlandsverrätheriſche, gottloſe, unſittliche und in jeder Beziehung nichtswürdige Partei.“ Daraus argumentirte er a priori eine „hiſtoriſche Propaganda der galliſchen Sitte,“ machte „Franzoſen und Juden“ zu Mitverbündeten, die an dem unheiligen Feuer ſchüren, das unſere beſte Kraft verzehre, das ſtille Erbtheil unſerer innern Nationalität, das reine Gemüth, vergifte und ſeinen ätzenden Verſtand zum alleinigen Richter unſerer Gedanken machen ſolle, den Gott ſchon in der Vorwelt verworfen als die Schlange, die ſich um unſer Gewiſſen ringelt. „Franzoſengroll und Judenhaß“ führten nun Menzel's Feder, die er einſt für kosmopolitiſche Tendenzen geſchnitten; er entblödete ſich nicht, mit dem jungen Deutſchland ſogar den Begriff „eines jungen Paläſtina“ zu verbinden, den Geiſt des mittelalterlichen Judenhaſſes heraufzubeſchwören und zu neuem Hepp! Hepp! Deutſchlands Pöbel aufzuwiegeln.

Die neue „in Heine verſammelte Gemeinde“ wurde von Menzel beſchuldigt der Verbreitung „der Lehre von einer allgemeinen, jede Nationalität vernichtenden

Menſchheit," eine Weltliteratur verkündend; nicht minder klagte der Denunziant ſie der „Uſurpation der Zukunft und der Appellation an die künftige Revolutionirung Europa's durch die Ideen St. Simons" an; Gutzkow, den Mitverbündeten, nannte er den „neuen Marat"; die von dieſem veröffentlichte Ankündigung eines neuen Journals war Menzel's Literaturblatte gefährlich. Irreligioſität war nach ſeiner Denunziation die dritte Lehre des jeune Allemagne, indem ſie den gröbſten Materialismus an die Spitze ſtelle und außer der Natur und Materie keinen Gott und keine unſichtbare Welt annehme. Die vierte Lehre des jungen Deutſchland ſei „die von der Irreligioſität unzertrennliche Unſittlichkeit" und in dem Gefolge Vielweiberei, Weibergemeinſchaft und Orgien, wie zur Zeit der Wiedertäuferrotte in Münſter im 16ten Jahrhundert. Er proklamirte Goethe als den Abgott der Sekte zum Meſſias der neuen ſinnlichen Religion. Da Unſittlichkeit der gefährlichſte Feind eines jeden Staates ſei, die alten Ultramonarchien im Orient untergegangen ſeien, als die Sitten verdarben, die römiſche Republik und das Kalifat unter gleichen Verhältniſſen zu Grunde

gegangen, die römiſche Kirche im tiefſten Grunde erſchüttert, das türkiſche Reich dem Untergange nahe gebracht, die helvetiſche Freiheit verſchwunden und die franzöſiſche Monarchie geſtürzt worden, als die Sitten verdarben: ſo thue ſchleuniges Einſchreiten der Regierungen Deutſchlands noth, um gleichem Schickſale zu entgehen.

Dieſe Rodomontaden, wie ſie der Journalismus in Deutſchland ſeit Wöllner nicht aufzuweiſen, beſtachen den Nichteingeweihten, während der Eingeweihte dieſe Angeberei nur verachten konnte; Menzel, den Angeber, kümmerte nur ſein Behaupten der Stellung, die er uſurpirt hatte; deßhalb mußte er die junge Literatur, die an ſeinem Heiligenſcheine zerrend Hand anlegte, in ihren erſten Anfängen, im Keime zu erſticken ſtreben. Deßhalb ſchreckte er mit einem leeren Phantom, einem eitlen Popanz. Und ſiehe — Regierungen und Staatsmänner, denen bei überhäuften Amtsgeſchäften die Lektüre eines jeden erſcheinenden Buches nicht zuzumuthen, die ſich leider in den meiſten Fällen mit Literaturzeitungen begnügen — trauten der Stimme Menzel's und ſchwuren auf ſeine Worte; er gab einzelne

Abirrungen der deutſchen jüngeren Schriftſtellerwelt, auf welche er fußte, für das Weſen ſelbſt aus; man glaubte der ehrlichen Miene, die er angenommen, und ſo erfolgten die bekannten Dekrete gegen „das junge Deutſchland," die einzig und ohne gleichen daſteben, nur für Deutſchland; denn die zur Regierungsmaßregel erhobene Erfindung Tſchoppe's, auch die künftigen Schriften eines Autors zum voraus zu verbieten, war, außer dem ſeinigen, noch keinem ſtaatsverwaltenden Hirne in irgendeinem Volke und zu irgendeiner Zeit entſprungen, wie denn andererſeits auch nur Deutſchland durch die Feder eines Menzel eine ſolche Denunziation zu Tage fördern konnte, welche die Regierungen myſtifizirte, die organiſirte Entwickelung der Zeitideen auf dem Gebiete der Literatur zu hindern und die reichſten Talente desſelben zu vernichten ſtrebte aus — Privatintereſſe.

Jene Verfügungen gegen jene vorgebliche Konſpiration des ſogenannten jungen Deutſchland — ſagte damals eine journaliſtiſche Stimme — waren in ihren Folgen hart; ſie beraubten die Getroffenen nicht nur für den Augenblick der perſönlichen Subſiſtenzmittel,

ſondern ſie unterſagten der Blüthe der jungen Talente das Recht der freien Benutzung ihres Geiſtes, der Ausbeute ihres Talentes, des edelſten Geſchenkes, welches ihnen die Natur gegeben und worauf ſie ſie angewieſen.

Nicht lange darauf wurde das Interdikt wieder zurückgenommen, als man, ſeit gediegene Männer dawider auftraten, zur Einſicht und Erkenntniß kam, daß jene journaliſtiſche Denunziation nicht der Sache, ſondern den Perſonen gegolten. Die Kritik, welche Menzel übte, ging unter in Parteiſucht; eigenes Intereſſe und gefährdete Exiſtenz bießen ihn zu jenem verzweifelten Mittel der Gegenwehr greifen. Mit dem Gifte der raffinirteſten Intrigue, mit der Aqua toffana der glühendſten Kabale alliirt, war er nach ſeiner italieniſchen Reiſe wieder am Neckar erſchienen. Durch die Beſtrebungen und die geiſtigen Bevorzugungen der Mitglieder des ſogenannten jungen Deutſchlands ſtand ſeine literariſche Exiſtenz auf dem Spiele. Verzweiflung und Trieb der Selbſterhaltung geboten ihm jenes Mittel, wozu er griff, jenes Manifeſt, das auf kurze Zeit ihn rettete, indem er, unfähig, ſich ſelbſt zu ſchützen, die Staatsgewalt alarmirte, welche die Angelegenheit

vor ihr Forum zog. Allein nur zu bald zeigte ſich die allgemeine Geringſchätzung des literariſch-gebildeten Publikums im deutſchen Vaterlande, das ihn von ſich wies. Alſo ſank die Wage Menzel's, „der — wie Heine in ſeiner Vertheidigungsſchrift unter dem Titel: Ueber den Denunzianten, ſagt — gar nicht ausſieht wie ein Deutſcher, ſondern wie ein Mongole — jeder Backenknochen ein Kalmuck.“

Wie Menzel in ſeiner deutſchen Literaturgeſchichte und in vielen Artikeln ſeines Literaturblattes ſich gegen Goethe aufgelehnt hatte, aus beſchränkter Anſicht und egoiſtiſchen Zwecken, ſeine Abſicht aber unter der Maske einer chriſtlich-moraliſchen und patriotiſchen Entrüſtung verſteckte, in gleicher Weiſe auch gegen Heine und das ſogenannte junge Deutſchland. Er trat nicht als Opponent, ſondern als Ankläger auf, improviſirte eine Verſchwörung der jungen Geiſter, die nicht exiſtirte, und denunzirte ſie als eine Schule zum Sturze aller ſozialen und moraliſchen Einrichtungen. Seine Maxime war dieſelbe wie die vordem bei und gegen Goethe angewandte: es frappirte, daß er den Muth, gegen dieſen Heros zu keifen, beſaß; es war der blinde Muth der

Schwäche, der Muth Herostrat's, der den Dianentempel zu Ephesus in Brand steckte, um sich einen Namen zu machen, aus dem „schäbigsten Privatinteresse."

„Ueber den Denunzianten" heißt Heine's Schrift, womit er gegen Menzel zu Felde zog, der — wie er sagt — niemals der Partei der Revolution mit dem Gemüthe und mit dem Gedanken angehört; er war einer jener „Teutschthümler", die nach der Sonnenhitze der Juliusrevolution gezwungen wurden, ihre altdeutschen Röcke und Redensarten auszuziehen. Er war aber der erste, der, als die Luft kühler wurde, die altdeutschen Rockgedanken wieder vom Nagel herabnahm und mit Lust wieder in die alten Ideenkreise zurückturnte. Börne brannte auf in lichterlohem Haß wider Menzel und schrieb den „Franzosenfresser"; er hatte seine wahre Natur früher nicht erkannt, und da man gegen Renegaten und umgewandelte Gesinnungsgenossen weit mehr Unwillen empfindet, als gegen alte Feinde, so loderte sein Zorn am grimmigsten auf.

Die Motive zu der Schrift Heine's: „Ueber den Denunzianten" waren ganz andere; die Schrift sollte

weniger verwunden als reizen, und zielte dahin ab, den Ritter des Deutſchthums auf ein ganz anderes als ein literariſches Schlachtfeld herauszufordern; indeß leiſtete der „Denunziant" Heine's Abſicht keine Genüge, obwohl ihm Gelegenheit geboten ward, ſich durch einen Akt der Mannhaftigkeit in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren: aber er hat der verdienten Schläge und Züchtigungen genug empfangen und ſein literariſcher Rücken iſt ſchwarz geſtreift wie der eines Zebras, da er ſtets mit Namensunterſchrift auftrat, während außerdem anonyme und pſeudonyme Buſchklepper aus den dunkelſten Schlupfwinkeln der Tagespreſſe ihre Pfeile wider ihn abſchoſſen. Dahin auch gehörten die „ſchwäbiſchen Kammerſänger der Freiheit", wie Heine ſie nannte, die über ihn herfielen; deren „liberale Triller immer leiſer und leiſer verklangen und die mit der alten Bierſtimme wieder die Weiſen von Anno 13 und 14 anſtimmten." Ihr Hauptorgan war die Dreimonatsrevue in Cotta's Verlage, die „deutſche Vierteljahrsſchrift," worin einer aus der „ſchwäbiſchen Dichterſchule", Guſtav Pfizer, einen dem Raume nach gewaltigen Schmähartikel gegen

Heine zum besten gab, wogegen letzterer sich in seinem „Schwabenspiegel“ revanchirte. —

Die Schrift: „Heinrich Heine über Börne“ erschien im Jahre 1840. Sie war — offen gestanden — nichts als ein hämischer Angriff auf Börne, auf einen vom Lebensschauplatz abgetretenen, ehrenhaften Schriftsteller; denn Heine gab sie, obwohl er sie längst fertig im Pulte liegen hatte, erst nach Börne's Tode heraus. Zuerst hatte er Börne in Frankfurt am Main, seinem Geburts- und Wohnorte, im Jahre 1815 gesehen, als ihn sein Vater mit zur Messe genommen, „damit er sich in der Welt einmal umsehe, was bildend sei.“ Zwölf Jahre später besuchte er ihn auf Rahel's und Varnhagen's Veranlassung, als er durch Frankfurt reiste, und lebte drei Tage mit ihm zusammen. Börne hielt ihn für einen Gleichgesinnten; „das war ein Irrthum — schrieb Heine — der späterhin für mich sehr viele Verdrießlichkeiten zur Folge hatte. Schon damals in Frankfurt harmonirten wir nur im Gebiete der Politik, keineswegs in den Gebieten der Philosophie oder der Kunst oder der Natur, die ihm verschlossen waren. Indeß verflossen die drei Tage in idyllischer Friedsamkeit.“

Im Herbſt 1831 ſah Heine in Paris Börne wieder, wohin er vor ihm übergeſiedelt war, der deutſchen Luft Adieu ſagend, indem er ihn beſuchte. „Willkommen in Paris!“ rief der letztere ihm freudig entgegen. „Das iſt brav; ich bin überzeugt: die guten, die es am beſten meinen, werden alle bald hier ſein. Hier in Paris iſt der Konvent der Patrioten von ganz Europa, und zu dem großen Werke müſſen ſich alle Völker die Hände reichen. Ach Gott! ach Deutſchland!“ klagte Börne. „Es wird bald ſehr betrübt ausſehen und ſehr blutig. Revolutionen ſind eine ſchreckliche Sache; aber ſie ſind nothwendig wie Amputationen, wenn irgendein Glied in Fäulniß gerathen. Der Henker hole die ſogenannten konſtitutionellen Verfaſſungen, wovon unſere deutſchen Kammerwätzer alles Heil erwarten. Konſtitutionen verhalten ſich zur Freiheit wie poſitive Religionen zur Naturreligion.“*) In dieſem Sinne ſchrieb Börne ſeine „Briefe aus Paris.“ Heine war überraſcht über dieſen ultraradikalen Ton, den Börne angeſchlagen, der ſich in einen Sanskulottismus des Gedankens und des

*) Alſo erzählt Heine in ſeiner Schrift gegen Börne.

Ausdrucks gestürzt hatte, wie es damals in Deutschland unerhört war. Heine war bestürzt darob und rief für sich aus: Himmel! welche entsetzliche Wortfügungen, welche hochverrätherische Zeitwörter, welche majestätsverbrecherische Akkusative, welche polizeiwidrige Fragezeichen, welche Metaphern, deren bloßer Schatten schon zu zwanzig Jahre Festungsstrafe berechtigte!

Als Heine zum zweitenmale Börne besuchte, fand er in seinem Salon in der Rue de Provence, wo er sich definitiv einquartirt hatte, eine — ich bediene mich der Worte Heine's — „Menagerie von Menschen, wie man sie kaum im Jardin des Plantes finden möchte. Im Hintergrunde kauerten einige deutsche Eisbären, welche Taback rauchten, fast immer schwiegen und nur dann und wann einige vaterländische Donnerworte im tiefsten Brummbaß hervorfluchten. Neben ihnen hockte ein polnischer Wolf, der eine rothe Mütze trug und manchmal die süßlich fadesten Bemerkungen mit heiserer Kehle heulte; dann fand ich dort einen französischen Affen, der zu den häßlichsten gehörte, die ich je sah, und der beständig Gesichter schnitt, damit man sich das schönste darunter aussuchen möge."

Börne war damals als die Seele der pariſer Propaganda zu betrachten; die Propagandiſten ſchöpften ihre Inſpirationen aus ſeinem Munde. Jene Propaganda beſtand — nach Heine — „viel mehr aus rohen Händen als aus feinen Köpfen; es waren Zuſammenkünfte von Handwerkern deutſcher Zunge, die in einem großen Saale der Paſſage Saumon oder in den Faubourgs ſich verſammelten, vornehmlich um in der lieben Sprache der Heimat ſich über vaterländiſche Gegenſtände zu unterhalten. Hier wurden nun durch leidenſchaftliche Reden im Sinne der rheinbairiſchen Tribune, einer Zeitſchrift Wirth's und der übrigen rheinpfälziſchen Demagogen, die Gemüther fanatiſirt. So wurden Tauſende von deutſchen Handwerksgeſellen Republikaner und predigten die neue Ueberzeugung. Zudem ſprach Börne ſehr gut, bündig, überzeugend, volksmäßig, in nackter, kunſtloſer Rede, ganz im Bergpredigertone in den Volksverſammlungen, die im Anfang nichts andres waren als Filialgeſellſchaften des Preßvereins von Zweibrücken, einmal auf dem Montmartre vor 600 Schneidergeſellen."

Börne's frühere bürgerliche Stubenuhr — sag
Heine — wurde eine Sturmglocke, deren Geläut
Angst und Schrecken verbreitete; er diente den zeitge
nossenschaftlichen Passionen als Organ, und sein
Schriften sind nicht als das Produkt eines einzelnen
sondern als Dokument jener politischen Sturm- und
Drangperiode zu betrachten. Die polnischen und rhein
bairischen Vorgänge übten auf Börne's Geist den
mächtigsten Einfluß. Der Durchzug der Polen durch
Deutschland war es, der den deutschen Michel am
meisten revolutionirte, und jene „edlen Märtyrer der
Freiheit", die sich in Paris versammelten, wirkten auch
am meisten auf Börne; ihr Schicksal riß ihn fort. Er
nahm auch an dem hambacher Feste Theil.

Als er von diesem nach Paris zurückkehrte, sprach
ihn Heine zum letztenmale. Seitdem trat Börne unter
den Revolutionären in Paris unmittelbar persönlich
hervor, er herrschte in eigenem Namen. Was in seinen
Schriften nur halbwegs angedeutet ward, fand in
mündlichen Vortrage die grellste Ergänzung. Heine
behauptet, daß Börne zuletzt mit Robespierre die
größte Aehnlichkeit gehabt habe: im Gesicht lauernde

Mißtrauen, im Herzen blutdürstige Sentimentalität, im Kopfe nüchterne Begriffe, nur habe ihm keine Guillotine zugebote gestanden.

Heine zog sich seit der Rückkehr Börne's von Hambach von ihm zurück, und bald darauf — behauptete Heine — hätten seine Anfeindungen wider ihn angefangen, indem Heine ihn merken ließ, daß er ihm geflissentlich auswich. Tief kränkten Heine Börne's Artikel über oder vielmehr gegen ihn in französischen Zeitschriften, die in Deutschland „verleumderisch ausgebeutet" wurden. Zuerst griff er ihn im 6. Theile seiner pariser Briefe an, darauf in zwei französischgeschriebenen Artikeln im „Reformateur." „In sämmtlichen Aufsätzen Börne's wider mich — sagt Heine — wird bereits von meinem charakterlosen Poetenthum und meiner poetischen Charakterlosigkeit hinlänglich gezüngelt, und es winden und krümmen sich dort die giftigsten Insinuationen. Nicht mit bestimmten Worten, aber mit allerlei Winken werde ich hier der zweideutigsten Gesinnungen, wo nicht gar der gänzlichen Gesinnungslosigkeit verdächtigt. Ich werde in derselben Weise nicht bloß des Indifferentismus, sondern auch

des Widerſpruchs mit mir ſelbſt bezüchtigt; ja er hat ſogar auf Beſtechlichkeit hingedeutet."

Mag Börne von Heine geſagt und geſchrieben haben, was er wollte, es war Pflicht Heine's, dem lebenden Börne entgegenzutreten, ſtatt darauf zu pochen, daß er nie etwas auf ſeine Artikel erwiedert habe; es mußten aber, als Börne geſchieden, ihm die Worte vor Augen ſchweben: Laſſet die Todten ruhen! Namentlich war es höchlich zu tadeln — um nicht mehr zu ſagen und einen anderen Ausdruck zu wählen — das etwaige Verhältniß Börne's zu „Madame Wohl" hervorzuziehen. Bekanntlich erfolgte eine Duellherausforderung ſeitens des Ehemannes der an den Pranger geſtellten Frau; Heine nahm ſie an; das Duell endete aber blutlos. Später fühlte Heine ſelbſt, daß er dem Todten gegenüber zu weit gegangen, und als er mich zuletzt beſuchte auf ſeiner Durchreiſe durch Münſter nach Hamburg, war es eine ſeiner erſten Fragen: was ich von ſeiner Schrift über Börne halte? Ich fiel ihm gleich korrigirend ins Wort, nannte ſie ſeine Schrift gegen Börne und gab ihm den wohlgemeinten Rath, ſie nicht in die Geſammtausgabe ſeiner Schriften, die er ſchon damals

projektirte, aufzunehmen; das würde die Indignation des Publikums wider ihn (Heine) aufs neue aufleben laſſen. „Man muß viel Baumwolle zwiſchen uns legen, ſollen wir zuſammen verpackt werden," ſagte Heine. Das alles entſchuldigt ihn nicht in ſeinem Verfahren gegen Börne. Indeß — er erkannte ſpäter ſein Unrecht, „aber zu ſpät" — ſchloß ſein franzöſiſcher Freund Nerval einen Artikel über Heine in der Revue des deux Mondes. —

Der Salon folgte bald darauf in vier Theilen; er enthält zum Theil das Glänzendſte und Gediegenſte, was Heine's reicher Geiſt geliefert hat. —

Eine Reiſe nach Cauterets ſollte ihn zerſtreuen; allein der Aufenthalt daſelbſt ward ihm vergällt durch Journaliſtenverleumdung in deutſchen Blättern. Wie ſehr ihn dergleichen Artikel aufs äußerſte reizten, ergibt ſich aus einer Veröffentlichung dawider in einer „vorläufigen Erklärung."

„Verletzte Eitelkeit, kleiner Handwerksneid, literariſche Schelſucht, politiſche Parteiwuth, Miſère jeder Art haben nicht ſelten die Tagespreſſe benutzt, um über mein Privatleben die gehäſſigſten Märchen zu ver-

breiten, und ich habe es immer der Zeit überlassen, die Absurdität derselben zu Tage zu fördern. Bei meiner Abwesenheit von der Heimat wäre es mir auch unmöglich gewesen, die dortigen Blätter, die mir nur in geringer Anzahl und immer sehr spät zu Gesicht kamen, gehörig zu kontroliren, allen anonymen Lügen darin hastig nachzulaufen, und mich mit diesen verkappten Flöhen öffentlich herumzuhetzen. Wenn ich heute dem Publikum das ergötzliche Schauspiel einer solchen Jagd gewähre, so verleitet mich dazu minder die Mißstimmung des eigenen Gemüthes, als vielmehr der fromme Wunsch, bei dieser Gelegenheit auch die Interessen der deutschen Journalistik zu fördern. Ich will mich nämlich heute dahin aussprechen, daß die französische Sitte, die dem persönlichen Muthe gegen schnöde Preßbengelei eine nach Ehrengesetzen geregelte Intervention gestattet, auch bei uns eingeführt werden müsse. Früh oder spät werden alle anständigen Geister in Deutschland diese Nothwendigkeit einsehen und Anstalt treffen, in dieser Weise die löschpapierne Rohheit und Gemeinheit zu zügeln. Was mich betrifft, so wünsche ich herzlich, daß mir die Götter mal vergönnen möchten, mit gutem Beispiel

hier voranzugeben! — Zugleich aber auch bemerke ich ausdrücklich, daß die Vornehmheit der literariſchen Kunſtperiode mit dieſer ſelbſt jetzt ein Ende hat, und daß der königlichſte Genius gehalten ſein muß, dem ſchäbigſten Lumpazio Satisfaktion zu geben, wenn er etwa über den Weichſelzopf desſelben nicht mit dem gehörigen Reſpekt geſprochen. Wir ſind jetzt, Gott erbarm' ſich unſer, alle gleich! Das iſt die Konſequenz jener demokratiſchen Prinzipien, die ich ſelber all mein Lebtag verfochten. Ich habe dieſes längſt eingeſehen, und für jede Provokation hielt ich immer die gehörige Genugthuung in Bereitſchaft. Wer dieſes bezweifelte, hätte ſich leicht davon überzeugen können. Es ſind aber nie dahinlautende Anſprüche in beſtimmter Form an mich ergangen. Was in dieſer Beziehung in einem anonymen Artikel der mainzer Zeitung behauptet wird, iſt, ebenſo wie die dabei mitgetheilte Erzählung von der Inſultirung meiner Perſon, eine reine oder vielmehr ſchmutzige Lüge. Auch nicht ein wahres Wort! Meine Perſon iſt nicht im entfernteſten von irgendjemand auf den Straßen von Paris inſultirt worden, und der Held . . ., der ſich rühmt, mich auf öffentlicher

Straße niedergerannt zu haben und die Wahrhaftigkeit seiner Aussage durch sein eigenes, alleiniges Zeugniß, durch seine erprobte Glaubwürdigkeit, wahrscheinlich auch durch die Autorität seines Ehrenwortes bekräftigt, ist ein bekannter armer Schlucker, ein Ritter von der traurigsten Gestalt, der ... bereits vor einem Jahre, mit derselben Schamlosigkeit, dieselben Prahlereien gegen mich vorbrachte. Dießmal suchte er die aufgefrischte Erfindung durch die Presse in Umlauf zu bringen, er schmiedete den erwähnten Artikel der mainzer Zeitung, und die Lüge gewann wenigstens einen mehrwöchentlichen Vorsprung, da ich nur spät und durch Zufall, hier in den Pyrenäen, an der spanischen Grenze, von dem saubern Gewebe etwas erfahren und widersprechen konnte. Vielleicht rechnete man darauf, daß ich auch dießmal dem ausgeheckten Lug nur schweigende Verachtung entgegensetzen würde. Da wir unsere Leute kennen, so wundern wir uns nicht über ihre edlen Rechenkünste. — Was soll ich aber von einem Korrespondenten der leipziger allgemeinen Zeitung sagen, der jeder fremden Arglist so gläubig Vorschub leistete, und dem auch der miserabelste Gewährsmann genügte, wo

es galt, meinem Leumund zu ſchaden? — An einem geeignetern Orte werden wir ein gerechtes Urtheil fällen. — Die Redaktionen deutſcher Blätter, die den obenerwähnten Lügen eine ſo ſchnelle Publizität angedeihen ließen, wollen wir unterdeſſen höflichſt bitten, die nachhinkende Wahrheit eben ſo bereitwillig zu fördern. — Cauterets, den 7. Julius 1841.

Heinrich Heine."

Ueber den „Schwabenſpiegel" gerieth er mit Gutzkow in Hader, deſſen Unerquicklichkeit indeß alles überſteigt, was die damalige Federſtreitluſt an literariſchem Klopffechterthum in Deutſchland nur irgendwo in jener Zeit aufzuweiſen hat. Der von Gutzkow damals herausgegebene Telegraph mußte ſeine Spalten für ſeinen Redakteur nebſt Streithähnen hergeben; Heine bediente ſich der Zeitung für die elegante Welt unter Kühne's Redaktion zu ſeinen Entgegnungen. Mag man heutzutage auch gerechte Klage führen über die geſunkene deutſche Journaliſtik und ihre geringe Bedeutung gegenüber dem franzöſiſchen und engliſchen Journalismus, ſo muß man andererſeits den deutſchen Journaliſten der Gegenwart darin Gerechtigkeit widerfahren laſſen,

daß das Handegenthum der zwei vorhergegangenen Jahrzehende ein Ende genommen hat: man iſt — zahmer geworden, aber auch langweiliger und nüchterner, wie denn überhaupt die ganze ſogenannte ſchöne Literatur Deutſchlands eine gänzliche Umwandlung erlitten, an die Stelle des Fantaſieenreichthums, der die Romane und Novellen jener Zeit von Hoffmann und Fouqué bis auf van der Velde und Weißflog erfüllte, kalte Berechnung und überlegender Verſtand getreten ſind, die Herz und Gefühl nicht in Anſpruch nehmen, und ſtatt poetiſcher Gebilde Bilder unſerer ſozialen Gebrechen und der ganzen Miſère der Gegenwart von den Salons der vornehmen Welt bis zu den Dachſtuben und Kellerwohnungen des Proletariats hinunter uns vorführen.

Atta Troll erſchien zuerſt in der Zeitung für die elegante Welt, eröffnete die erſte Nummer des 42ſten Jahrganges derſelben (1843) und lief mit ſeinen 24 Geſängen oder Kapiteln, wie ſie der Verfaſſer nannte, durch die erſten zehn Nummern der Zeitung, deren Redaktion H. Laube vom 1. Januar des genannten Jahres an übernommen und bei ſeiner Anweſenheit in

Paris im Jahre zuvor Heine als Mitarbeiter gewonnen hatte. Der Redakteur sah sich veranlaßt, im Feuilleton der ersten Nummer dem Publikum vom Erscheinen „des ersten größeren Epos, welches Heine geschrieben" Kenntniß zu geben und hinzuzusetzen, daß „es in seiner abgeschlossenen Kapitelart nicht besonders leide unter der also eintretenden Zersplitterung, daß es aber erst nach völligem Abschlusse richtig beurtheilt werden könne, und werde diese Notiz zwar die (vor)eiligen Urtheile nicht verhindern, besonders da eine Menge lebender Personen in diesem Epos erschienen, aber sie werde doch dem Publikum und der vorsichtigen Kritik ein zweckmäßiger Wink sein."

Nach zwölfjährigem Aufenthalte in Paris trieben Heine Kindesliebe und Sehnsucht nach seiner greisen Mutter, die auf dem Krankenlager darniederlag, nach Hamburg, um sie noch einmal zu sehen. Nicht kam ihm damals der Gedanke in den Sinn, daß sie ihn überleben würde. Wie seiner Fußwanderung durch den Harz seine „Harzreise" ihren Ursprung verdankte, so war diese Reise zur Heimat die Veranlassung zu seinem „Deutschland, ein Wintermärchen", welches er,

nach Paris zurückgekehrt, im Januar 1844 begann und endete.

Ende Oktober 1843, als

Die Tage wurden trüber,
Der Wind riß von den Bäumen das Laub,
Da reist' er nach Deutschland hinüber.

Sein Weg führte über Aachen und Köln, von wo er am 27. Oktober zu Münster eintraf. In der Heimat fand er wieder

Die altgermanische Küche.
Sei mir gegrüßt, mein Sauerkraut!
Holdselig sind deine Gerüche.

Es war 9 Uhr Morgens am genannten Tage. Ich saß im Bureau, mit Amtsarbeiten beschäftigt, als der Kanzleidiener mir meldete, ein Franzose sei da mit einem Lohnlakai: er wünsche mich zu sprechen. Ich eilte, neugierig auf den Nachbar jenseits des „freien deutschen Rheins", hinunter auf den Vorhof des Amtslokals und siehe — Heine stand vor mir, obwohl wir uns in 23 Jahren nicht gesehen, ganz der Alte wie vor fast einem Vierteljahrhundert, nur daß er ein nicht unbedeutendes Embonpoint gewonnen hatte.

Vor einer Stunde mit der Schnellpoſt eingetroffen, hatte er ſich bereits zur Schnellpoſt nach Osnabrück einſchreiben laſſen, die um 10 Uhr des Weges nach Hamburg fuhr. Eine Stunde war uns zum Wiederſehen, zur Erinnerung an unſer Jugendleben, zum Austauſch von Gedanken nur vergönnt; er hatte Münſter noch nicht geſehen; deßhalb galt es ſorgſamſte Benutzung der knapp uns zugemeſſenen Zeit, der einzigen Stunde. Wir gingen zum Dom, zum Rathhauſe, zur Lambertikirche, bis zum Schloſſe und ſahen, was zu ſehen war, alſo im Fluge. Auffallend war es mir, daß er, der die deutſche Mutterſprache ſchreibend in ſeiner Gewalt hatte wie kein anderer, im Sprechen jetzt oftmals die Worte ſuchen mußte. Er leitete dieſen Mangel daher, daß ſeine Gattin nicht allein Franzöſin, ſondern auch ſein Haushalt in Paris franzöſiſch ſei, und er wenig Umgang mit Deutſchen dort pflege. Seiner Aeußerung zufolge war er mit einem Werke über ſeine Erlebniſſe während ſeines Aufenthalts zu Paris beſchäftigt, wovon in öffentlichen Blättern unter der Firma: Memoiren häufig die Rede war.

Zum erstenmale sah er hier
Jene Körbe von Eisen,
Die hoch zu Münster hangen am Thurm,
Der Sankt Lamberti geheißen.
Der Schneiderkönig saß darin
Mit seinen beiden Räthen;
Wir aber benutzen die Körbe jetzt
Für andre Majestäten u. s. w.

Also singt er im „Wintermärchen." Für die Geschichte der Wiedertäufer hegte er das lebendigste Interesse, und zu meiner Verwunderung kannte er die Schriften von Kerssenbrock, Jochmus und Ranke's — wenngleich kurze, aber dennoch tiefbegründete — Schilderung jenes ersten kommunistischen Reiches genau; er hatte sie mit Vorliebe studirt. Viele Aeußerungen über deutsche literarische Notabilitäten und politische Zustände, über die Verhältnisse des deutschen Buchhandels und der Presse in Deutschland und Frankreich, über die Gesammtausgabe seiner Werke aus seinem Munde dem Papiere anzuvertrauen, dürfte hier zur Zeit nicht am Orte sein; daß sie treffend waren, bedarf der Versicherung nicht.*) Fünf Minuten vor 10 Uhr waren

*) Bei Gelegenheit der bevorstehenden Herausgabe seiner

wir auf dem Posthofe; sie flohen dahin unter fortdauerndem Gedankentausche; der Postillon blies und die Schnellpost trug ihn der Stadt zu, wohin ihn kindliche Sehnsucht rief.

Sie sprach sich in den nachfolgenden Gedichten glühend aus:

Lebensfahrt.

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen schaukeln
Den lustigen Kahn. Ich saß darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
Die Freunde waren schlechte Schwimmer,
Sie gingen unter im Vaterland;
Mich warf der Sturm an den Seinestrand.

Ich hab' ein neues Schiff bestiegen
Mit neuen Genossen; es wogen und wiegen
Die fremden Fluten mich hin und her —
Wie fern die Heimat! mein Herz wie schwer!

„ungedruckten Schriften" werde ich — weil erforderlich — dieselben zu seiner schriftstellerischen Charakteristik näher würdigen.

Und das iſt wieder ein Singen und Lachen,
Es pfeift der Wind, die Planken krachen,
Am Himmel erliſcht der letzte Stern —
Wie ſchwer mein Herz! die Heimat wie fern!

Nachtgedanken.

Denk' ich an Deutſchland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen ſchließen,
Und meine heißen Thränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht geſehn,
Zwölf Jahre ſind ſchon hingegangen;
Es wächſt mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächſt —
Die alte Frau hat mich bekehrt;
Ich denke immer an die Alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich ſo lieb,
Und in den Briefen, die ſie ſchrieb,
Seh' ich, wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erſchüttert.

Die Mutter liegt mir ſtets im Sinn;
Zwölf lange Jahre floſſen hin,
Zwölf lange Jahre ſind verfloſſen,
Seit ich ſie nicht ans Herz geſchloſſen.

Deutſchland iſt kerngeſund. Es ſteht
So feſt! Und käm' ich noch ſo ſpät,
Mit ſeinen Eichen, ſeinen Linden,
Werd' ich es ſtets am Leben finden.

Ich lechzte nicht nach Wiederkehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär';
Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann ſterben.

Seit ich das Land verlaſſen hab',
So viele ſanken dort ins Grab,
Die ich geliebt — wenn ich ſie zähle,
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muß ich — mit der Zahl
Schwillt immer höher meine Qual;
Mir iſt, als wälzten ſich die Leichen
Auf meine Bruſt — Gottlob, ſie weichen!

Gottlob! durch meine Fenſter bricht
Franzöſiſch heitres Tageslicht.
Es kommt mein Weib, ſchön wie der Morgen,
Und lächelt fort die deutſchen Sorgen.

Außer jenen größeren literariſchen Arbeiten ſchrieb er in Paris noch mehrere Aufſätze und Artikel geringeren Umfangs; mehrere nahm er in ſeine, in den letzten Jahren geſammelten „Vermiſchten Schriften" wieder auf; andere ſammelte er nicht. Es waren diejenigen, zu deren Abfaſſung er durch äußere Umſtände, Anträge von Buchhändlern und auf Bitten von Freunden oder jüngeren deutſchen Schriftſtellern veranlaßt worden. Dahin gehören u. a. ſeine Vorworte zu A. Weil's „Elſäſſer Dorfgeſchichten", ſeine glänzende Mittheilung über die pariſer Theater in Lewald's Theaterrevue, ſeine Einleitung zu dem Prachtwerke des ſcheible-rieger'ſchen Verlags zu Stuttgart: Don Quixote von Cervantes, welche ihm mit 1000 Francs honorirt ward; ferner „Shakſpeare's Frauen und Mädchen", Text zu den Bildniſſen zu den Dramen des britiſchen Heros, eine Schilderung der pariſer Kunſtausſtellung im Morgenblatte, ſein in franzöſiſcher Sprache geſchriebener Nachruf an ſeinen jugendlichen Freund und Ueberſetzer ſeiner Gedichte G. de Nerval, der mir unbekannt iſt, von Adolf Stahr aber als der Ausdruck des aufrichtigſten und

herzlichſten charakteriſirt wird, was Heine je geſchrieben. Dieſen Arbeiten ſchließt ſich eine große Zahl kleinerer Gedichte an, in Journalen, Muſenalmanachen, Taſchenbüchern, Gedichtſammlungen, Albums u. ſ. w. zerſtreut, welche er faſt alle auf Bitte und aus Rückſicht auf deren Herausgeber ohne Honorar beiſteuerte.

Zwei kleine Gedichtchen aus ſeiner Feder, die im Brouillon vor mir liegen und von denen ich nicht weiß, ob dieſelben — anſcheinend Impromtus — bekanntgeworden, laſſe ich folgen; ſie ſind nach der Angabe auf den Blättchen des Konzepts aus dem Jahre 1843.

Der deutſche Rhein.

Der freie Rhein, der Brutus der Flüſſe,
Er wird uns nimmermehr geraubt:
Die Schweizer binden ihm die Füße,
Die Holländer halten feſt ſein Haupt.

Die deutſche Flotte.

Auch eine Flotte thät man uns beſcheeren;
Die patriotiſche Ueberkraft
Wird rüſtig rudern auf den Galeeren:
Die Feſtungsſtrafe wird abgeſchafft.

Seine lyriſchen Gedichte, oder vielmehr Produktionen in Verſen, werden gegenwärtig durch vier Sammlungen in gleicher Bändezahl repräſentirt: „Das Buch der Lieder"; „Neue Gedichte"; „Romanzero" und „Deutſchland, ein Wintermärchen" nebſt „Atta Troll".

Möge vor allen Dingen bei der zu veranſtaltenden Geſammtausgabe ſeiner Werke darauf Bedacht genommen und nichts von Werth überſehen werden. In dieſer Hinſicht ſprach ſich eine Stimme in den „Grenzboten" dahin aus: „Heine gehört zu den Dichtern, auf deren Werke das Publikum ein Recht hat, und die Geſammtausgabe muß alles enthalten, was er geſchrieben hat. Der Herausgeber wird weiter nichts zu thun haben, als das Zuſammengehörige zuſammenzubringen, was freilich zuweilen auch ſeine Schwierigkeiten haben wird."

Sein Teſtament hat neben den anderweitigen Beſtimmungen über ſeinen Vermögensnachlaß — die ſeine Frau zu ſeiner alleinigen Erbin ernennen — auch ſeinen literariſchen Nachlaß ins Auge gefaßt. Dieſer wie alle ſeine Briefe und Papiere ſollen ſorg-

fältigſt geſammelt und gut aufgehoben an ſeinen Neffen Ludwig Embden, den Sohn ſeiner Schweſter, in Hamburg, geſandt werden. Ihre Herausgabe ſoll Dr. Chriſtiani in Lüneburg beſorgen und überwachen, daß nichts fremdartiges ſich einſchleiche.

Dem Verleger Julius Campe in Hamburg, der bereits bei Lebzeiten Heine's (1837) das Verlagsrecht der Geſammtausgabe erworben hat, ſoll keine Schwierigkeit bereitet werden, wenn er aus buchhändleriſchen Rückſichten irgendeine Abänderung beanſprucht. Dieſes Teſtament datirt bereits aus dem Novembermonat des Jahres 1851. Möge vor allem dem bisher Ungedruckten aus ſeiner Feder Rechnung getragen werden, damit nichts verloren gehe. —

Es bleibt noch übrig, über Heine rückſichtlich ſeiner außerdeutſchen literariſchen Bezüge und der Theilnahme und Anerkennung, die ihm das Ausland erwieſen, einige Mittheilungen hier zum Schluſſe an dieſer Stelle, wo unſere Beſprechung ſeines Schriftſtellerthums und ſchriftſtelleriſchen Wirkens als deutſcher Dichter und Schriftſteller ſchließt, anzuknüpfen.

Keine ausländiſche Literatur hat Heine ignorirt;

ſie konnte ihn auch wegen ſeiner großen Bedeutung nicht überſehen, und in den literariſchen Blättern wie politiſchen Zeitungen aller ziviliſirten Völker hat man ihm und ſeinen Leiſtungen fortwährend gebührende Aufmerkſamkeit geſchenkt, ſeine Schriften, je nach ihrem Erſcheinen, beſprochen, beurtheilt, einzelnes daraus theils überſetzt, theils auszugsweiſe mitgetheilt, überhaupt ſich immer in Bezug auf ihn au fait gehalten. Die Anſichten über ihn gingen bei den verſchiedenen Völkern nach den verſchiedenſten Richtungen auseinander; aber ſeine hohe Begabung an Geiſt, Phantaſie und Humor fand überall gleiche Anerkennung. —

Während ſeines Aufenthalts zu Paris trat Heine ſelbſt auch als franzöſiſcher Schriftſteller auf, indem er theils Artikel in franzöſiſcher Sprache oder Ueberſetzungen ſeiner Schriften und Gedichte ins Franzöſiſche in pariſer Zeitſchriften z. B. in der Revue des deux Mondes und der Europe littéraire veröffentlichte, theils beſondere Schriften herausgab, theils ſeine ſämmtlichen Schriften franzöſiſch herauszugeben begann; über letzterem Unternehmen iſt er hingeſtorben, nachdem kaum der Anfang dazu gemacht worden. Die

Ueberſetzungen rühren theils aus ſeiner Feder her, theils unterſtützte ihn dabei ein junger franzöſiſcher Freund, G. de Nerval, der ſeinem „Dichterleben in Elend und Noth" — Deutſchland hat nicht allein ſeine Höltys u. ſ. w., auch Frankreich — ſelbſt ein Ende gemacht.

Heine's erſte Schrift in franzöſiſcher Sprache erſchien in dem neu begonnenen franzöſiſchen Journal: l'Europe littéraire, die im Jahre 1833 bei Heideloff und Gamve in Paris in deutſcher Ueberſetzung unter dem Titel: „Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland" ausgegeben ward. „De l'Allemagne" war die nächſte, ihr folgende. Briefe über Deutſchland folgten in der Revue des deux Mondes, an welcher gediegenen Halbmonatsſchrift er eine Zeitlang fleißig mitarbeitete; er lieferte dafür eine Ueberſetzung im Auszuge aus ſeinen Reiſebildern, im Jahre 1847 eine proſaiſche Uebertragung des Gedichts: „Atta Troll" unter dem Titel: „Rêve d'une nuit d'été;" „la Lutèce, les aveux d'un poète de la nouvelle Allemagne", (die Selbſtbekenntniſſe, die an der Spitze der „Vermiſchten Schriften" in deutſcher Sprache ſtehen) „les dieux en Exil" u. ſ. w. Von den „Oeuvres complètes", welche bei Michael

Levy in Paris erſchienen, wurden bis zum Tode Heine's zwei Bände ausgegeben, darin waren enthalten: de l'Allemagne, Lutèce, les Poèmes et Légendes und das lyriſche Intermezzo, letztere von G. de Nerval überſetzt, der auch in der Revue des deux Mondes eine ausführliche Charakteriſtik Heine's lieferte; beſonders gelungen ſind in ſeiner franzöſiſchen Uebertragung die Nordſeebilder.

Der pekuniäre Vortheil, den Heine (ausſchließlich ſeiner Mitarbeiterſchaft an der Revue, die in großartigem Maßſtabe honorirt) von der franzöſiſchen Geſammtausgabe ſeiner Werke zog, war höchſt unbedeutend. Ueberhaupt hat man in Deutſchland zum Theil eine unrichtige Anſicht von den Honorarverhältniſſen in Frankreich. Gewöhnlich iſt man ſplendid ſeitens der Verleger; wo das Honorar beträchtlicher ausfällt, da wird die Acquiſition als Feuilleton eines geleſenen Blattes verwendet; drauf macht man nach erfolgtem Abdrucke in dem Journale ein Buch daraus, und endlich verkauft man das Werk an einen belgiſchen Buchhändler in Brüſſel oder Antwerpen, verwerthet es mithin dreimal. Ueberhaupt honorirt man ſehr ſelten

und dann nur geringe Honorare; das eigentliche Verlagsgeschäft ruht fast gänzlich. Die enormen Honorare, welche oft in Erstaunen setzen, sind entweder durch Subskriptionen der Ministerien gedeckt oder durch sonstige vorgängige Abonnements.

Heine erhielt von dem Verleger der Gesammtausgabe seiner Werke in französischer Sprache, Levy zu Paris, der vor wenigen Jahren noch ein kleines Geschäft, jetzt aber ein stattliches Lokal in der Rue Vivienne besitzt, für jedes verkaufte „Volume" 10 Centimes, die Ausgabe ist stereotypirt; indeß war ihm dieses Honorar Nebensache, da er in französischer Sprache publizirt sein wollte; darum allein und nicht um Geldgewinne war es ihm dabei zu thun. Er wollte eingereiht sein der Literatur Frankreichs und neben dem deutschen auch französischer Schriftsteller sein, da er ein Vierteljahrhundert Frankreich angehört hatte, während er diese lange Reihe von Jahren hindurch — wenn auch fern vom heimatlichen Boden — Deutschland als Schriftsteller treu geblieben, und eine Reihe von deutschen Schriften seinen vaterländischen Schriftstellerruhm vergrößert und befestigt hat.

Was er durch ſein Auftreten in der franzöſiſchen Literatur gewollt, das hat er auch erreicht: ganz Frankreich nahm Kenntniß von ſeinem neuen Schriftſtellerthume, und eine große Zahl Stimmen ließ ſich über ihn und ſeine Schriften in öffentlichen bedeutenden Journalen und kritiſchen Blättern Frankreichs vernehmen. Drei gewichtige Kritikerſtimmen in Paris ſprachen ſich auf das vortheilhafteſte über ihn aus: Taillandier, Gauthiér und Thomas, der Erſtere in mehreren Aufſätzen größeren Umfangs in der Revue des deux Mondes, und G. de Nerval lieferte in demſelben Journale (vom 15. Sept. 1848) eine dithyrambiſche Apotheoſe des „Liederdichters" Heine, woran er eine franzöſiſche Ueberſetzung, des „lyriſchen Intermezzo" in Proſa knüpfte. Theophile Gauthiér widmete am Tage nach ſeinem Hinſcheiden ihm im Feuilleton des Moniteur einen Nachruf, deſſen Anfang hier ſeine Stelle finden mag; da daraus (— trotz mehrerer Gegenäußerungen manichfacher Art, beſonders in deutſchen Blättern*), die vor allem in neueſter Zeit

*) Eins dieſer Blätter entblödete ſich in ſeinem Vorurtheilskritikaſterthum nicht der Aeußerung: „unſerm Landsmann

ſich das Ziel geſteckt zu haben ſcheinen, gegen Heine ungerecht zu ſein und ſich gegen ihn in Tadel aller Art zu ergießen, während ſie die kleineren literariſchen Götter der deutſchen Gegenwart belobräuchern —) deutlich hervorgeht, wie die Stimmung für Heine und die Anerkennung ſeiner Verdienſte ſich im Nachbarlande Frankreich geſtaltet und befeſtigt haben; denn der geachtete Feuilletoniſt des offiziellen Organs Frankreichs — des Moniteurs — würde wahrlich, wäre die Sachlage nicht wirklich eine ſolche, ſich nicht alſo ausgeſprochen haben zum größten Ruhme des hingeſchiedenen deutſchen Dichters. Gautbier beginnt ſeinen letzten Nachrufartikel alſo:

„Ein Stern erſter Größe iſt am Himmel der Poeſie erloſchen, ohne daß die Welt viel darauf geachtet hätte; die Welt hat mehr zu thun, als auf glänzende Meteore zu achten. Heinrich Heine iſt geſtorben, oder vielmehr die eigenſinnige kleine Flamme, die dieſen ſeit acht Jahren auf das Krankenlager hingeſtreckten gelähmten Körper an der Auflöſung verhinderte, iſt auf immer

(Heine) ſei ſeine Spekulation auf franzöſiſche Lorbeern nicht geglückt.“

entflohen. — Wohl war er lebendig in seinen Sarg genagelt; aber wenn man an denselben das Ohr legte, so hörte man die Poesie ihre lebensvollen Melodien unter dem Leichentuche singen. Heine ist der größte deutsche Lyriker, und stellt sich ganz naturgemäß neben Goethe und Schiller."

Taillandier hat sich in der mehrgedachten Revue mehrmals und zu verschiedenen Zeiten über ihn kritisch vernehmen lassen, zuerst kurz nach seiner Uebersiedelung nach Paris, im Jahre 1832*), wodurch er Heine gleichsam den Parisern als einen Mitbürger und den Franzosen als neuangekommenen freiwilligen Landsmann vorführte. Mehrmals ergriff er bei Gelegenheit einer literarischen Erscheinung aus Heine's Feder seinen kritischen Griffel, zuletzt im Jahre 1852, wo er in derselben Zeitschrift**), Kritik und Biographie Heine's verbindend, den Dichter wahrhaft feiert. Was überhaupt die französische Kritik über ihn gebracht hat, hat

*) Im Hefte vom 15. Dezbr.

**) Im Hefte vom 1. April, dem auch ein trefflich ausgeführtes, von Gleyne gezeichnetes und von J. François gestochenes Porträt beigefügt ist.

ſowohl das Lob zum Gegenſtande, welches man ihm wegen ſeiner in franzöſiſcher Sprache gebrachten Schriften ſpendet, als auch dasjenige, welches ſie ihm in Anerkennung deſſen zuwendet, was die deutſche Poeſie ruhmvolles von der Blüthe des Heine'ſchen Geiſtes aufzuweiſen hat. Die Revue des deux Mondes anerkannte, daß in Heine dem franzöſiſchen Geiſte verwandtes und ähnliches enthalten ſei, und nannte ihn deßhalb einmal einen „Voltaire pittoresque et sentimental“; und die Revue iſt ein verbreitetes, hochangeſehenes pariſer Journal und Paris repräſentirt in dieſen Dingen das Urtheil von ganz Frankreich, was die Ausſprüche des Blattes im Intereſſe Heine's genügend charakteriſirt. G. de Nerval*) überſchüttet aber Heine's Namen mit großartigen Lobeserhebungen und Prädikaten, worüber die gegenwärtige deutſche Journaliſtik die Köpfe gar verwunderlich ſchüttelt und die Naſe rümpft; ſie möge indeß in die deutſche Journalwelt früherer Jahre zurückblicken und zuſchauen, wie ihre Vorgänger, ſelbſt die ernſteſten, u. a. die Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik, und in ihnen ein

*) In der Revue des deux Mondes v. 15. Sept. 1848.

Immermann und Gans und Varnhagen — drei Namen von großer und wichtiger Bedeutung auf dem Felde der Kritik — über Heine in anerkennendſter Weiſe geurtheilt haben. Goethe ſelbſt äußerte ſich — nach Eckermann — über Heine in folgender Weiſe klar und verſtändig, wie's ſtets ſeine Art war: „Es iſt nicht zu leugnen, er beſitzt manche glänzende Eigenſchaften; allein ihm fehlt die — Liebe. Er liebt ſo wenig ſeine Leſer wie ſeine Mitpoeten und ſich ſelber, und ſo kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apoſtels anzuwenden! Und wenn ich mit Menſchen- und Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Noch in dieſen Tagen habe ich Gedichte von ihm geleſen, und ſein reiches Talent iſt nicht zu verkennen. Allein — wie geſagt — die Liebe fehlt ihm, und ſo wird er auch nie ſo wirken, als er hätte müſſen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott derer ſein, die gern wie er negativ wären, aber nicht das Talent haben."

Und Friedrich Gentz, eine ganz heteregene Perſönlichkeit, ſagt in einem Briefe an Rahel (1830) über Heine:

„Wie weit ich es in dieser Lieblingsbeschäftigung, Dichter zu lesen, gebracht habe, werde ich Ihnen an einem Beispiel zeigen, welches namentlich für Sie nicht ohne Interesse sein kann. — Im vergangenen Jahre fielen mir die Reisebilder von Heine in die Hände. Sie können sich leicht vorstellen, daß ich in der politischen Gesinnung des Verfassers die meinige nicht wiederfand; und daß mir überdieß manches Unkorrekte, Ultra-Originelle in dieser Schrift zuwider sein mußte. Nichtsdestoweniger las ich die drei Bände mit vielem Vergnügen, weil ein großer Theil der eingestreuten Gedichte (nicht alle!) mich im höchsten Grade anzog. Erst vor einigen Tagen entdeckte ich sein bereits im Jahr 1827 gedrucktes, mir aber bisher unbekannt gebliebenes Buch der Lieder, wovon ein Abschnitt Ihnen gewidmet ist; und früher schon hatte mir jemand — ich weiß wirklich nicht mehr, wer? — gesagt oder geschrieben, daß Heine bei Ihnen in besonderer Gnade stehe. Ich entschloß mich daher auch sogleich, diese Lieder zu lesen. — Eine gewisse Anzahl wirkte auf mich mit einem unbeschreiblichen Zauber; und an diesen ergötze ich mich fortwährend, Morgens und Abends;

ſie ſind meiner heutigen Gemüthsſtimmung dergeſtalt homogen, daß ich mich ganz darein vertiefen und verſenken kann. — Wenn ich erſt wiſſen werde, wie Sie den gegenwärtigen Brief aufgenommen haben, und ob Sie mich nicht etwa zum Tollhauſe reif erklären, will ich Ihnen alle die Nummern bezeichnen, von denen das hier Ausgeſprochene gilt. Vor der Hand begnüge ich mich, auf ein einziges zu deuten; es ſteht S. 136."

Später ſchreibt Gentz:

„Noch immer labe ich mich an dem Buch der Lieder. In Wien iſt nur Ein Menſch, der mit mir über dieſe Gedichte völlig ſympathiſirt, der Major Pr., V. kennt ihn gewiß. Mit dieſem bade ich mich Stunden lang in dieſen melancholiſchen ſüßen Gewäſſern. Das Gedicht, welches Sie loben, iſt mir ſogar lieber, als das von Schiller über denſelben Gegenſtand, ſo ſehr ich dieß auch immer bewundert habe. Selbſt die, welche an wirkliche Gotteslästerung ſtreifen (wie Götter-Dämmerung, Fragen u. ſ. w.) leſe ich doch nicht ohne die tiefſte Emotion, und klage mich manchmal ſelbſt darüber an, daß ich ſie ſo oft und ſo gern leſe. Solche, wie in dem lyriſchen Intermezzo: Nr. XXXII

und XXXVII — möchte ich den ganzen Tag wiederholen hören. In meiner frischesten Jugend war ich nie so auf die Poesie versessen, als heute. Nie würden wir uns besser verstanden haben, und aus vollem Herzen rufe ich mit Ihnen aus: Welche große schöne Ursach muß der Himmel haben, uns getrennt zu halten?" —

Ich komme auf die Anerkennung, welche Heine in Frankreich geworden, zurück: dort hat weder Clique noch Claque eine Einwirkung auf das Urtheil über ihn gehabt, während bis hieher — selbst über seine Gruft hinaus — in Deutschland der Leidenschaften Sturm noch tobt und ihre Wogen branden. Hier hat in gewissen Kreisen G. de Nerval's*) bereits oben

*) Eigentlich Labrunier, geb. 1810, endete in einem Anfall von Schwermuth freiwillig im Jahre 1854, bekannt als gründlicher Kenner der schönen Literatur Deutschlands, übersetzte Goethe's Faust, der 3 Auflagen erlebte (1828, 1833, 1840) und gab ein „Choix de Ballades et poésies" von Goethe, Schiller, Bürger, Klopstock, Schubart, Körner, Uhland 1830, Bürger's Lenore in französischer Bearbeitung 1835 heraus, war einer der beliebtesten und gelesensten pariser Feuilletonisten für fast alle Zeitungen der Hauptstadt und Mitarbeiter an der Revue des deux Mondes; er reiste 1848 durch Deutschland nach dem Orient.

erwähnte Charakteristik Heine's nicht Anklang gefunden; man hat sie — kurz abgefertigt — „bloßes Antithesengeklapper" genannt.

Aber ganz richtig bemerkt A. Stahr, es fänden sich darin neben zahlreichen Ueberschwänglichkeiten auch scharftreffende Züge. So sagt er darin u. a.: „Heine ist grausam und zärtlich, naiv und perfide, skeptisch und gläubig, lyrisch und prosaisch, sentimental und spöttisch, leidenschaftlich und eiskalt, antik und modern, mittelalterlich und revolutionär zu gleicher Zeit. Er hat alle guten Eigenschaften, und wenn man so will, alle Fehler, die sonst einander ausschließen. Er ist der Mensch der Gegensätze, und das ohne Gewaltsamkeit, durch seine pantheistische Natur, die alle Emotionen empfindet und alle Bilder aufnimmt." Er setzt ganz richtig Heine's Kampfkraft in den unglaublichen Realismus seiner Zeichnung und Darstellung. „Idee und Form — sagt er — identifiziren sich bei ihm vollständig, und niemand besitzt in solchem Maße das Relief und die Farbe. Seine Bilder sehen aus wie die Spiegelungen einer Camera obscura, seine Figuren heben sich ab vom Grunde und wirken durch die Intensität der Illu-

sion ebenso überraschend, wie Porträtbilder, wenn sie aus dem Rahmen träten. Die Worte sind bei ihm nicht Zeichen für die Objekte, sie rufen sie ins Leben. Heine ist halb Franzose, halb Deutscher. Voltaire's schrilles Witzgelächter durchtönt mit einem tiefen, melancholischen Tone auch des Knaben Wunderhorn."

Höchst charakteristisch und treffend zugleich rechtfertigt Nerval in wenigen Worten Heine von einem ihm vielfach und vielseitig gemachten Vorwurf, indem er sagt:

„Man hat oft behauptet, Heine achte nichts, nichts sei ihm heilig. Das ist wahr in dem Sinne, daß er das angreift, was kleine Dichter und kleine Könige vor allem achten, d. h. ihre falsche Größe und ihre falsche Tugend; aber Heine achtet und verschafft Achtung dem wahren Schönen, überall, wo er ihm begegnet." Und von seinem lyrischen Intermezzo sagt der junge französische Kritiker: „Jeder Vers oder jede Strophe ist ein Tropfen purpurnen Blutes, welches dem edlen Herzen des Dichters, von seiner Hand konvulsivisch gepreßt, entfließet, indem er die tödtliche Wunde den Blicken des indifferenten Haufens aussetzt." —

Die Gesammtausgabe seiner Schriften in französischer

Sprache erregte in ihren ersten beiden Bänden in ganz Paris Aufsehen und den äußersten Enthusiasmus unter den jüngeren pariser Literaten; die Feuilletons aller Zeitungen und Blätter begrüßten diese Erscheinung mit dem lautesten Jubel. Ein Artikel aus Paris in Nr. 218 der augsburger allgemeinen Zeitung vom Jahre 1855 enthält darüber das Nähere, und somit war Heine's Ziel erreicht; er hatte neuen Balsam auf die Wunde seiner langen Leiden dadurch gefunden — Sonnenblicke in seine verdüsterte Krankenstube; er gehörte auch Frankreichs gefeierten Schriftstellern an; seine „Lutèce" hatte ihm diese Ehrenstelle allein erworben; ganz Paris drängte sich dahin, sie zu lesen und anzuerkennen.

Auch bei anderen Nationen ist Heine in jüngster Zeit eingebürgert. In Holland ist in diesem Jahre eine Uebersetzung seiner Schriften — Poesie wie Prosa — erschienen*), und in Philadelphia eine Uebertragung seiner Reisebilder in englischer Sprache**); während

*) H. Heine Poezy en Proza door A. van der Hoop. I. deel. Schiedam: Roelants 1856.

**) Pictures of Travel. Translated by C. Leland 1856.

ndaſelbſt zwei deutſche Ausgaben ſeiner ſämmtlichen
chriften (bei F. W. Thomas und bei J. Weik 1855)
chienen. Die letztere Ausgabe war auf 26 Lieferungen
echnet, jede zum Preiſe von 25 Cents; ſie enthält
dem mehrere Produktionen von Heine, welche in Zei-
ngen und periodiſchen Schriften zerſtreut geſtanden und
dahin nicht geſammelt herausgegeben worden ſind.
Zum Schluſſe, und bevor wir zu Heine's Leben
hrend ſeines langen Siechthums übergeben, liegt dem
ensſchilderer noch ob, ſich auf ein Gebiet hinaus-
wagen, welches von ihm hier nicht mit Stillſchweigen
ergangen werden darf, weil man von gewiſſen Kreiſen
s ſich gemüſſigt geſehen hat, dasſelbe für prinzipiell-
ſeitige Zwecke auszubeuten, theilweiſe mit wahrhaft
nnibaliſcher Wolluſt das Richteramt der Verketzerung
gen ihn zu üben und das Anathema auszuſprechen.
an hat alle Perioden ſeines Lebens hindurch von
ſer Verfolgung nicht nachgelaſſen; von ſeinem erſten
ftreten an, während ſeines Schmerzenslagers, ja
bſt als er das Auge geſchloſſen hatte, über das Grab
naus, hat jenes Harpyrengezücht nicht geruht und ge-
ſtet. —

Jene Richtung in gewissen Kreisen unserer Zeit, die sich selbst „die fromme“ bezeichnend nennt, weil sonst niemand ihr diesen Namen beilegt, die aber den Schalk im Nacken trägt und den Mantel des Luges und Truges umgehangen, Busen und Schultern des anderen Geschlechts verhüllt wissen will, jedoch verstohlen und lüstern hinschielt, die Hände faltet, mit den Lippen wispelt und den Kopf himmelwärts richtet; die den Splitter im Auge des Nächsten achtet, aber den eigenen Balken nicht sieht: hat sich splitterrichtend angelegen sein lassen, sich um Heine's Glauben und Rechtgläubigkeit zu kümmern und ihn vor aller Welt in öffentlichen Blättern vor ihr Ketzergericht zu ziehen. Wie die berliner Muckerzeitung ihren Stab längst über die größten Geister unserer Nation gebrochen und vor ihr ein Goethe und Schiller keine Gerechtigkeit gefunden, also ist es auch Heine ergangen; er hat sich darüber getröstet, daß er das gleiche Geschick, dieselben Anfeindungen mit jenen hat theilen müssen. Indeß ist dieses Zelotenthum über ihn mit noch eifrigerer Rigorosität, mit noch maßloserer Heftigkeit wahrhaft hyänenartig hergefallen: und daran war der „Jude“

Schuld. War es aber seine Schuld, als Israelit geboren zu sein?! —'

Es hat sich der blödsichtigste Pietismus in Verläumdungen und Vorwürfen gegen ihn gleichsam erschöpft, ihm gegenüber Voltaire als engelhaft dargestellt, da er diesen an „Schmutz, Grimasse und witzigem Teufelsdreck überbiete"; ja — einer seiner Jugendfreunde von der Universität her — ich mag keinen Namen nennen — hat von ihm drucken lassen: „Wie der Spötter Aronet schändet er nicht nur, was lebt, auch mit dem, was todt und ehrwürdig, treibt er noch seine Unzucht; durch das Evangelium ist die Welt ein Gottesgarten, mit den heine'schen Lehren würde sie ein großes Bordell." Er wirft ihm „bissigen Spott, Bonmot, Persiflage, Gift der Gesinnung unter Blumen schöner Worte" vor, und wie „seine religiösen Ansichten perfid, so seien seine literarischen parteiisch". —

Ich werfe mich nicht zum Vertheidiger des bei seinem Leben wie nach seinem Tode vielfach Verlästerten auf, indem die Ansicht bei mir zur Ueberzeugung geworden, daß niemand auf der Erde berufen ist zum Kritiker des Glaubens und der Glaubensansichten des

Nächsten, viel weniger zum Lästerer und Ketzerrichter konfessioneller Scheidungen wie individueller Gedanken und Meinungen in Glaubenssachen. Das ist eines Jeden ausschließlich eigene Angelegenheit, deren Ordnung ihm allein obliegt ohne irgendeine Einmischung eines Anderen. Verruchte Hände aber waren es, die nicht abließen wider ihn und zur Feder griffen, als er, auf das Leidenslager von schwerer Krankheit niedergeworfen, hilflos dalag, um ihn auch da noch zu verunglimpfen und zu begeifern. „Es scheint, der liebe Herrgott macht Experimente mit mir; ich wünschte, er hätte dazu einen Anderen sich ausersehen"— sagte er geistesstark noch kurz vor seinem Ende. Und als ein Freund, der ihn besuchte, sich seines „Wiederhinwendens zum Glauben und zu Gott" freute, erwiderte er: „Er wird mir verzeihen, denn das ist sein Metier."

Ich glaubte, auch diese Glaubenskritik, der man Heine unterworfen hat, berühren zu müssen, ohne sie in irgendeiner Richtung hin auszubeuten, sondern sie bloß zu erwähnen. Eine Zeitepoche wie die unserige, die in gewissen und weitausgedehnten Kreisen alles mit der Elle des positiven Glaubens mißt, Talent und

Genie nach ihren beſchränkten Satzungen und Normen engherzig beurtheilt und ihnen Bahn und Wirkungskreis nur eröffnet, wenn ſie ſich ihrer Richtung gleichſam zu akklimatiſiren wiſſen, ſie aber von ſich weiſt, wenn ſie ſich in ihre ſpaniſchen Schnürſtiefel nicht einzwängen laſſen, iſt gewiß und wahrhaftig nicht geeignet und berufen zu unparteiiſchem Urtheil; ſie übt voll Vorurtheil und nach vorgefaßter Meinung nur ein Gericht, wie es die ebenſo korrumpirte Zeit der Hexen-, Ketzer- und Inquiſitionsprozeſſe geübt; ſie baute ebenſo gern wie jene wiederum Holzſtöße und Scheiterhaufen, um ihren Urtheilsſprüchen der Verdammniß durch Flammenexekution das fehlende Anſehen und reichhaltigen Effekt zu verſchaffen, uneingedenk der „Liebe", die der große Stifter des Chriſtenthums und ſeine Lehre verkündeten.

Als Menſch dem Nebenmenſchen gegenüber lebte Heine bis zum letzten Todesröcheln ſeiner Bruſt als ein wahrer Chriſt, helfend, wo immer er konnte: Züge ſeiner Menſchenfreundlichkeit, der Sanftmuth ſeines Charakters, echter wahrer Freundſchaft, inniger Kindesliebe ſind mehr als zur Genüge bekannt

geworden, und kein rigoroser Eiferer hat es gewagt, in dieser Hinsicht einen Stein aufzuheben; man hat seine guten Eigenschaften, deren ihm so viele eigen waren und womit er so reich ausgestattet war, mit — Stillschweigen übergangen, während man mit Ungestüm und Lärm sonst über ihn hergefallen ist. Die über ihn zu Gericht gesessen, standen ihm fern; sie haben ihn nie durch eigene Anschauung und durch Zusammenleben mit ihm kennen gelernt. —

Hören wir ihn schließlich aus seinem 1851 verfaßten Testamente kennen; er sagt darin:

„Ich verbiete, nach meinem Tode meinen Körper einer Autopsie zu unterwerfen, und da meine Krankheit oft einem starrartigen Zustande glich, so soll man mir vor der Beerdigung eine Ader öffnen. . . Ich wünsche, daß mein Leichengang so einfach wie möglich sei, und daß die Kosten meiner Bestattung die eines gewöhnlichen Bürgers nicht übersteigen. Obwohl ich zur lutherischen Kirche gehöre, wünsche ich nicht, daß ein Geistlicher derselben meiner Leiche folge; auch verzichte ich auf jede andere heilige Handlung zur Feier meines Leichenbegängnisses.

„Dieſer Wunſch iſt keineswegs aus dem ſchwachen Willen eines Freigeiſtes hervorgegangen; vielmehr habe ich ſeit 4 Jahren allen philoſophiſchen Stolz abgelegt und mich wieder religiöſen Ideen zugewandt. Ich ſterbe mit dem Glauben an Einen ewigen Gott, Erſchaffer der Welt, deſſen Barmherzigkeit ich anrufe für meine unſterbliche Seele. Ich bedauere, in meinen Werken oft von heiligen Dingen reſpektlos geſprochen zu haben; aber ich wurde hierbei weit mehr von dem Zeitgeiſte fortgeriſſen, als von dem eigenen Triebe. Wenn ich ohne mein Wiſſen die guten Sitten und die Moral beleidigt, welche die wahre Kraft alles Glaubens ſind, ſo bitte ich Dich, mein Gott, und die Menſchen um Verzeihung! Ich verbiete, daß an meinem Grabe eine Rede, ſei es deutſch oder franzöſiſch, gehalten werde. Gleichzeitig erkläre ich, es ſei nicht mein Wunſch, daß meine irdiſchen Ueberreſte nach Deutſchland gebracht werden. Die große Aufgabe meines Lebens war das Beſtreben, ein herzliches Verhältniß zwiſchen Frankreich und Deutſchland herzuſtellen.“ —

Geben wir zu den letzten Lebens- und Leidensjahren Heine's über; ſchwere Prüfungen wurden ihm beſchieden;

er hat ſie mit einer Kraft ertragen, wie ſie ſelten iſt unter Millionen: ſeine Geiſteskraft blieb ungeſchwächt und aufgerichtet unter der Folterqual ſeiner Leiden.

Das Jahr 1847 war das verhängnißvollſte, unſeligſte im Leben Heine's, indem er plötzlich von einer Krankheit befallen ward, die ſich als unheilbar bald herausſtellte, durch die Bemühungen ſeines ausgezeichneten Arztes, des Dr. Gruby, aber im Laufe der Zeit derartig für den Leidenden gehoben und erleichtert wurde, daß ihm, der anfangs am ganzen Körper gelähmt und des Augenlichtes beraubt war, durch ärztliche Kunſt die Bewegung der Arme wie das Geſicht wiedergegeben wurden. Hören wir zunächſt über die Krankheit und ihren Verlauf den Kranken ſelbſt, der einigemal ſelbſt Veranlaſſung nahm, in Briefen an Freunde, und ſogar einmal in einer Veröffentlichung an das Publikum, ſich darüber auszuſprechen.

Als er auf den Rath ſeines Hausarztes die Bäder von Barèges im Pyrenäengebirge beſuchte, ſchrieb er von dort an ſeinen Freund und Verleger Campe im Okt. 1846 darüber, indem er gleich dem Merkutio ſelbſt angeſichts des Todes noch nicht ſeinen Humor verlor.

„Meine Meinung, hinsichtlich meiner Krankheit, geht dahin, daß ich nicht mehr zu retten bin, daß ich aber vielleicht noch eine Weile, ein oder zwei Jahre, in einer trübseligen Agonie mich hinfristen kann. Nun, das geht mich nicht an, das ist die Sorge der ewigen Götter, die mir nichts vorzuwerfen haben und deren Sache ich immer mit Muth und Liebe auf Erden vertreten habe. Das holdselige Bewußtsein ein schönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele selbst in dieser kummervollen Zeit, wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund begleiten. Unter uns gesagt, dieser letztere ist das wenigst Furchtbare; das Sterben ist etwas schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod gibt. Der Tod ist vielleicht der letzte Aberglaube. Was soll ich zu dem Zufall sagen, der eben in jetziger Zeit eine falsche Todesnachricht von mir in Deutschland verbreitete? Diese hat mich eben nicht ergötzlich gestimmt. Zu andern Zeiten hätte ich darüber gelacht. Zum Glück hatte ich fast gleichzeitig einen Artikel in der allg. Zeitung, der meinen Feinden gewiß eine Freude verdorben hat, wenn sie nicht etwa selbst jene Nachricht geschmiedet. Daß

ich Ihnen den Troll noch nicht geschickt, ist wahrlich nicht meine Schuld; die Familiengeschichten hatten mir alle gute Laune geraubt, und die zunehmende Krankheit verhinderte mich, das Gedicht nachträglich so auszurüsten, wie ich es gern thäte; jetzt aber will ich es, wie es auch gehe, schnell fördern und werde es bei meiner Ankunft in Paris schnell vornehmen. Mein Geist ist klar, sogar schöpferisch geweckt, aber nicht so beseligend heiter, wie in den Tagen meines Glücks." —

Wenig gestärkt kehrte er aus den Bädern zurück, ohne daß er sich jedoch durch seinen fortwährend sehr beunruhigenden Zustand in Zimmer und Bett bannen oder seine heitere Laune sich ganz von den Leiden des Körpers rauben ließ. Seit dem Herbste 1847 war er aber fortdauernd ans Bett gefesselt, während er in demselben wiederum sehend die Feder führen und zu den mannichfaltigsten literarischen Arbeiten wie zu poetischer Produktion geschickt war. Journalistengeschwätz in deutschen Blättern, besonders von solchen deutscher Touristen ausgehend, die nach Paris gekommen und ihn besucht hatten — denn er ließ fast jeden vor sein Krankenlager treten, der sich bei ihm anmeldete — veranlaßten ihn

unterm 15. April 1849 eine öffentliche Erklärung in die augsburger Zeitung rücken zu laſſen, des Inhalts:

„Deutſche Blätter, namentlich die berliner Zeitungen, haben über meinen Geſundheitszuſtand, ſowie auch über meine ökonomiſchen Verhältniſſe einige Nachrichten in Umlauf geſetzt, die einer Berichtigung bedürfen. Ich laſſe dahingeſtellt ſein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob ſie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt), oder eine jener Privatkrankheiten iſt, woran der Deutſche, der im Auslande privatiſirt, zu leiden pflegt; ob ſie ein franzöſiſches ramollissement de la moelle épinière oder eine deutſche Rückgratſchwindſucht — ſo viel weiß ich, daß ſie eine ſehr garſtige Krankheit iſt, die mich Tag und Nacht foltert und nicht bloß mein Nervenſyſtem, ſondern auch das Gedankenſyſtem bedenklich erſchüttert hat. In manchen Momenten, beſonders wenn die Krämpfe in der Wirbelſäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Menſch wirklich ein zweibeiniger Gott iſt, wie mir der ſelige Profeſſor Hegel vor 25 Jahren in Berlin verſichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres

mußte ich mich zu Bette legen und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimüthig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen: — ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Goethe", wie mich Ruge in gesünderen Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. 2, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysus vergeblich, während man meinem Collegen Nr. 1. den Titel eines großherzoglich-weimarischen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelt — ich bin jetzt nur ein armer todtkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch! Soviel über meinen Gesundheitszustand aus authentischer Leidensquelle. Was meine Vermögensverhältnisse betrifft, so sind sie, ich gestehe es, nicht überaus glänzend; doch die Berichterstatter der obenerwähnten Tagesblätter überschätzen meine Armuth und sie sind von ganz besonders irrthümlichen Annahmen befangen, als habe sich meine Lage dadurch nur noch verschlimmert, daß mir die Pension, die ich von meinem seligen Oheim

Salomon Heine genoſſen, ſeit dem Ableben desſelben entzogen oder vermindert worden ſei. Ich will mich mit der Geneſis dieſes Irrthums nicht befaſſen, Erörterungen vermeidend, die ebenſo kummervoll für mich, wie langweilig für andere ſein möchten. Aber dem Irrthum ſelbſt muß ich mit Beſtimmtheit entgegentreten, damit nicht mein Stillſchweigen einerſeits die Freunde in der Heimat beunruhige, die juſt das edelſte Gemüth träfe, das jemals ſich mit ſchweigendem Stolze in einer Menſchenbruſt verſchloſſen hielt. Trotz meiner Abneigung gegen Beſprechung perſönlicher Bezüge finde ich es dennoch angemeſſen, folgende Thatſachen hier vorzuſtellen. Die in Rede ſtehende Penſion iſt mir ſeit dem Ableben meines Oheims Salomon Heine, ruhmwürdigen Andenkens, keineswegs entzogen noch vermindert worden, und ſie wurde immer richtig, bei Heller und Pfennig ausgezahlt. Der Verwandte, der mit dieſen Auszahlungen belaſtet, hat mir, ſeitdem ſich mein Krankheitszuſtand verſchlimmert, noch außerordentliche trimeſtrielle Zuſchüſſe angedeihen laſſen, die, zu gleicher Zeit mit der Penſion ausgezahlt, den Betrag derſelben faſt auf das Doppelte erhöhten. Der-

ſelbe Verwandte hat ferner durch eine großmüthige Stipulation zu Gunſten des viel theuren Weibes, das mit mir ihre irdiſche Stütze verliert, auch die bitterſte aller Sorgen von meinem Krankenlager verſcheucht. — Mancherlei Anfragen und Anträge, die in liebreichen, jedoch mitunter ſehr fehlerhaft adreſſirten Zuſchriften aus der Heimat an mich ergingen, dürften in obigem Geſtändniſſe ihre Erledigung finden. — Den Herzen, welche verbluten im Vaterland, Gruß und Thräne!"

Ueber ſeine langjährigen Leiden laſſe ich Augenzeugen reden. Eliſe von Hohenhauſen, welche ihn in Paris beſuchte, ſchrieb:

„Es war ein wunderſchöner Tag geweſen, das Abendroth färbte den klaren Himmel ſchon winterlich zur Nachmittagsſtunde, die aber in Paris natürlich Vormittag heißt, als wir bei Heine vorgelaſſen wurden. Der Anblick ſeiner Leiden war weniger erſchütternd, als wir gefürchtet hatten; die Krankheit hat ſein Geſicht durchaus nicht entſtellt, ſondern es bis zum höchſten Grade vergeiſtigt. Das Bild, welches ihn auf dem Krankenbette darſtellt, iſt ähnlich; nur iſt ſein Geſicht noch ſchmaler und leidender. Sein Aeußeres hat ſich

eigentlich sehr wenig verändert, er gleicht noch vollkommen seiner Jugend-Erscheinung, wie wir ihn vor beinahe dreißig Jahren in Berlin gesehen hatten. Nur das Haar war damals von hellerem Blond und der Bart noch nicht vorhanden. In der Zwischenzeit dieser langen Jahre soll er einmal beinahe unförmlich stark gewesen sein, wie er versichert; die Annäherung des traurigen Rückenmarkleidens hat aber bald seine Glieder abgezehrt. Die Beine und Füße sind ganz kraftlos und krampfhaft verkrümmt durch die unerträglichsten Nervenschmerzen. Seit fünf Jahren kann er das Zimmer nicht mehr verlassen und vertauscht nur auf einige Stunden das Bett mit dem Lehnsessel. Opium ist seine tägliche Nahrung und allein im Stande, ihm die Qualen erträglich zu machen. Es ist wahrhaft staunenswerth, daß eine Krankheit, die ihren Sitz in den feinsten Nervengeflechten hat, nicht zerstörend auf die Organe des Geistes zu wirken vermochte. Wir sollten bei Heine den glänzendsten Beweis davon erhalten.

„Er hatte einen seiner schlimmsten Tage und schon zum zweitenmale Opium genommen. Schwach und

klagend empfing er uns in seinem Bett, das gegen die Einwirkung von Zugluft und Licht von einem grünen Schirm umstellt war. Er versicherte, völlig unfähig zum Sprechen zu sein, und bat uns, unseren Besuch doch ja am folgenden Tage zu wiederholen. Dennoch that er einige rasche, lebhafte Fragen, die ein Gespräch anknüpften, das ihn erheiterte. Seine Stimme wurde nach und nach kräftiger; er lachte, er sprach mit der unvergleichlichen Mischung von Scherz und Ernst, die ihn zum Schöpfer des poetischen Humors in Deutschland gemacht hat. Wer mit geschlossenen Augen ihm zuhörte, mußte ihn für ferngesund halten. Ein einziger Moment der Anregung hatte genügt, daß der Geist sich, trotz der Schmerzensbande des Körpers, in ungeschwächter Kraft entfaltete. Die Erinnerung an die Vergangenheit, an seine Jugend, an das gute Berlin vor dreißig Jahren, erfreute ihn ganz besonders.

„Traurig wurden wir daran gemahnt; der Kontrast seines früheren Lebens mit dem jetzigen Leidenszustand drängte sich zu peinlich auf. Dabei ist seine Wohnung nach deutschen kleinstädtischen Begriffen sehr düster und

beſchränkt; ſie liegt zwei Treppen hoch und geht nach dem Hofe, was in Paris indeſſen als ein Vorzug betrachtet wird; der Straßenlärm iſt allerdings gedämpft durch die hohen Mauern. Aber es iſt doch gar zu traurig, daß der kranke Dichter nie den belebenden Hauch eines friſchen Luftzugs empfinden kann in dieſem ſteinernen Viereck, daß kein Frühlingsgetön, kein Vogelgezwitſcher, kein Säuſeln grüner Bäume dringen kann zu dem Sänger des Lenzes, um ihn zu erquicken in ſeiner traurigen Blindheit und Hilfsloſigkeit. Ein Transport ins Freie iſt bei den engen hohen Treppen faſt eine Unmöglichkeit, und Heine hat ihn noch nie gewagt. Bei ausbrechender Feuersgefahr wäre deßhalb auch eine Rettung kaum zu bewirken. Kurz, dieſe gefängnißartige Wohnung erſchien uns wie eine traurige Vermehrung ſeiner Leiden. Wir redeten ihm zu, ſie womöglich mit einer Parterrewohnung zu vertauſchen, oder nach Deutſchland zu kommen, um das Bad Oeynhauſen in Weſtfalen zu gebrauchen, das Wunder thun ſoll bei Rückenmarksleiden und wo wenigſtens ſeine Leidensgefährten in Rollſtühlen die friſche Luft und erheiternde Geſelligkeit genießen können. Nur fürchtete

er die Schwierigkeit der Reise und daß seine Frau in einem kleinen deutschen Bade als Pariserin sich unglücklich fühlen würde. Die Rücksicht, welche er stets für diese zeigt, und die Dankbarkeit, wovon sein Mund für sie überfließt, sind untrügliche Beweise für ihre Pflichttreue und aufopfernde Pflege. Heine bezeichnete sie als den Gegenstand einer romantischen Neigung, der nach fünfzehnjähriger Ehe noch immer das Ideal der Weiblichkeit für ihn geblieben sei. Sein unvergleichlich schönes Gedicht im Romancero, an Mathilde, hat ihr ein dauerndes Denkmal gestiftet.

„Diese liebevolle Gattin und die Tröstungen der Religion sind die Engel, welche an seinem Schmerzenslager stehen. Man hat es fast zu einer Streitfrage gemacht, ob Heine den letzteren zugänglich sei oder in der sarkastischen Auffassung seiner muthwilligen Jugendlaune verharre. Er sagte darüber wörtlich: „Mir erging es wie dem verarmten Manne, der alles verloren und den Hungertod vor Augen hat, als er unerwartet in einem vergessenen unbeachteten Schubfache seines Geldschranks noch eine Million entdeckt. So war ich durch den Verlust des unschätzbaren Gutes, der Ge-

ſundheit, bankerott geworden an allem irdiſchen Glück; da fand ich in meinem Herzen einen ſtillen Ort, wo der Schatz der Religion bis dahin unbeachtet geruht hatte, ich bin dadurch vor dem Verſchmachten gerettet worden.“ Daß er dieſes Geſtändniß nur denen macht, auf deren Sympathie er rechnen kann, iſt ein Zeichen, daß auch ihm die edle Scheu eigen iſt, von heiligen Dingen nicht vor profanen Ohren zu reden. Auch iſt er, trotz ſeiner Kränklichkeit, noch immer ein zu höflicher und liebenswürdiger Wirth, um ſeinen Beſuchen durch direkten Widerſpruch entgegenzutreten. Daher die verſchiedenen Auslegungen ſeiner Anſichten, wie ſie noch kürzlich mit einem gewiſſen Triumph unter das Publikum gebracht worden ſind. Den Gewiſſenszwang der Ungläubigen hat Heine aber noch entſchiedener von ſich gewieſen, als den der Gläubigen, die denn doch wenigſtens eine gute Abſicht mit ihm hätten und nicht, wie die anderen, ihrem eigenen Hochmuth und Geiſtesdünkel mit ſeiner erſchlichenen Beiſtimmung ſchmeicheln wollten.

„Mit Wehmuth ſchieden wir von dem kranken Dichter; er hob mit der Hand das gelähmte Lid von dem einen Auge, das noch etwas Sehkraft beſitzt, um uns einen

Abschiedsblick nachzusenden, und reichte uns die bleichen, feinen Wachshände. Der letzte Schimmer des Abendrothes warf einen Verklärungsschein über das Schmerzenslager; es schien der Nimbus der Poesie zu sein, der einem Lieblingsdichter Deutschlands gebührt."

„Was macht Heine?" sagt der Komponist und Musikdirektor Hiller von Köln in einem Feuilletonartikel aus Paris in der kölnischen Zeitung — „das ist eine Frage, die nie öfter gethan worden, als seitdem man den berühmten Dichter von schweren Leiden heimgesucht weiß — seine Freunde und Gegner begegnen sich jetzt in ihrer Theilnahme. Es ist freilich nichts günstiger für einen hervorragenden Menschen, als wenn es ihm schlecht geht — höchstens zu sterben dürfte noch vortheilhafter sein. Wenn indeß Voltaire ein Jahrhundert seiner Unsterblichkeit gegen eine bessere Verdauung gern eingetauscht hätte, dann weiß ich nicht, wie viele dergleichen der arme Heine zu geben versucht sein könnte, um sein Krankenlager verlassen zu dürfen. Seit zwei Jahren ist er ununterbrochen an dasselbe gefesselt, und kaum ist irgend eine Hoffnung da, es werde je auch nur eine geringe Besserung in seinem Zustande eintreten.

Iſt aber der Körper faſt gänzlich gelähmt, ſo iſt dem Geiſte die vollkommenſte Schwungkraft geblieben — iſt der erſtere in die enge Schlafſtube gebannt, ſo tummelt ſich der letztere frei umher, auf allen Gebieten des Gedankens. Und nicht allein das — große und kleine Begebenheiten, große und kleine Perſönlichkeiten nehmen das Intereſſe des humoriſtiſchen Poeten nach wie vor in Anſpruch, und von allen möglichen Erſcheinungen in der Kunſt wie im Leben nimmt er Notiz. Als ich an ſeinem Bette ſaß und er mir abwechſelnd ſprach vom lieben Gott und von Meyerbeer, vom König von Preußen und von mir ſelber, vom frankfurter Parlament und von ſeinen Gedichten, da war mir's zuweilen, als flanirte ich wie vor fünfzehn Jahren mit ihm auf dem Boulevard des Italiens herum. Aber abgeſehen von dem mich aus ſolchem Traume reißenden Anblicke deſſen, was mich umgab, kamen zuweilen auch Klagen auf die Lippen des Leidenden, zu welchen der früher ſo geſunde, das Leben ſo reichlich genießende Mann damals keine Veranlaſſung hatte. Doch auch dann, wenn er von ſeiner Krankheit, von ſeiner hoffnungsloſen Zukunft ſpricht, zeugen die Ruhe, die Reſignation ſeiner

Worte von einer riesigen psychischen Kraft. Und was diese Unversehrtheit des heine'schen Geistes vollends beweist, ist die starke Dosis von — wie soll ich es nennen? — von Schalkhaftigkeit, die seinen Urtheilen über Große und Geringe, über Freund und Feind beigegeben ist. Er gehört noch immer mehr oder weniger zu den Geistern, die verneinen — aber wir wissen ja zu unserer Beruhigung aus Goethe's Faust, daß dieselben im Himmel gar nicht so übel angeschrieben sind. Zu einem Schlusse auf die Ansichten, zu welchen unser Dichter jetzt in Bezug auf die höchsten Dinge gelangt ist, will ich übrigens hiermit durchaus keine Veranlassung gegeben haben — ich weiß nicht, was er glaubt — aber wenn ich auch glaube, daß er es weiß, so glaube ich doch nicht, daß er so leicht hierüber irgend jemandem ganz reinen Wein einschenkt.

„Heine's Züge sind interessanter, man könnte fast sagen, schöner geworden, als sie je gewesen. Die eingefallenen Wangen lassen das edle Oval des Kopfes, so wie die feingeschnittene Nase traurig klar hervortreten. Die Augen sind geschlossen, nur das rechte kann er zum Sehen benutzen, wenn er das müde, darüber hinfallende

Augenlid mit den Fingern in die Höhe hebt. Der ziemlich kurz abgeschnittene dunkle Bart bedeckt das Kinn; selbst über die Bekleidung des mächtigen Schädels haben Zeit und Leiden keine Gewalt ausgeübt, denn die Haare sind braun und dicht wie ehemals. Wahrhaft idealisch schön ist die weiße, schlanke Hand geworden; sie gehört nach der Eintheilung von Carus gewiß ganz und gar in die Klasse der rein psychischen. Leider sind alle diese poetischen Dinge allzu elegischer Natur, und man muß dem kranken Poeten, wenn man ihm wohl will, seine Pausbacken und seinen behäbigen Embonpoint zurückwünschen, welche ihn ja nie verhindert haben, die duftigsten Lieder zu dichten."

Der leider zu früh ruhenden Feder Max Waldau's verdanken wir ein humoristisches Genrebildchen, welches uns Heine's und seines Verlegers Campe Zusammentreffen schildert, indem er erzählt:

„Ein überaus behäbig aussehender, wohlbeleibter, fest auftretender Mann, mit einem runden Kopfe, sehr expressiven Augen, weißem, sorgfältig geknüpftem Halstuche, hoch herauf geknöpftem Rocke und absonderlichem Hute steuerte kürzlich vom Hôtel Valois nach Heine's

Wohnung. Der Mann war nicht jung, er hatte ſtark gebleichtes Haar, aber trotz deſſen ein friſches, runzelfreies Geſicht und große Beweglichkeit, ſo daß er mühelos die Etage erreichte.

Er zog die Schelle. Ein Mädchen erſchien.

„Je voudrais bien parler à Monsieur Heine.“

„Ah, Monsieur est si malade, il ne peut pas parler à personne. Impossible, Monsieur, de vous annoncer.“

„Mademoiselle, il n'y aura jamais de règle sans exception.... Ayez la complaisance de lui présenter ma carte.“ — —

„Entrez, Monsieur.“

Die Thür ging auf. Zwiſchen dieſer Treppenthüre und einer zweiten war ein Korridor, der ſich mit einem Schritte durchmeſſen ließ. Dieſer kleine Raum bedeutete im Augenblicke eine Reihe von Jahren, er bedeutete einen Sprung vom höchſten Wohlbefinden und heiterſten Lebensgenuſſe, von jenem ausgelaſſenen, allzeit fertigen und nie ſein Ziel verfehlenden Witze, welcher Heine auszeichnet, zu all dem Jammer, zu der Nieder-

geſchlagenheit und dem Geſinnungswechſel, die ſeit drei Jahren die Feuilletoniſten beſchäftigten.

Der Schritt ward gethan.

Der Kranke hatte ſich auf ſeinem Lager halb aufgerichtet und ſtreckte dem Eintretenden die Rechte entgegen, während er mit den Fingern der linken Hand das gelähmte Augenlid hob. Die Hand faßte ſich warm und völlig normal an, ſie war nicht einmal magerer als ſonſt. Heine ſchien lange nicht ſo krank, als man ihn geſchildert.

„Nun, das iſt brav von Ihnen," ſagte er, „brav, lieber Campe, daß Sie endlich einmal kommen." Und der Dichter ſchüttelte ſeinem Verleger, den er im Wintermärchen ſo köſtlich beſungen, herzlich die Hand.

Campe hatte ſich einer Sündflut von Grüßen zu entledigen und ebenſo viele Fragen des „Todtkranken" zu beantworten, der immer lebhafter und gemüthlicher wurde.

„Und meine Mutter, was macht meine Mutter?" fragte er wiederholt.

Es gibt Leute, denen dieſe Anhänglichkeit des „herzloſen Spötters" ein arges Dementi gibt; es gibt

deren freilich auch, die womöglich nicht begreifen können, wie der Verfaſſer des Salon überhaupt — eine Mutter haben kann.

Stunden belebteſten Gedankenaustauſches gingen darüber hin, und jede neue Wendung zeigte, daß Heine nicht allein vollſtändig Herr ſeiner Denkkraft ſei, ſondern auch, daß ſeine Körperſchwäche — wir ſagen nicht: ſeine körperlichen Leiden — von den Touriſten überſchätzt worden iſt. Er iſt nur in einem Punkte verändert, und dieſe Veränderung gereicht nicht zu ſeinem Nachtheile. Alle, die früher mit ihm in Berührung kamen, beklagten ſich über eine gewiſſe Unſtätheit, er war nicht zu fixiren, er ſprang haſtig von einem Gegenſtande zum andern über, während er ſich jetzt gern in jedes Thema verſenkt, das Intereſſe bietet. Er hat alſo eher ein hohes Stadium männlicher Reife erreicht, als ſeine Mannheit durch Konzeſſionen an den Glauben eingebüßt. Auch ſeine alte Weiſe, Scherz an Scherz zu reihen und Witz auf Witz folgen zu laſſen, hat er behalten; er ſpricht faſt nur in Pointen. Campe, der ihn durch langjährigen Verkehr hinlänglich kennt, hütete ſich auch wohl, der nervöſen Reizbarkeit des

Dichters Stoff und Halt zu geben. Er behandelte den Mann wie einen Gesunden, und hatte denn auch einen Gesunden vor sich, so weit eine Rückenmarkslähmung irgend erlaubt.

Man kann sich einen Begriff von der Art dieser, eine Woche lang täglich fortgesetzten Unterhaltung machen, wenn man hört, wie der Verleger dem Dichter ein neues Manuskript ablockte.

„Sie arbeiten viel," sagt Campe; „wo fort und fort gearbeitet wird, muß doch endlich etwas zum Abschluß fertig werden. In Deutschland haben wir zur Zeit den Haussuchungsrummel, ich will doch sehen, ob in Paris bei Heinrich Heine eine Haussuchung kein Resultat liefert."

„Scelerate Casca, quid moliris? Wissen Sie, daß ich seit Jahr und Tag nur am Ruine des „Buches der Lieder" arbeite?"

„Daran wären Sie nicht mehr betheiligt als ich, der ich das Buch der Lieder erst habe stereotypiren lassen und es eben erst in reichster Ausstattung ausgegeben habe. Indeß würde mir das Gelingen dieses neuen

Planes doch Freude machen und wahrscheinlich den Ausfall decken. Also kurzen Prozeß: Her damit!"

„Ja, einen neuen Band Gedichte können Sie haben, aber Sie müssen mir ihn heillos bezahlen, denn..."

„Wenn Sie die Saiten zu stramm spannen, mögen Sie Ihr Papier behalten, man kann auch Gold zu theuer kaufen."

Die Szene endete damit, daß Heine lachend ausrief: „So viel hat der große klassische Goethe in seinem ganzen Leben nicht für all seine Gedichte bekommen! Und ich armer, kranker Mensch, der ich keine Excellenz bin, michle hier auf dem Bette einen alten Fuchs so glorios an!" —

Adolf Stahr hat gleichfalls über die Leidenstage Heine's berichtet; er besuchte ihn zuletzt im October 1855. — „Ich traf ihn," erzählt er, „genau in demselben Zustande, wie ich ihn vor fünf Jahren zum letztenmale gesehen hatte. Ich fand ihn auf einer niedrigen Coupette liegend, einen Bleistift und eine Schreibmappe vor sich; denn er hatte, wie er sagte, den Versuch gemacht, bei der Erkrankung seines Sekre-

thrs ſelbſt etwas zu ſchreiben. Sein Ausſehen war im Ganzen ſcheinbar wenig verändert. Er äußerte herzliche Freude, mich wieder zu ſehen. „Ihnen muß es märchenhaft vorkommen, daß Sie mich noch am Leben treffen," ſagte er; „iſt es mir doch zuweilen, als löge ich mir ſelber damit etwas vor, wenn ich aus meinem Opiumſchlafe aufwache und mich noch in einer Stube wiederfinde."

„Aber glauben Sie nur," fuhr er fort, ohne meine banale Entgegnung: daß ich ihn eigentlich beſſer ausſehend fände, als vor fünf Jahren, zu beachten, „glauben Sie nur, das nächſtemal finden Sie mich nicht mehr! Es wäre auch allzu langweilig für meine Freunde; es gehört eine Theilnahme von Kautſchuk dazu, um ſolche Ausdehnung auszuhalten!" Er erzählte dann von ſeinem Umzuge in die neue Wohnung, die er ſich auswählen laſſen, weil ſie die Möglichkeit gewährte, ihn in guten Stunden auf dem breiten, mit einer Marquiſe überdachten, und durch Tapetenwände vor Zug geſchützten Balkon, auf einem eigens dazu bereiteten niedrigen Lager, friſche Luft und Sonnenſchein genießen zu laſſen, und hieß mich hinaustreten,

um mich der Aussicht auf die grünen Bäume und das ferne Leben der Elysäischen Felder zu erfreuen. Als ich beides nach Gebühr lobte, bemerkte er: „Sie können nicht wissen, wie mir zu Muthe war, als ich nach so vielen Jahren von da aus zum erstenmale wieder mit meinem einen halben Auge die Welt sah, und es war doch so wenig. Ich hatte mir das Opernglas meiner Frau auf mein Lager reichen lassen und sah mit unglaublichem Vergnügen einem Pasteten-bäckerjungen nach, der zwei Damen in Krinolin-Röcken seine Pastetchen anbot, und einem kleinen Hunde, der daneben auf drei Beinen an einem Baume stand und ....! Da machte ich das Glas zu; ich wollte nichts mehr sehen — denn ich beneidete den Hund!“

Die Wärterin kam, ihm einen Trank zu reichen, und trug ihn dann, wie man ein Kind trägt, auf den Händen, von der niedrigen Coupette, auf welcher ich ihn hingestreckt gefunden, wieder in sein Bett zurück. Er hatte unterdessen das Gespräch auf Deutschland gebracht und sich über die Angriffe beklagt, die er in letzter Zeit dort erfahren habe, wofür ihn, seiner Aus-

ſage nach, die Erfolge entſchädigten und tröſteten, die ſeine Sachen in der franzöſiſchen Ueberſetzung in Frankreich davontrügen, und bemerkte ſchließlich mit ſeinem eigenthümlichen leiſen und heimlichen Lachen: „Während meine Freunde mich in Deutſchland prügeln, trägt man mich in Frankreich auf Händen. Sie ſahen es ja eben!“ — Ich gab ihm zu, daß ſeine „Lutetia“ viel Anſtoß erregt habe, und nicht ohne Grund. Er unterbrach mich mit den Worten: „Ah, ich weiß, ich weiß, bei Ihnen auch! Man hat es mir geſchrieben. Aber bei Ihnen kann ich das nachſehen. Sie ſind ehrlich als Freund und Feind; und dann hat man es Sie ja auch, wie ich gehört habe, im lieben Vaterlande entgelten laſſen, daß ſie mich einmal gelobt und als den Vorboten Ariſtophanes' qualifizirt haben. Und doch bin ich gerade ein ſo guter Ariſtophanes, wie ihn die heutigen Athener verlangen können, und ich glaube, bei dieſer Vergleichung komme wenigſtens ich nicht zu kurz!“

Nerval's unglückliches Ende durch Selbſtmord hat Heine'n, wie er ſelbſt geſtand, als der ſchwerſte Schlag getroffen. „Er war mir ein Freund, wie ich ſeit 25

Jahren in Frankreich keinen beſeſſen. Ich glaubte nicht, daß ich ſeinen Verluſt ſo lange überleben würde!"

Im ganzen fand ich ihn denn doch viel leidender, als vor fünf Jahren, und ſeine produktive Kraft im Geſpräche nicht mehr ſo unabläſſig ſprudelnd als ſonſt. Ein furchtbarer Huſten, der ſich ſeit einiger Zeit eingeſtellt hatte, unterbrach oft unſere Unterhaltungen mit ſo entſetzlichen Anfällen, daß ich ein paarmal glaubte, der Unglückliche müſſe erſticken. Wenn wir aber in ſolchen Augenblicken uns entfernen wollten, ſo winkte er uns mitten in dem konvulſiviſchen Ringen heftig mit der Hand, zu bleiben; und während wir es für unmöglich hielten, daß nach einem ſolchen Anfalle die durchſchütterte Bruſt noch Kraft zu einem Worte behalten haben könnte, nahm er ſchneller, als wir glaubten, das unterbrochene Geſpräch wieder auf. Sein Humor verließ ihn ſelbſt bei dieſer Steigerung ſeiner Leiden nicht. Man erzählte uns, daß er nach den erſten dieſer Anfälle einmal ſeinen Arzt gefragt, ob dieſe Anfälle nicht ſeinen Tod beſchleunigen würden. Als der Arzt dieß verneinte, erwiderte er: „Sagen Sie das wenigſtens nicht meiner Frau; ſie hat ſo ſchon genug

zu leiden." Als der Arzt ſeine Bruſt unterſuchte und ihn dabei fragte: Pouvez-vous siffler? antwortete er: Hélas, non! pas même les pièces de Monsieur Scribe!

Ueber die gegenwärtigen Zuſtände Frankreichs und der franzöſiſchen Welt äußerte er ſich mit merkwürdiger Beſtimmtheit. „Es hilft alles nichts," ſagte er einmal, „die Zukunft gehört unſeren Feinden, den Kommuniſten, und Louis Napoleon iſt ihr Johannes. Glauben Sie denn, daß der liebe Gott nur zum Spaß dieſe letzte grandiöſe Komödie aufzuführen erlaubt hat? — Wenn ihn die Kommuniſten auch heute noch verleugnen, Er weiß beſſer als ſie, daß dann noch eine Zeit kommen wird, wo ſie an ihn glauben lernen werden." —

Auch Dr. Schleſinger veröffentlichte Erinnerungen an Heine aus der Zeit ſeines Krankenlagers, welche darthun, wie kräftig ſein Geiſt den Körperqualen widerſtand und wie er im jahrelangen Todeskampfe ſolche energiſche Kraft über den zum Schatten hingeſchwundenen, zur Hälfte faſt erſtorbenen Leib bewahrt hatte. Schleſinger erzählt:

„Es war am 24. August 1855, als ich Heine zum letztenmale sah. Er war von heftigen Schmerzen, die vom Rückenmark ausstrahlten, durchwühlt. Nachdem er bereits 2 Gran Morphium ohne Erfolg genommen, rieth ich ihm, gegen die gleichzeitigen und schmerzbetäubenden Anfälle von Ischias, Waschungen mit Schwefeläther. Heine erwiderte: „Und wenn ich den jämmerlichen Hüftnerven zur Ruhe bringe, dann fängt die Katzenmusik der anderen Nerven-Bagage an. Doktor, Sie kennen die Nerven im allgemeinen, aber die meinigen sind so ganz besonders merkwürdig elender Natur, daß ich überzeugt bin, sie würden in der Exposition die große goldene Medaille für Schmerz und Elend erhalten." —

Am 16. Februar diktirte Heine im Vorgefühl seines Todes seine letzten Anordnungen in Betreff seiner Bestattung, sich nochmals, wie in seinem früher verfaßten Testamente, jede Feierlichkeit wie jede Zeremonie verbittend. Er starb nicht nur bei vollem Bewußtsein, sondern er hat noch wenige Stunden vor seinem Tode an seinen „Denkwürdigkeiten" diktirt. „Plato starb

ſchreibend"; von Heine kann man ſagen: er ſchrieb ſterbend.

Haben wir bis hieher uns mit dem lebenden und ſterbenden Heine beſchäftigt, ſo widmen wir nunmehr die letzten Spalten dieſer Schrift dem geſchiedenen Heine, der Beſtattung ſeiner irdiſchen Reſte am 20. Februar in den Worten eines ſeiner pariſer Bekannten, des Augenzeugen — Friedrich Szarvady in ſeiner Schilderung: „H. Heine's Begräbniß". Er ſagt:

Wären nicht ſeine Lieder geweſen, die im deutſchen Munde, wie im deutſchen Herzen fortleben werden, ich möchte ſagen: Heinrich Heine iſt klanglos zum Orkus hinabgeſtiegen. Soeben komme ich vom Begräbniſſe des Poeten, einer von den Wenigen in Paris, die ihm das letzte Geleite gegeben, und ich geſtehe zu meinem Schmerze, daß die Pflicht des Journaliſten mehr Theil an dieſem Gange hatte, als die Pietät für den großen Dichter. Es waren unter dem kleinen Häuflein wohl wenige, die das Gefühl der Verehrung zu dem Sarge

hinzog, welcher die Ueberreſte eines Mannes barg, der ſeine Zeit hätte erfüllen können wie Voltaire. Bei Heinrich Heine mußte ſtets das Genie angerufen werden, um für den Charakter zu plaidiren, und leider war es dieſem noch öfter gelungen, jenes zu verdunkeln. Der Poet, der unſterblich bleiben wird, wurde vergeſſen über den dunkeln Seiten im Leben und Wirken Heine's, und ſo geſchah es, daß ſelbſt der verſöhnende Moment, der ſonſt ſo vieles ausgleicht, nicht die Kraft beſaß, ſeine Landsleute oder die Bewunderer ſeines Geiſtes unter den Franzoſen im Gefolge des ſchwarzen Wagens zu verſammeln.

Es war nicht Mangel an Ehrfurcht vor ihren großen Männern, der die hier lebenden Deutſchen abhielt, einem der größten Dichter ihres Volkes die letzte Ehre anzuthun. Die Deutſchen in Paris haben bei Ludwig Börne's Begräbniß bewieſen, daß ſie die Pflichten zu würdigen wiſſen, welche der Tod eines bedeutenden Landsmannes auferlegt. Damals vereinigten ſich Franzoſen und Deutſche, um dem Manne, der einen Lebenswandel führte, wie er ſeiner Schrift und ſeinem Worte entſprach, auch die letzte Huldigung darzu-

bringen. Heute bielten ſich die Franzoſen eben ſo fern wie die Deutſchen, und doch war Heinrich Heine in der letzten Zeit als Schriftſteller und Dichter viel bekannter, als Börne es jemals geweſen. Außer Alexander Dumas und Theophile Gauthier fand ſich niemand von den Zelebritäten ein, deren Freundſchaft Heinrich Heine noch in ſeinen jüngſten Schriften ſich rühmte.

Heine hatte in ſeiner letzten Willensverordnung beſtimmt, daß man ihn aufs ärmlichſte, ohne Beiſtand eines Prieſters, mit Vermeidung jeder religiöſen Feierlichkeit beerdige — und ſo geſchah es auch. Es wurde an ſeinem Grabe keine Rede gehalten, weil er ſich eine ſolche gleichfalls verbeten hatte, und die geringe Schar trennte ſich, nachdem der Sarg in eine vorläufige Gruft beigeſetzt worden. Es war ein trauriger Anblick, wir können es nicht verhehlen. Es war ein wahres Todtengericht, aber wir hoffen, daß dieſes ſcharfe Verdikt der Ueberlebenden in dieſem entſcheidenden Augenblicke eine Sühne für die Vergangenheit ſein und daß aus der Aſche des gebrechlichen Menſchen nur der unſterbliche Geiſt des großen Dichters der Erinnerung der dent-

schen Nation entgegenschweben werde. Mögen auch die vielfach verletzten Zeitgenossen, die Heine zu ihren Freunden oder zu ihren Feinden zählten und von ihm zu leiden hatten — schlug er doch ohne Unterschied nach allen Seiten hin — mit dieser letzten Buße versöhnt sein. Es ist ja schon ein Unglück, daß eine solche den Dichter treffen muß, dessen Lieder unsere Jugend beglückten und uns jetzt noch entgegenklingen mit ihrer Wehmuth, mit ihrem Humor, mit ihrer liebenswürdigen Schelmerei.

Das Ende ist schnell herbeigekommen und war nicht die Folge des Leidens, an dem Heine seit Jahren darniederlag. Es war eine zufällige Unpäßlichkeit, die ihn erfaßte, und sein Arzt, der ihn seit Jahren auf die künstlichste Weise erhielt, wurde um vierundzwanzig Stunden zu spät gerufen. Am Donnerstag Abends stellte sich plötzliches Erbrechen ein, dessen Ursache man jetzt noch nicht kennt. Ein anderer Arzt wurde in Eile herbeigeholt, aber Dr. Gruby sah ihn erst am Freitag Abends. Heine fragte ihn: Nun, Doktor, wie steht's mit mir — ich werde sterben? Der Doktor, der das rettungslose seines Zustandes alsobald erkannt hatte,

verheimlichte ihm dieses auch nicht. Heine mußte nach so langem Leiden auf seinen Tod gefaßt sein, und er wurde durch die Kunde seines Arztes nicht im geringsten erschüttert. Das viele Erbrechen hatte ihn aber schon stark geschwächt, und die Hinfälligkeit seines Wesens stellte sich sofort heraus, wie die künstlich durch den Arzt erzeugte Harmonie gestört wurde.

Dr. Gruby behandelte Heine seit sieben Jahren. Als ihn dieser ausgezeichnete Mann übernahm, fand er ihn ohne alle Bewegung, wie ein Knäuel auf der Erde liegend, vom Speichelflusse behaftet und unfähig, irgendeine Nahrung zusichzunehmen. Seiner Kunst gelang es, ihn wieder soweit herzustellen, daß er aufgesetzt werden konnte; er gab ihm das Gesicht und die Bewegung der Arme wieder, und Heine konnte sogar wieder schreiben. Der Keim zu dem Rückenmarksleiden, das den deutschen Dichter aufs Krankenlager warf, lag schon seit langer Zeit in ihm. Schon vor vierzehn Jahren wurde Gruby einmal zu einer Konsultation bei Heine gerufen, der damals am Auge litt. Gruby erklärte, die Ursache der Krankheit stecke im Rückenmarke, und wurde vom Patienten wie von dessen da-

maligen Aerzten ausgelacht. Später sagte Heine oft wehmüthig lächelnd zu Gruby: Ach, wenn ich nur damals besser gesehen hätte, ich läge heute nicht da. Dr. Gruby, ein Ungar von Geburt, der nun seit zwanzig Jahren hier seine Kunst ausübt, nimmt eine hervorragende Stelle unter den ersten Aerzten von Paris ein, und man erzählt ihm Wunder nach, was er in verzweifelten Fällen schon geleistet. Seine Kranken haben einen eigenen Kultus für ihn, und vor einigen Jahren haben mehrere Familien, denen er das eine oder das andere Mitglied gerettet, eine goldene Medaille für ihn prägen lassen. Die Erhaltung Heine's gehört nicht zu den geringsten seiner Leistungen. Die Aerzte, die ihn behandelten, wie die Freunde, die seinen früheren Zustand kannten, trauten ihren Augen nicht. Die Existenz Heine's war eine Art Mythus geworden, und ohne die Geistesblitze, die zuweilen Paris durchzuckten, ohne die verschiedenen Arbeiten, welche der sterbende Dichter in der letzten Zeit veröffentlichte, hätte man niemals daran geglaubt. Gruby ist vielleicht der einzige Mensch, an dem Heine mit inniger Liebe und Dankbarkeit hing. Als Gruby ihn zum letzten-

male vor dem Brechanfalle ſah, einige Tage vorher, war er mit der Vorrede und der Korrektur zu einem neuen Werke oder einer neuen Auflage eines ſeiner älteren Werke beſchäftigt. Er arbeitete noch bis zum letzten Augenblicke und trug ſich mit allerlei Plänen herum. Er hinterläßt alles, was er beſitzt, ſeiner Frau, und ein alter Freund, H. Joubert, ehemals Rath am Kaſſationshofe, iſt der Teſtamentsvollſtrecker.

Von Heine's literariſcher Hinterlaſſenſchaft verlautet nichts, und auch das Vorhandenſein der vielfach beſprochenen Memoiren iſt nicht gewiß.

Der deutſchen Nation hinterläßt er ſeine Lieder und ſeine Reiſebilder, welche die Epoche der modernen Proſa begonnen haben. Dafür ſei ihm vieles vergeben.

Die Schilderung dieſes merkwürdigen Lebens iſt beendet, von ſeinem erſten Athemzuge fortgeſetzt bis zum letzten Aufflackern und Erlöſchen ſeiner Lebensflamme. Sein Tod, obwohl Jahre hindurch täglich und ſtündlich erwartet, hat nichtsdeſtoweniger auffallender Weiſe in gleichem Grade überraſcht, wie manches Hinſcheiden

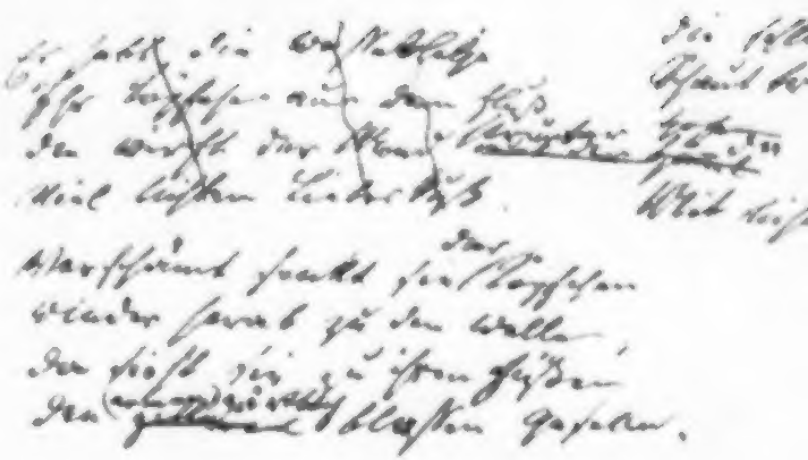
in der Fülle der Kraft und Gesundheit. Ist es doch — sagt A. Stahr — als ob die Langwierigkeit des Leidens selbst uns gewöhnt hätte, an die Dauer eines Lebens zu glauben, das solchen Qualen eines unerhörten Siechthumes so energischen Widerstand leistete. — Es ist nicht mein Zweck noch Ziel, eine Kritik des literarischen Strebens und Wirkens des Hingeschiedenen zu geben: das bleibe der Literaturgeschichte überlassen; es ist ihre Aufgabe, diese im Gewirre der Parteien und Leidenschaften noch schwebende Frage ruhig, unparteiisch und vorurtheilslos zum endlichen Abschlusse zu bringen, und Heine'n die Stelle in der Walhalla deutschen Ruhmes und deutscher Geistesgröße anzuweisen, die ihm gebührt. Schweigen die Stürme der Leidenschaften und vorgefaßten Meinungen, so wird sein Geistesbild klar und deutlich hervortreten.

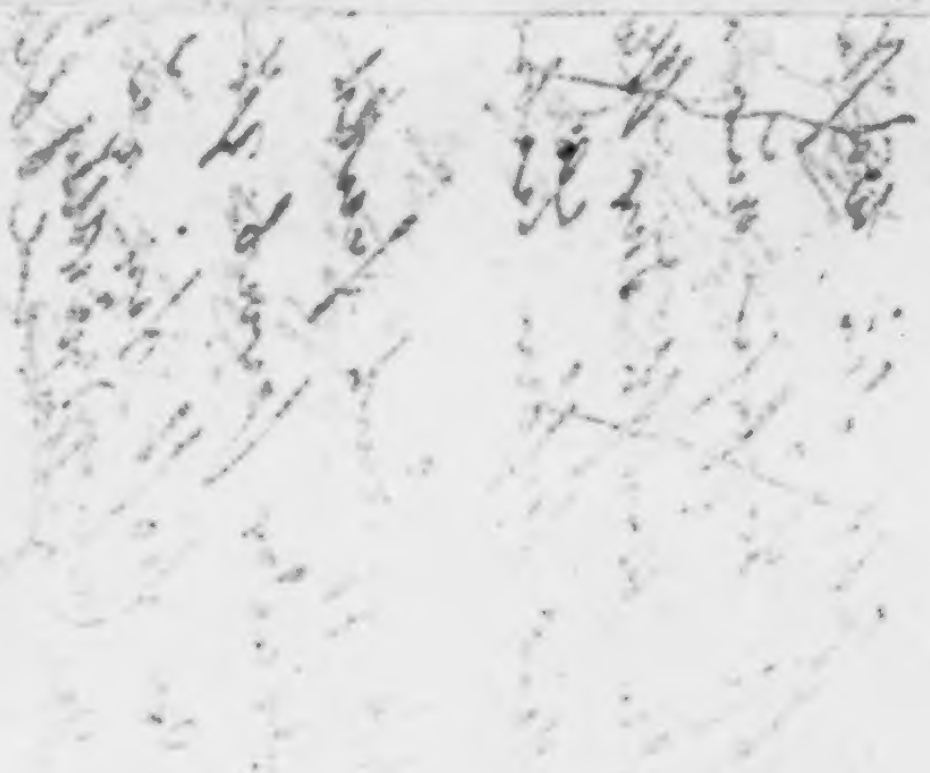
Heine steht an der Scheide einer Zeitepoche deutscher Literatur: er ist ihr Markstein. Diese Stellung kann ihm die schonungsloseste Kritik nicht rauben; darüber hat sich bereits das Gericht in seinen Lebenstagen ausgesprochen. In seinen dichterischen Schöpfungen ist viel des reichen, reinen, gediegenen Goldes ausgestreut;

Die Schlechten siegen, untergehn die Wackern,
Statt Myrthen lobt man nur die dürren Stoppeln,
Worin die Abendwinde tüchtig rappeln,
Statt stiller Glut lobt man nur helles Flackern.
Vergebens wirst du den Parnaß beackern,
Und Bild auf Bild, und Blum auf Blume koppeln,
Vergebens wirst du dich zu Tode zappeln, –
Verstehst du nicht, noch vor dem Ey zu gackern.
Auch mußt du wie ein Kampfstier dich behörnen,
Und Schutz- und Trutz-Critiken machen lernen,
Und tüchtig oft in die Posaune schmettern;
Auch schreibe nicht für Nachwelt, schreib für Pöbel,
Der Knalleffekt sey deiner Dichtung Hebel, –
Nur dann wird dich das Publikum vergöttern

H. Heine Stud.
aus Düsseldorf

Bonn d. 7 Aug 1820.





ſind die wenigen Schlacken, die es umhüllen, zerſtäubt, iſt die Spreu entfernt, ſo wird die Frucht ſeines Dichtergeiſtes offen zu Tage treten und dem Trefflichſten und Köſtlichſten zugezählt werden müſſen, was die deutſche Sprache und Dichtung in ihrem ſo reichen, vollen Schatze beſitzt. Neben den Heroen der deutſchen Dichterwelt wird der Name Heine durch alle kommenden Geſchlechter unauslöſchlich ſtrahlen.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.

Nachträge

zu

einrich Heine's Werken.

Berlin.

Herbſtmährchen in 27 Kapiteln.

Berlin.

Herbſtmährchen in 27 Kapiteln.

Von

H. Heine.

Amſterdam,
Gebrüder Binger.
1861.

Druck von Binger & Comp. in Amsterdam.

Vorwort zum Herbſtmährchen: Berlin.

Zum Verſtändniſſe.

Das poſthume Gedicht, welches ich dem Publikum auf den nachfolgenden Bogen vorlege, erheiſcht einige andeutende Worte zu näherem Verſtändniſſe, indem ſie den Stand- und Geſichtspunkt feſtſtellen, von welchem aus daſſelbe betrachtet und von der Kritik gewürdigt ſein will.

Die Hand des Dichters hat es nicht abgeſchloſſen; es iſt aus ſeinen Brouillons zuſammengeſtellt, geordnet und ergänzt von anderer Hand.

Der kundige Blick wird ſonder Sehergabe zu ſichten und zu ſcheiden, zu ſondern und zu erkennen wiſſen, was Heine's iſt, wie denn

jedes Bild, ſoweit es von dem Meiſter »aus ganzem Holze geſchnitten« iſt, neben dem Schmuckwerke von anderer Hand, welches zur Belebung des Totaleindruckes erforderlich, leicht erkenn- und unterſcheidbar dem Auge entgegentritt. —

Sobald die Kritik geſprochen hat, (— »und ich höre ſchon, wie die Meute losbellt wider dieſes Büchlein« —) ſoll eine gewiſſenhafte Nachweiſe über »Soll und Haben« veröffentlicht werden, die den Urſprung — Kapitel um Kapitel, Strophe um Strophe, Vers um Vers — darthut. Der Vergleich dieſes Finalabſchluſſes mit den Ergebniſſen der Kritik wird überdies noch beſonderes Intereſſe erwecken. — —

Friedrich Steinmann.

Erſtes Kapitel.

Ein neues Mährchen ich ſchreiben will
Mit herbſtlichen Farbentinten.
Der Scherz in den erſten Kapiteln lacht,
Allein der Ernſt ſpukt hinten.

Mich führte mein Muſenroß nach Berlin;
Die Hauptſtadt iſt's in Preußen.
Drum will ich auch mein Herbſtgedicht
Nach ſeinem Namen heißen.

Derweil »es gibt nur ein Berlin«,
Iſt's würdig auch meiner Feder,
Wenn auch der Kreuzberg kein Libanon,
Eine Kiefer noch keine Ceder.

Drin garniſoniren viel Leutenant's,
Die Clauren und Baron von Fouqué
In ihren Romanen portraitirt
Und ſie gegeben im Drucke.

Drin wohnen auch andere ehrliche Leut',
Die große Häuſer beſitzen,
Auch Andre, die leben von blaſſer Tint'
Und von ſchlechten Berliner Witzen.

Und die, ſo leben vom Tintenfaß
Und vom ſchlendernden Pflaſtertreten,
Sie liegen beſonders am Herzen mir,
Das ſitzende Heer der Poeten.

Dazu das Käſemilbengeſchlecht
Der Blätterkorreſpondenten,
Sie ſchreiben und lügen wie gedruckt —
Erfinder der Zeitungsenten.

Bei meiner Berliner Herbſtrevue
Werd' ich ſie genau inſpiciren;
Ich laß' die gefiederte Reichsarmee
Im Schnellflug vorbei marſchiren.

Mein Generalmarſch verſammelt all
Die Lieben, Getreuen und Wackern,
Vor allen aber die vor dem Ei
Verſtehen recht tüchtig zu gackern.

Ich führe ſie in Kapiteln Euch vor;
Mit ſeiner Luſt und Bedrängniß
In Jeglichem ſteckt ein Hans Narr allein,
Wie in einem Zellengefängniß.

Gottväterlich werd ich das jüngſte Gericht
Bei obligatem Poſaunenſchmettern
Abhalten mit Waag' und geaichtem Gewicht
Auf dem Throne von Donnerwettern.

Der Kritikaſter zahnloſes Geſchlecht
Soll erfreu'n mich mit Zähnegeklapper,
Die Mühlbach einlullen mich in Schlaf
Mit Altfritz'ſchem Romanengeplapper.

In die Bergwerksſchachte verbann' ich geſammt
Die himmelanglotzenden Mucker,
Das ganze ſcheinheil'ge Paviangeſchlecht,
Das betet und knuppert Zucker.

Die Commerziellen in Frömmigkeit —
Sie machen die beſten Geſchäfte,
Gleich den Profeſſoren, die leſen ab
Halbjährig die nemlichen Hefte.

Das bringt mich auf meinen alten Freund,
Karl Hengſtenberg mit Namen,
Ihm räum' ich ein eignes Kapitelchen ein,
Und ſchließe dieſes Erſte mit Amen!

Zweites Kapitel.

So hab' ich wiederum dich geſehn,
Berlin, nach ſo vielen Jahren!
Ich beſchreibe nächſtens im Reiſebild,
Was ich Alles geſchaut und erfahren.

Die gute Stadt, mir einſt ſo bekannt,
Iſt mir ganz fremd geworden,
Als läge ſie fern im Eskimoland,
Im naſekalten Norden.

Die lieben Berliner kamen mir vor,
Als wären ſie Botokuden;
Zwar hatten ſie keine Holzpflöcke im Ohr,
Doch deſto mehr Flöhe und Juden.

Sie kamen mir wie Grönländer vor,
Obwohl keinen Thran ſie tranken,
So viele Läuſe beherbergten auch nicht,
Und auch grönländiſch nicht ſtanken.

Es war mir darin, als wär ich am Cap
In Hottentottenlanden;
Doch hab' ich beſſer 's Berliniſche
Als das Hottentott'ſche verſtanden.

Gleich einem ganz unbekannten Land
Mußt ich es wieder entdecken;
Ich traf viel weiſe Leute darin,
Doch auch viel Pinſel und Gecken.

Die alten Jugendbekannten all
Waren neue Räthe geworden,
Und wer früher Kreuz und Elend trug,
Trug jetzt einen Adlerorden.

Das Nähere findet beleuchtet ihr
Von meiner Reiſebildslampe;
Die nächſte Michaelismeſſe bringt's:
Subſcribirt drauf nur bei Campe!

Ich will's euch machen ganz bequem;
Gedruckt ſteht unten der Zettel:
Ein Thaler — der Preis des unſterblichen Werks —
Fürwahr — ein Lumpenbettel!

Vier Groſchen freilich koſtet nur
Ein Claſſikerbändchen heuer,
So wohlfeil thut's mein Campe nicht —
Doch, was er gibt, iſt auch neuer.

Beſtellzettel auf H. Heine's neueſtes Werk.
Ich beſtelle ein Dutzend Exemplar' —
(Verlag von Hoffmann und Campe)
Der Titel des Werks noch unbekannt,
Schnellpreſſendruck von Stampe.

So ſubſcribirt denn wie hundetoll!
Unter den »ſchützenden Privilegien
Des durchlauchtigſten deutſchen Bundes« ihr
Auf Göthe einſt machtet Solfeggien.

Als Gratisprämie erhaltet ihr
Meiner alten Wärterin Bildniß;
Zwar ſechzigjährig heut das Geſicht
Noch keine Runzelwildniß.

An den Zähnen indeſſen — einſt von Emaille —
Verloren iſt Malz und Hopfen, —
Ein Baumſtumpf-Urwald en miniature, —
An der Naſe ein Schnupftabaketropfen.

Drittes Kapitel.

Am zweiten Morgen verſpürte mein Bart
Der Seif' und des Meſſers Bedürfniß.
Streng halt' ich darauf und vermeide gern
Mit der Mode jedes Zerwürfniß.

Trug früherhin ein glattes Kinn,
Treu dem Geſetze der Mode.
In der Geſellſchaft war dazumal
Ein bärtig Geſicht — Epiſode.

Kinnbärte trugen damals nur
Die Juden, ſo beſchnitten:
Nicht wechſelt die Mode bei ihnen darin,
Seit durch's rothe Meer ſie geſchritten.

Doch Judenbärte tragen heut'
Die beſchnitt'nen und unbeſchnitt'nen;
Sie gehören in den Ständeſalons
Sogar zu den wohlgelitt'nen. —

Mein Vartaccoucheur rannt' bald herein;
's war ein lieber, alter Bekannter,
Der mir vor Jahren den Flaum geſeift;
Für's Theater glüht' er und brannt' er.

„Bon jour! Wir ſahen uns lange nicht,
Mein theurer, geehrter Herr Heine!
Sie wurden derweil ein berühmter Mann
Und wohnen jetzt an der Seine.“

Was macht das Theater? fiel ich ein,
Und die Bühnenpoetiſchen Größen?
„Die Zeit iſt ein ſchaamlos dreiſter Geſell,
Deckt auf die geheimſten Blößen.“

„Herr Heid iſt heut' der Napoleon
Der reſidenzſtädtiſchen Bühnen,
Sein Organ iſt der Theatermoniteur;
Zur Lektüre empfehl ich ihn — Ihnen!“

„Der alte Raupach drechſelt nicht mehr —
Der Berliner Hofbühne Beſchäler —
Gar traurige Luſt- und Poſſenſpiel';
Es giebt andere Muſen-Thierquäler.“

„Der Gutzkow, ‚das Berliner Kind',
Hat lange uns ſchon verlaſſen;
Was jetzt er für das Theater ſchreibt,
Das will für die Bühne nicht paſſen.“

„Dem Kaliſch, dem glücklichen Jannekopf,
Klatſcht raſenden Beifall die Maſſe.
Als obligater Bühnenpoet
Füllt ſpielend er Beutel und Caſſe.“

„Als preußischer Shakspeare er fungirt:
Sein Falstaff ist's Jüdchen Zwickauer.
A deux mains spendet er — Witze im Blatt,
In der Posse die Waffenhauer.“

„Preis aller Bühnenpoeten du,
Preis aller payablen Zabler!
Zählst sonder Zaudern auf einem Brett
Gleich ‚Hunderttausend Thaler‘.“

„So that er den allerglücklichsten Griff
Nach dem großen Loos in der Urne;
Geht er auch jetzt auf Socken noch,
Spaziert er halt auf dem Kothurne.“

„Charlotte Birch-Pfeiffer noch immer hat
Ihre Thränendrüsen-Periode.
Das Publicum stimmt ihr noch immer an
Des Beifalls Tedeums-Ode.“

„Viel Andere immer vergeblich um
Des Publikums Beifall betteln;
Ihre Namen verſchwinden, wie Schnee im März,
Von den Comödienzetteln.“

„Ein Doppelſtandbild in Weimar erbaut
Deutſchland ſeinen Dichteraaren.
An der Spree die Leutchen von Geſchmack
Um Birch-Pfeiffer und Kaliſch ſich ſchaaren.“

„Der Himmel weiß, was das gute Berlin
Ausheckt für Sparren und Poſſen!
Herr Heine, bedenken ſie gütigſt — mir graust —
Birch-Kaliſch in Erz gegoſſen!!“

„Und auf dem marmornen Piedeſtal
In Relief Schulze und Müller,
Zwickauer und 's Lorle, die Brille dazu — —
O Thekla, Fauſt — Göthe und Schiller!!“ —

Meinem Bühnencicerone zittert' die Hand;
Sein ſiedender Kunſtenthuſiasmus
Gefährlich meiner Luftröhre wird;
Nicht lieb' ich ſo draſtiſchen Sarkasmus.

Doch glücklicher Weiſe Herr Figaro hat
Meinen Bart und Birch-Kaliſch geſchoren;
Mit dem Scheerſack iſt er hinaus ſchon gerannt:
Geſichert ſind Kehle und Ohren.

Nicht glücklicher iſt ein deutſcher Poet,
Als wenn Kehle geſichert und Ohren,
Und wenn mit dem Meſſer ihn ſein Barbier,
Nicht die Preßpolizei hat geſchoren.

Viertes Kapitel.

Ich ſchlenderte unter den Linden heut',
Stand an den Ecken — ein Rante.
Da traf ich und ſah — o Wiederſeh'n! —
Viel alte liebe Bekannte:

Den Hofrath A. und den Rechnungsrath G.
Mit dem Adler vierter Claſſe,
Den Rechtsanwalt X. Juſtizrath zugleich
Und Senior der ganzen Raſſe.

Der geſchäftige Commiſſionsrath L.
Vorbei mir rannte cito!
Er hätte bald mich umgerannt,
Geſchmückt mit einem dito.

Ich ſah den Doktor Medicinae S.,
Der jetzt Sanitätsrath geworden,
Den Oberconſiſtorialrath E.
Mit dem Hohenzollernorden;

Den Poſtrath G., die Gemahlin am Arm,
Mit Zähnen wie von Emaille,
Derweil im Knopfloch des alten Herrn
Paradirte die Rettungsmedaille.

Den Geheimrath H., mit dem Stanislaus
Der ruſſiſche Zaar ihn beſternt hat;
Der alte Hans lacht mit dem ganzen Geſicht,
Daß als Hänschen er Ruſſiſch gelernt hat.

Den Polizeirath J., den amtlichen Feind
Des öffentlich ſchönen Geſchlechtes,
Den gründlichen Kenner der Einzelhaft
Und des polizeilichen Rechtes.

Den Steuerrath R., der bei Leipzig hat
Für Deutſchlands Freiheit gefochten:
Den Schnurbartsgreiſen Laokoon hielt
Sein junges Weibchen umflochten.

Den Finanzrath L., noch rüſtig und fix,
Conſervirt ſeine gute Küche.
Ihm machte noch keiner ein U. für ein X.
Und führte ihn in die Brüche.

Den Kriegsrath R., der bei Dennewitz
Mit dem Kolben dreingeſchlagen,
Und jetzt gar friedſam am Handſtock geht
In ſeinen alten Tagen. —

Ich verſchweige die Schönen alleſammt;
Gedruckt ſein iſt nicht ihr Verlangen.
Welch' reicher Himmel — Stern bei Stern —
Iſt heute mir aufgegangen!

Bei Mancher hatte geſchmuggelt ſich
Das Alter in's Lebensgehege,
Falſch Buſen und Zahn — mich kümmert's nicht —
Und ich ging meiner Wege.

Gar häufig wohl thut man daran,
Daß man geht ſeiner Wege,
Vor Allem bei der Gelegenheit,
Wo's Kugeln regnet und Schläge.

Im Kugelregen ſpielt der Poet —
Nach Horaz — eine klägliche Rolle;
Wo's Püffe gibt, da iſt er auch
Gefärbt nicht in der Wolle.

Fünftes Kapitel.

Im großen Berliner Walhalla hat
Gewüthet die Zeit vandaliſch;
In Trümmern liegen die Büſten all':
Das goldene Kalb iſt jetzt — Kaliſch.

Bei Wegner und Luther Devrient nicht mehr
Champagnerpfropfen läßt knallen;
Nicht ſchneidet Grimaſſen Kater Murr,
Verödet ſtehen die Hallen.

Mit dem großen Kurfürſten den Geiſterritt
Zur mitternächtlichen Stunde
Macht Friedrich Förſter in Reimen nicht mehr,
Macht ungereimt ſeine Runde.

Der Häring liefert alljährlich prompt
Einen dicken Verbrechergeſchichtsband;
Von Menſchenblut ſtinkt ein jegliches Blatt,
Das eiſern vergeß die Gerichtshand.

Ganz aufgeräumt iſt die Geiſterwelt
Berlins, die berühmte, große;
Das Journalhereenthum erlag
Dem Zeitenpoſaunenſtoße.

Kuhn's Ulrich von Hutten*) verſchwunden iſt,
Im Holzpflock grob geſchnitten;
Die „Schnellpoſt“ Saphir's fährt nicht mehr,
Sein „Courier“ kommt nicht mehr geritten.

Auch der „Zuſchauer“ ſchaut nicht mehr
Durch die angelaufene Brille;
Selbſt Gubitz' „Geſellſchafter“ iſt verſtummt
Und wurde kirchhofsſtille.

*) Die Zeitſchrift: Der Freimüthige von Dr. A. Kuhn

Und ſchau' ich mich auf den Straßen um,
Mir fehlen viel alte Bekannte;
Der Eckenſteher holdſelige Zunft
Die Polizei proſaiſch verbannte.

Die Eckenſtatuen trotzten Rauch's
Und Schadow's bewunderten Werken,
Sie können »hinter die Binde nicht
Einen gießen«, ſich zu ſtärken.

O Wandel! der Eckenſteherwitz,
Der Berliner Witze Blüthe,
Ward eine Mähr aus alter Zeit,
Er ſelbſt eine antike Mythe.

Klein Zaches, genannt Zinnober, zählt
Auch zu den verſchollenen Größen.
Wiſotzky in der Stallſchreibergaſſ'
Erlag des Schickſals Stößen.

Und Louis Drucker, der Barnum Berlins,
Schlürft nicht mehr aus kaſtaliſcher Quelle,
Und Muſchter, der preußiſche Mozart, ſpielt
Dem Cerberus auf in der Hölle.

Der Kladderadatſch erdrückte ſie all,
Wie den Laokoon die Schlangen,
Und Müller und Schulze die Fetiſche ſind
Der Thee's und der Gaſſenrangen.

Der ganze Berliner Witz concentrirt
Sich in ſeinen Viertelblattsſpalten;
Die jungen Witzbolde piepen darin
Um die Wette mit den alten.

Was wäre Berlin ohne Kladderadatſch?
Eine Stadt ohne Pracher und Lacher.
Was wäre der Kladderadatſch ohne Berlin?
Ein Rauſchel ohne Schacher.

Sechſtes Kapitel.

Die Zeit zieht an ihren Winterpelz
Und die Stiefeln mit dicken Sohlen.
Der letzte Zugvogel verließ Berlin:
„Du kannſt mir werden geſtohlen!“

So ſchloß er ſein heiſeres Abſchiedslied
Und ſegelt' nach wärmeren Zonen,
Wo die Feuerländer tanzen Galopp
Und Maſurka die Huronen;

Wo das ſchöne Geſchlecht, wie's Gott erſchuf,
Geht ungenirt ſpazieren,
Nicht mit Volants und Mantelets
Thut ſeine Reize maskiren.

Sie lieben nicht wie die Gourmand's
Berlin's den Dreck der Schnepfen;
Viel beſſer mundet ihnen das Hirn
Aus Klapperſchlangenköpfen.

Sie trinken in Champagner nicht
Allabendlich ſich einen Dufel;
Sie brauen nach kein Bairiſch Bier,
Brennen keinen Kartoffelfuſel.

Sie üben wie unſere Junker die Jagd;
Doch nicht wie dieſe ſie zielen
Auf ſcheue Haſen und Hühnervolk;
Sie kämpfen mit Krokodilen.

Sie wagen voll Muth den Vernichtungskampf
Mit Tigern und Leoparden;
Ihre Heldenthaten beſingen laut
Zum Sturmwind des Urwalds die Barden.

Sie färben die Elfenbeinzähne ſchwarz;
In der Naſe tragen ſie Ringe,
In den Lippen Holzklotzpflöcke; dazu
Pfeil, Schleuder und Bogen und Schlinge.

In puris naturalibus
Ergeh'n ſich die Schönen im Grünen,
Ganz feigenblätter- und ſonnenſchirmlos,
Von der lieben Sonne beſchienen.

Sie fürchten nicht, daß ſich ſchwärze ihr Teint,
Nicht braune Sommerſproſſen;
Sie brauchen nicht Schönheitswaſſer und
Dergleichen medige Poſſen.

Den Berliner Winter ſie lieben nicht
Trotz aller ſeiner Freuden;
Um alle Wintervergnügungen nicht
Die Reſidenz ſie beneiden.

Die fliegenden Künſtler verließen Berlin;
Die wandernden Virtuoſen
Zieh'n hin, wo, „was die Wand bepißt,“
Trägt keine prallen Hoſen. — — —

Wohin entführſt Du mich, Pegaſus?
Kaum weiß ich Dich zu bänd'gen;
Dem lieben Leſer will über Berlin
Ein Mährchen ich einhänd'gen.

Und Du verleiteſt ſpornſtreichs mich
Zu geographiſchen Excurſionen,
Die wirr und irr ſich dehnen bis zu
Den hoſenloſen Huronen.

Wie vertret' ich ſolche Irrgartenfahrt
Vor den Berlinern, den behoſ'ten?
Auf Muſenroß, vom barbar'ſchen Südweſt
Zum civiliſirten Nordoſten!

Aus dem Urwaldsdom in die märkiſche
Sandſteppe trage mich wieder!
Von des Tſchimboraſſo's Wolkenhöh'n
Wir laſſen am Kreuzberg uns nieder.

Von den Wogen des Amazonenſtroms
Führ' mich zur Sparwaldsbrücke!
Auf bekanntem Boden bin ich da,
Und fürchte nicht Deine Tücke.

Dort lebt' ich einſt wie die Käſemilb',
Vor allen Gefahren geſichert,
Am Abend ſelbſt, wie Joſeph keuſch,
Wenn die Mädchen mich angekichert.

In Paradieſesreinfalt ich wär'
Gegangen in aller Kürze —
Hätt's gelitten die Proſa der Polizei —
In der Feigenblätterſchürze.

Siebentes Kapitel.

Mein Verleger Campe ist kein Communist;
Ihn möge der Himmel bewahren
Vor solchen verzweifelten Tollhausideen,
Solch' pudelnärr'schem Gebahren!

„Der Nachdruck ist Diebstahl!“ sein Dogma ist,
Das verficht er mit Füßen und Händen,
Läßt er dafür auch wie 'ne Wurst
Auf dem Rost sich nicht braten und wenden.

Er ist kein heil'ger Laurentius,
Der sich martern ließ über Kohlen,
„Ein Martyr der deutschen Buchhändlerwelt —
Die Ehr' mag ein Andrer sich holen.“

Intereß war nah' er dem Martyrthum,
Schon umſtrahlt's ihm leuchtend die Glatze,
Als meine Schriften erlegen geſammt
Der cenſurpolizeilichen Hatze.

Weil er nicht »Eigenthum Diebſtahl iſt«
Mit Proudhon glaubt, dem Franzoſen,
Thät er ob der communiſtiſchen
Cenſurmaßregel erboſen.

Frei ward ſein Verlag, der geknebelte,
Und er dankt es ſeinem Gotte;
Jetzt geht das Geſchäftchen wieder flott
Und nicht wie die deutſche Flotte.

Aus der Schule plaudern — wer wollte das?
Mein Verleger macht' nie mich verlegen;
Verleg'ne Waare bot ich ihm nicht,
Und er hatte Abſatz und Segen.

Und Campe für seine Unsterblichkeit
Wohlweislich selber gesorgt hat,
Obwohl er von meinem Witze nicht
Ein Tüpfelchen geborgt hat.

Seinen werthen Namen er drucken ließ
Unter Meinem in jedem Buche;
Dadurch entging auf dem Titel er
Dem ew'gen Vernichtungsfluche.

Doch wenn verloren das Titelblatt geht,
Zerrissen in tausend Fetzen?! —
So muß ich dann aus Pietät
Im Buch einen Denkstein ihm setzen.

Ihm weih' ich zum Dank für das klingende
Honorar dies kleine Kapitel,
Drin strahlt sein Name wie Demant
Und besser als auf dem Titel.

So verewigt' Horaz, der altröm'ſche Poet,
Auch ſeine Verleger — die Diſteln
Zugleich mit den Roſen — ich glaub', es ſteht
In der vierten ſeiner Epiſteln.

Den »Sauhirt Eumäos« ſtellte Homer
An des Welttheaters Rampe,
Horaz die Soſier, und ich
Meinen Freund und Verleger Campe.

Achtes Kapitel.

Das alte Berlin wird wieder einst jung,
Es schwinden Furchen und Runzeln;
Ein jugendlich heiteres Lachen verbannt
Das alterthümliche Schmunzeln.

Die Literatur, die sterile Kuh,
Wirft wiederum fette Kälber,
Bringt keine getaufte Milch zu Markt,
Und wundert darob sich selber.

Herr Ranke, der Historiograph
Vom alten Fritz, dem Großen,
Sechs Bücher vom Demokratenthum
Verfaßt er unverdrossen.

In „Pariſer Briefen“ verewigte ſchon
Herr Raumer ſeine Bedrängniß
„Von wegen dem reichsverweſeriſch-
Geſandtſchaftlichen Verhängniß.“

Ueber Barrikaden-Architektur
Nach Heften wird dann geleſen;
In's Alterthumsfach rangirt wird die Kunſt,
Die ganz modern erſt geweſen.

Herr Rellſtab verfaßt ein Lehrbuch der
Berliner Katzenmuſiken,
Und einen gewaltigen Schauſpielſtrumpf
Thut Frau Birch-Pfeiffer ſtricken.

Für diesmal nimmt ſie den rührenden Stoff
Aus Berliner Märzbarrikaden;
Ihr Geiſteswerk ſchließt prall ſich an
Melpomene's pralle Waden.

Sie ſchafft ein Meiſterſtück der Kunſt,
'ne gewaltige Thränenpumpe;
Im Theater heulen Alt und Jung,
Selbſt die Proletarierlumpe.

Wenn Pöbelthränen preſſen aus
Charlotte Birch-Pfeiffer'ſche Stücke,
Dann iſt es hoch an der Zeit, daß man
Den Lorbeer auf's Haupt ihr drücke.

Charlotte mit dem Lorbeerkranz!
Herr Scheerenberg ſchwitzt Dithyramben;
Die philoſophiſche Fakultät
Schickt ihr's Doktordiplom in Jamben.

Und was noch mehr — die Theatertantieme
Beginnt ihre gold'ne Epoche:
Die Bühnenpoeten pfeifen nicht mehr
Auf allerletztem Loche.

Dann bekommt die Stadt ein anderes Air;
Es ſchwinden alle Marotten;
Die Bettler werden Millionair',
Milliarder die Bankerotten.

Und Wechſel- und Perſonalarreſt
Sind Tauſend und Einer Nacht Mährchen;
Um Manichäer und Schulden krümmt
Man Niemanden mehr ein Härchen.

Die mageren Lenden ſchwellen an
Und werden feiſte Schenkel,
Hypothekenbücher und Sporteln kennt
Nicht mehr der glückliche Enkel.

Das Stadtgericht wird penſionirt
Mit vollem ganzen Gehalte,
Nach Cayenne's Zaubergefilden geſchickt
Juſtitia, die Alte.

Neuntes Kapitel.

Nach dem Unſterblichkeitstempel wagt'
In Berlin ich die erſten Schritte,
Vergelte der Himmel gnädig dir's,
O Gubitz, du Pabſt der Holzſchnitte!

In deinem Berliner Geſellſchafterhain
Erlaubteſt du mir zu ſingen,
Und über die ganze Reſidenz
Meine Lieder thäten erklingen.

Ja — deine Preßbengel druckten mich,
Und Bengel mich recenſirten;
Drum kindlich ich verehre dich
Als meiner Verſe Hirten.

Wie ſtieg ich ſonnenkühn empor —
Eine deutſche Sängerlerche,
Derweil das Poetennachtvögelgeſchlecht
Pickt' Körner im Rehrichtpferche!

Ich ſchwang mich aufwärts gleich dem Aar,
Wie war ich ſo leicht, ſo flügge!
Einen Herrſcherblick warf aus der Höh' ich hinab
Auf Clauren und Rellſtab und Müllner.

Der »liebe Clauren!« Die Parze zerſchnitt
Längſt ſeinen Lebensfaden,
Und ſeine Romane ſind Maculatur
In Bibliotheken und Laden.

Die ſchönen Tage von Aranjuez —
Wie lange ſind ſie verüber,
Wo ganz Berlin daniederlag,
Am Clauren-Mimili-Fieber.

Wo Rellſtab ſein unſterbliches Werk
Aus Granit noch nicht hatte gemeißelt,
Als Gelehrter der Tante Voß noch nicht
Affenmimik und Seiltanz gegeißelt;

Mit ſeinem Kunſtrichterbeſen noch nicht
Nachhinkte Leſſing's Fußſtapfen.
Alltäglich nicht thät der Reſidenz
Seinen kritiſchen Kümmel verzapfen.

Wo Rahel, Eliſe von Ochs und ..... —
Der Himmel mög's ihnen verzeihen! —
Mich blöden Paris ängſtigten:
„Wer die Schönſte ſei von den Dreien?“

Wo Rügge ſechszehn Journale zugleich
Noch nicht füttert mit ſeinen Novellen;
Da wagt' ich im Jugendrauſche ſelbſt
Das Horoscop mir zu ſtellen.

Nicht legen die Sterne: — ein Sängerſchwan
Schwebt' ich aufwärts auf leichtem Gefieder,
Zu meinen Füßen das Ottergezücht
Der Zeloten zerſchmettert darnieder.

Da lagen ſie alle, die Feinde mein,
Die piſſenden Kröten, die Unken;
Die Verweſung fraß ihre Cadaver ſchon:
Sie haben hölliſch geſtunken.

Zehntes Kapitel.

Das Kapitel hab' ich zu Ende gebracht;
Es leuchtet in strahlender Helle,
Als wär's aus Tausend und Einer Nacht;
Doch schon hör' ich der Meute Gebelle.

Ich ahme dir nach, du guter Mond,
Bei des Mopses Bellen und Klaffen;
Du wandelst ruhig deine Bahn,
Unbekümmert um belfernde Laffen.

Wenn auf dem Mist alle Viere streckt
Dein Feind, dein hündisch verweg'ner,
Erleuchtest den Erdball nächtlich du:
Auf ewig verstummt ist dein Gegner!

So meiner Lieder Sternenkranz glänzt!
Und die bei Tabak und beim Biere,
Am nüchternen Theetiſch mich angebellt,
Die Meute ſtreckt aus alle Viere.

Hier Leben und ewiger Ruhmesglanz
Und jedes Siechthums Geneſung!
Dort Grabesſtille und Finſterniß
Und Tod und ekle Verweſung!

Ein Denkmal dauernder als Granit — —
Mich kitzelt die Schleimhaut, ich nieſe
Meine alte Wärt'rinn am Fenſter ſitzt,
Und räuſpert ſich, nimmt eine Prieſe.

Die Alte hat ſchwere Noth mit mir
Wie ein Vormund mit ſieben Mündeln;
Sie ſchrotet mich in den Seſſel hinein
Wie ein Wiegenkind in Windeln.

Ich entgelte dir's, treue Wärterin!
Eine Rente dir wäre verderblich;
Drum lob' ich dich in diesem Gedicht,
Und du wirst mit ihm unsterblich.

So lebst du nach Jahrtausenden noch,
Derweil die übrigen Bonnen
Dem Gedächtniß der künft'gen Geschlechter sind
Gleich dem Sand in der Sanduhr entronnen.

Standbilder von Marmor und Glockenerz
Im Wind und Wetter verwittern;
Du lebst, wenn auch kein Stäubchen mehr
Von deinen Knochensplittern.

Längst brach schon an dein Lebensherbst,
Pensionirte Bajadere!
Pochst nicht mehr an's Fenster zum Rendezvous,
Klopfst nur auf die Tabatiere.

Und eine Priſe Regietabak
Erſetzt dir den früheren Kitzel;
Kannibaliſch iſt wohl dir, wie Berlin
Bei des Klabberadatſches Gewitzel.

Gar wohlfeil traun! iſt das Plaiſir
In dieſer neuen Phaſe;
Aus der horizontalen Situation
Erhob's ſich ſenkrecht zur Naſe.

Auch wohlfeil iſt die Unſterblichkeit dir,
So bequem dazu Keiner gekommen;
Ich erſchrieb ſie in wenigen Reimen für dich,
Indem du 'ne Priſe genommen.

Dir koſtete ſie ein Prischen Tabak —
Wie ſchmieden Andre und ſchweißen! —
Birch-Kaliſch — ewiges Bühnengeheul,
Lebenslängliches Witzereißen!

Auf Lebenslang, auf Ewig verdammt
Zur Zähren — und Witzgaleere!
Das ſind fürwahr „travaux forcés“
Und keine Nebelchimäre.

Manch großer Mann ſich bildete
Im Galeerenruderſchweiße;
Der Geiſt erſtarkte, während der Leib
Sich Schwielen geſeſſen am Steiße.

Vidocq reift' auf der Ruderbank
Zum Pariſer Polizeipräſidenten;
Vielleicht avancirt Herr Kladderadatſch
Zum Spandauer Zuchthausinſpektionsaſſiſtenten.

Seine witzigen Witze hält er dann
In Zellenhaft gefangen;
Die »ſcheene Jejend« idylliſch genießt
Er hinter Eiſengitter und Stangen.

Dort übt er das luſtigſte Metier,
Das Wolle-Spinnen und Kratzen,
Und Speck und gelbe Erbſen gibt's
Statt lederner Oſtermatzen.

Und kommt er auf freien Fuß dereinſt,
Treibt er Schacher mit alten Hoſen,
Zahlt die höchſten Preiſe dafür — o du
Wunderſamſte der Metamorphoſen!

Rapider Umſchwung und Wechſel der Ding'!
Des Schickſals tollſtes Gebahren!
Am ſchlimmſten aber der Arme fährt,
Dem der Witz in die Hoſen gefahren.

Und Müller etablirt ein Geſchäft
In vergilbten Regenſchirmen,
Und Schulze, ſein Leidensgenoſſe, macht
In Kopfbedeckungsthürmen.

Die lachendſte Ausſicht eröffnet ſich
Für unſeren Freund Zwickauer;
Er vertritt in Verhinderungsfällen den
Neupreußiſchen-Zeitungs-Rundſchauer.

Für dieſes hochgeachtete Blatt
Arbeiten die beiden Baronen;
Doch ſprudeln und ſtrudeln ihnen zu
Wie bisher die alten Penſionen.

Und ein nebelgraues Mährchen erzählt
Der Nachwelt von einem Blatte,
Das fünf und zwanzigtauſend faſt
Der Abonnenten einſt hatte.

O Kladderadatſch, beſchnittener du,
Wie ein ungriſcher Dukaten!
Privilegirter Witzereißer du
In des einigen Deutſchland's Staaten.

Dein Name verſchallt, und der Enkel weiß
Nichts weiter vom Kladderadatſche. —
So ſchwingt die Zeit, die allmächtige,
Vernichtend die Knutenkarbatſche.

In Sack und Aſche trauert der »Thee«
Der Brandenburger Camönen,
Die Grazien und Muſen in der Mark:
»Das iſt das Loos des Schönen!«

Der deutſche Michel weint dick den Kopf.
Vergießt Crocodilenthränen;
Rauft ſich das Haar, verwirrt den Zopf
Zu grauen Eſelsmähnen.

Haſt du mich auch wie Charpie gezupft
Im deutſchen Blindekuhſpiele,
Mich wie 'ne Pommerſche Gans gerupft,
Du ließeſt mir die Gänſekiele.

„O Gänſekiel, du höchſtes Gut!“ —
Jauchzt Vetter Michel, der Deutſche.
Für Federn, Papier und Dintenfaß
Erträgt er geduldig die Peitſche. —

Elftes Kapitel.

Von allen Theuern aus alter Zeit
War mir Einer — ein alter Degen —
Mit Klettenanhänglichkeit zugethan
Und folgte mir allerwegen.

Als Studio ich war, da ſtand er auf
Der Fähnrichs-Leiterſproſſe;
Jetzt ruht er auf ſeinen Lorbeern wie ich,
Und war mein Ruhmgenoſſe.

Als „Obriſtlieutnant außer Dienſt“
Stieg er von der krieg'riſchen Leiter;
Doch ward er — wie mancher Kriegsgenoſſ' —
Kein fauler Bärenhäuter.

Er ſtudirte Generalbaß und Kirchenmuſik
Zum Zeitvertreib nach Arezzo
Und meine unſterblichen Werke, zumeiſt
Mein lyriſches Intermezzo.

Als Mitarbeiter des Kladderadatſch
Ließ ſein Witz-Irrlicht er funkeln,
Schrieb die Briefe des Barons von Strudelwitz,
Wie man geheim thät munkeln.

Ich erfuhr von ihm viel Neues; er
Verſicherte mich »auf Taille!«:
In den Köpfen der Materialismus ſpuk',
Spie aus und fluchte: Canaille;

Milchbruder ſei er der Demokratie,
Den hiſtoriſchen Beſtand er verrücke;
Gefährde die ſoziale Welt,
Die Haarteur, den Zopf, die Perücke.

Den Hengſtenberg — ci-devant meinen Freund,
Er pries aus vollen Backen,
Weil er mit dem Antiherrgottsgeſchmeiß
Kirchenritterlich thäte ſich packen.

Er hetze wider das wilde Heer
Der Hölle die ganze Meute
Der gläubigen Bullenbeißer zumal;
Und noch ging' der Teufel nicht pleite.

Noch fahr' es kliffend und klaffend umher
Wie in der Wolfſchluchtſcene,
Wie Hengſtenberg auch puffe und hau',
Es fielen nicht Federn, nicht Späne.

Daraus ergebe ſich ſonnenklar
Und liege offen am Tage,
Daß Beelzebub ſei ſelber im Spiel
Mit ſeiner ganzen Cortage. —

Ganz ruhig hört' ich ihm zu, dem Baron,
Und ließ ihn peroriren.
Von Allem thät' ich nichts in Paris —
Bis nach Deutſchland ich kam — verſpüren.

Ich verſprach ihm auf Taille und Ehrenwort,
Den Moleſchott zu ſtudiren.
Als ci-devant Reichsregenten ſah
Ich Vogt Acht und vierzig regieren. —

Zufrieden verließ mich mein alter Freund,
Und rieb ſich vergnügt die Hände,
Ich glaubte »auf Taille« ſeinem Wort,
Daß in Deutſchland ſo ſchlecht es ſtände.

Ich glaubt' ihm wie dem Evangelium
Und hegte keinen Zweifel,
Daß ſpuk' in den deutſchen Gauen der
Materialiſtiſche Teufel.

Zwölftes Kapitel.

Dem »Onkel Spener,« der »Tante Voß«
Ein glückliches Loos iſt beſchieden;
Sie leben im Himmel von Löſchpapier
In ewiger Jugend und Frieden.

Beſcheerungen Vogels Klapperſterch
Begrüßen ſie mit Hoſianna,
Und wo mein halber Vetter, Freund Hain,
Geklappert, da träufeln ſie Manna.

Wo Wurſt geſtopft wird und Weißbier ſchäumt,
Verkünden's gewiſſenhaft Beide,
Wo die Lumpen im höchſten Preiſe ſtehn,
Mit kameradlicher Freude.

Fern jeglichem Streit und Partheienhaß —
Denn die ſind ihnen ganz fremde —
Sie zanken ſich nicht wie Hund und Katz,
Nur um das eigene Hemde.

Und was ſie bringen, muß Wahrheit ſein,
Nicht publiciſtiſche Finte;
Doch was ſie ſchreiben, geſchrieben iſt
Nicht immer mit ſchwarzer Tinte.

Sie bringen Geſchnitt'nes in einem Stück,
Doch auch Zuſammengeleimtes,
Hier Proſa, Vers und Reime dort,
Gereimtes und Ungereimtes.

Sie vergeuden nutzlos kein Papier,
Das heuer ſo raſend theuer,
Und deshalb ſie auch ſich kümmern nicht
Um ungelegte Eier.

Fern jeglicher Zinne der Parthei,
Dem Schwanken fern und Gezüngel
Der politiſchen Wage, ſie neigen ihr Ohr
Nur dem Inſertionsgeldergeklingel.

Die neuen Blätter wirbelt der Wind
Der Meinungen und der Int'reſſen;
In den Conditoreien liegen ſie all;
Hab' ihre Namen vergeſſen.

Nicht ſcheert mich die Zeit und der neuen Ideen
Abſonderliche Gelüſte;
Im Schiffbruch Europa's rettete ich
Mein Ich auf die brandende Küſte.

Doch Hoffnung beſeelt mich; ich ſchaue Berlin
Erſtehen aus Trümmern und Aſche:
Wo jetzo geleert die Börſe iſt,
Da ſchau' ich gefüllt die Taſche.

Mit Judenmatzen füttert groß
Sein zukünftig Geſchlecht der Berliner, —
Es lacht ſchon wie in Abrahams Schooß —
Wie Saphir mit Knoblauch die Wiener.

Die haute volée der Reſidenz
Seiner Majeſtät in Preußen
Im Geſchmack des Kladderadatſch bildet ſich
Und im jüdiſchen Witzereißen. —

Die altteſtamentariſche Bildung durchdringt
Berlin von dem Zeh' bis zum Scheitel;
Allüberall gilt Salomo's Spruch:
'S iſt Alles — nur Geld nicht — eitel!

O Kaliſch, du großer Lycurg, beherrſchſt'
Geſittung, Leben und Wandel,
Theater, Journale, Literatur —
O wüſter Schwindel und Handel!

„Der alte Hammel, der Judenwitz!“
Krächzt des Kladderadatsches Gekrächze.
Ich kenne die heisere Melodei
Das bange Hebräergeächze.

Mit seinem unfläth'gen Harpyenkoth
Darf er Alles, — so wähnt er — beschmutzen,
An jedem saubern reinen Rock
Seine schmierigen Stiefel putzen.

Und — — — — — — — — und keck
In Alles sich mischen und mengen,
Wie unter den Pfeffer der Mäusedreck,
Zudringlich in Alles sich drängen.

Verdiene dies Privilegium dir!
Dein Dünkel führt nicht zum Besitze
Durch uckermärk'schen Kartoffelhumor
Und Berliner Kümmelwitze.

Wer wöchentlich hält ſein Ketzergericht
Ueber Jedermanns Splitter und Sparren,
Des Balkens im eigenen Auge gedenk,
Und — daß er der größte der Narren.

Was wäre der Kladderadatſch ohne Berlin?
Eine ganz gemeine Handthierung.
Was wäre Berlin ohne Kladderadatſch?
Eine Feſtung ohne Verproviantirung.

Denn von der Schüſſel, die Samſtags wird
Aufgegeben vom Sudelkoche,
Und ſeinen »jöttlichen« Witzen lebt
Berlin die »janze« Woche.

Traun — nirgend unter dem guten Mond
Geſtaltete jemals ſich's närr'ſcher
Als hier, wo iſt der Kladderadatſch,
Koch, Kellermeiſter und Herrſcher. —

Dreizehntes Kapitel.

Der ernſte Schnitter gehalten hat
In Berlin gewaltige Ernte.
Seine Hippe den Eckenſteher nicht ſchont',
Nicht Adlerordensbeſternte.

Er klopfte derweil an des Königs*) Thron:
Wach' auf, du Beſter, Getreuer!
Er ſchied. Der Vater lebt im Sohn;
Geſehen hab' ich ihn heuer,

Den liebenswürdigen Eiſenzahn,
Unter den Königsſöhnen in Preußen
Meinen Liebling, ehern und feſt wie ſein Ahn,
Vor Jahren Prinz Wilhelm geheißen.

*) Friedrich Wilhelm III., der hochſelige König.

Des alten Königs Ebenbild
In ihm ſich wieder verjüngte. —
Ich wähnte, daß ſelber ich wiederum jung,
Mich trüge das Roß, das beſchwingte.

Und wiederum wäre die Reſidenz
Bezaubert von meinen Liedern,
Im Verzückungsfieber tränke ſie
Kamillenthee und Fliedern.

Nach einigen Taſſen Kamillenthee
Da wird man wieder nüchtern;
Die Enthuſiaſten ſitzen dann
Wie mit waſſerbegoſſ'nen Geſichtern.

Doch mein Geſicht war ruhmverklärt;
Ich war der »gefeierte Heine«,
Der »junge Dichter aus Düſſeldorf«
Am »freien deutſchen Rheine.«

Vierzehntes Kapitel.

So läſſeſt du — ſeufzt' ich — mein Deutſchland, denn

Einniſten ſich immer tiefer
In deinem lockigen Urwaldshaar
Das materialiſtiſche Ungeziefer?

Gibt's trotz der geſteigerten Induſtrie
Kein Mittel? nicht Teiche und Dämme?
Fehlt es an einem Anſiedlungsgeſetz?
Gibt's keine Läuſekämme?

Es bedroht dich der duftende Weichſelzopf,
Des Polackenlandes Grauſen,
Beginnſt du nicht bald den grindigen Kopf
Con amore gründlich zu lauſen.

O Deutſchland, noch immer mein Vaterland,
Du Apollokopf unter den Köpfen!
Fern halte von dir den Weichſelzopf,
Biſt überreich ſchon an Zöpfen! — —

Dem Freunde theilt' ich den Stoßſeufzer mit;
'ſ war Waſſer auf ſeiner Mühle.
Im Styl des Barons von Strudelwitz
Sprach er aus ſeines Dankes Gefühle.

Er kannte den polniſchen Weichſelzopf,
Die Staroſten und Reichstagsgrauden,
Dieweil er in Bialyſtock
In Garniſon einſt geſtanden.

„Auf Taille! — ſo ſchloß er den herzlichen Brief —
Geſprochen wie'n Buch! Geſtunken
Beſtialiſch der Weichſelzopf, doch mir
Die ſchönen Peluinen gewunken.“ — —

Ein andrer Bekannter aus früherer Zeit
Begegnet' mir anderen Tages,
Mein alter Wichsier, — Original,
Nicht gewöhnlichen Stiefelfuchsſchlages.

Der ſprudelt' über von Freud' und von Luſt
Wie ein arteſiſcher Bronnen.
Unerſchöpfliche Neuigkeitsquelle, du,
Was brachteſt du all' an die Sonnen?

Meinen alten Stiefelputzer empfehl'
Ich der Neuen Preußiſchen Zeitung
Als Mitarbeiter, oder zu
Des würzigen Feuilletons Leitung.

Die geheimſten Geheimniſſe Berlin's
Hat ſorglich er aufgeſpeichert,
Die Pierſig-Goedſchen Enthüllungen er
Vieltauſendfältig bereichert.

Doch weil der preußiſche Eugen Sue
Als Buch ſie will ſelber ediren,
Verrath' ich kein Titelchen und will's
Mit Worten commentiren.

Berlin's Schriftſtellerwelt bekommt
Einen neuen bewährten Genoſſen;
Den Verlegern der Reſidenz geſammt
Spielt er den fatalſten Poſſen.

Vor ſeinem ſtralenden Geiſteslicht
Die Andren alsbald ſind erloſchen:
Für Louiſe Mühlbach's Romane zahlt
Keine Köchin mehr einen Groſchen.

Kein Gefreiter auf der Wachtſtub' lieſt
Soldaten- und Liebesgeſchichten,
Und keine äſthetiſche Näherin wird
Drauf noch ihr Augenmerk richten.

Nach den Reſidenzgeheimniſſen nur
Stürmt die leſehungrige Menge —
Glückſel'ger Verleger des Stiefelfuchs-Sue! —
Wie im Jüngſten-Gerichts-Gedränge.

„Couliſſengeheimniſſe Berlin's"
Tauft er ſeine Federſpiele;
Ich ſchreib' ein unſterbliches Vorwort dazu
Mit ganz neuem Gänſekiele.

Ich führe ihn in die Leſewelt ein
Wie jüngſt den Don Quixote,
Wofür der Verleger mich bezahlt'
Mit einer Tauſendguldennote.

Preis aller deutſchen Verleger du,
Nicht zu den filzigen Lungern
Gehörſt du, die ihre Säckel füll'n,
Doch den Dichter laſſen verhungern!

Der ſpan'ſche Verleger des Don Quixote
Und ſeines Sancho Panſen
Gehörte in die Kategorie
Der deutſchen Bücher-Hanſen.

Er ſpeiſte Cervantes, den Dichter, ab
Mit Worten, glatt wie Aale;
Derweil gefaſtet hat der Poet,
Er ſammelte ſich Kapitale.

Derweil ſich jener der Waſſerkur
Muß't befleiß'gen, trank dieſer Madeira:
Die Carotte breche dir das Genick,
Du ſpaniſcher Soſier Tereira!

Auch meinem Freund Campe zünd' ich hier an
Eine duftige Räucherkerze;
Er hat ein großes, deutſchweiches Herz,
Kein ſpaniſches Marmorherze.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie heckt ſcheinheilig das Muckerthum
In zerknirſchender Vorbereitung
Zum Himmel, zerknittert in Andacht ſogar
Die Berliner Kirchenzeitung.

Freund Hengſtenberg — wir ſtudirten zu Bonn
Im Jahre Neunzehn und Zwanzig;
Doch ſpäter unſrer Freundſchaft erging's
Wie dem Specke — ſie wurde ranzig.

Als er die Kirchenzeitung begann
Evangeliſch zu redigiren,
Da ließ ich mein erſtes Reiſebild*)
Von der ſtaunenden Welt admiriren.

*) Die Harzreiſe.

Der friſche, würz'ge Harzkieferduft
Behagt nicht der deutſchen Frau Baſe;
Sie pruſtete ein um das andremal;
Er prickelte ſie in der Naſe.

Die wurſtberühmte Stadt Göttingen
Empfand ein kratziges Jucken,
Warf kindesmörd'riſch in die Leine mein Buch
Und thät ſich räuſpern und ſpucken.

Und puterroth, kollernd des Fluſſes Gott
Entſtieg im Flanellhemd dem Bade,
Und mancher Göttinger Beſen kneipt'
Mich gern in die magere Wade.

Wie kneipten mich nachmals Cenſur, Polizei!
Wie ſchlugen »ſie mir in die Panken«!
Verboten mein ehrlicher Name ward
Sammt meinen zukünft'gen Gedanken. —

Bei ſonnenlichterer Tage Nah'n
Mein Campe athmete freier;
Meine Lieder man jedelt' auf der Straß'
Zur Orgel und Jahrmarktsleier.

Und wo ein Lied von mir erklang,
Da thäten zuſammen ſich retten
Die Gaſſenbuben ungeſtraft,
Die deutſchen Sansculotten.

Und überall wieder die Freiheit trieb
In Deutſchland knoſpende Roſen;
Sie glänzte — ein ſtralender Juwel —
Aus zerriſſenen Knabenhoſen.

Jetzt ſchallt, ihr glücklichen Lieder mein,
Aus Harfeniſtinnenkehlen,
Und jeder Deutſche zollfrei darf
Von meinen Gedanken erzählen!

Sechszehntes Kapitel.

Als ich gekommen zum »freien Rhein«,
Da ward um's Herz mir ſchwüler.
O ungewohnte Heimathluft!
O der Schul' entlaufener Schüler!

Des deutſchen Michels hohes Lied
Vom Poeten Nikolas Becker
Begrüßte in Köln mich Hungrigen ſchon —
O Liederſpeiſe, wie lecker!

Die deutſche Marſeillaiſe ſummt
Mir noch in beiden Ohren;
Ihre neun und neunzig Melodien
Das Trommelfell mir durchbohren.

Verſtumm', unſterblicher Töne Mund!
Ich glaube an keinen Zauber,
Und bin ein guter Patriot;
Nur wär' ich nicht gern ein tauber.

Es ſpielt ein tauber Patriot
Die allerkläglichſte Rolle,
Seit man im deutſchen Vaterland
Die Gedanken befreit vom Zolle.

Zollfrei ſind alle Gedanken, ſeit
Dem Deutſchland bereit geworden.
In den Kammern melodieenreich
Das Wort tönt in allen Accorden.

Sonſt beſchränkt' die deutſche Beredtſamkeit
Sich auf die Gardinenpredigt,
Und manches Hauskreuz hat dem „Gemahl"
Gegenüber der Wall' ſich entledigt.

Jetzt spricht jeder Gimpel frei,
Wie ihm gewachsen der Schnabel.
Ungläubiges Paris, es ist
Keine Beranger'sche Fabel!

Eine glänzend're Rolle spielen indeß
In unseren Tagen die Stummen,
Die, wenn's frisch von der Leber gilt
Zu sprechen, höchstens — brummen.

Sie brachten es bis zum Grunzen nicht
Den Säuen gleich in dem Rosen;
Sie befolgen die Norm, die uralte, genau:
Sie schweigen und bleiben — Filosofen.

Den constitutionellen Hexenbrei
Kocht man wie in Macbeths Tagen;
Die Westfälinger verderben damit
Nicht den Pumpernickelmagen.

Aus allen Provinzen kommen ſie,
Aus dem Rheinland und aus Sachſen,
Wo Doctor Gall verbeſſert den Wein,
Auf den Bäumen ſchöne Mädchen wachſen.

Die Heimath des Schinkens, der Gänſebruſt
Schickt ihre Renner und Zähler,
Wie ſie hervorgegangen ſind
Aus der Urne der »freien Wähler.«

Sie »haben ſich Alle ſo lieb — lieb — lieb,«
Und »ſitzen ſo fröhlich beiſammen,«
Verſetzen nur neckend ſich Püffe und Hieb',
Wer wollt' Necken und Lieben verdammen?

Der trauliche patriarchaliſche Steck
Iſt lebend'ger Debatten Vehikel;
Da werden die Sanfteſten gröber als grob,
Als Weſtfäliſcher Pumpernickel.

Ich dächte: man ſchwänge im Ständeſaal
Den Bakel recht wacker zur Probe
Von Rücken zu Rücken, da käme zum Schluß
Das parlamentar'ſche Gebebe;

Und keinen »Patriarchaliſchen«
Rüttelt' ferner das Prügelfieber,
Und über den Antrag auf Prügel zur
Tagesordnung ginge man über.

Siebenzehntes Kapitel.

Verlaſſen wir noch nicht das ſchöne Bild!
Kommt! laßt es uns näher betrachten!
Ein mildes ſäuſelndes Frühlingswehn,
Kein mörderiſch-blutiges Schlachten!

Gemüthlich-ſchmunzelnd ſitzen ſie da,
Für blanke drei Thaler Diäten,
Mit gewichtigem Schweigen und Redeblitz
Das preußiſche Volk zu vertreten.

Da wandelt urplötzlich das Genrebild ſich,
Das Schmunzeln wird zur Grimaſſe.
Adieu Gemüthlichkeit! — nach Hanſemann,
Wenn es gilt die eigene Caſſe.

Da wird die Sanftmuth — Raſerei
Und fletſcht mit den loſen Zähnen,
Da gährt das Lammblut wie Drachengift,
Und Schaafe werden Hyänen.

Da wird das niederländiſche Bild
Zum Höllenbreughel'ſchen Nachtſtück —
Gluthroth, mit ſchwärzeſten Schattenparthien,
Ein parlamentariſches Jagdſtück.

Kliffklaff und Huhuh! Trarah und Hohe!
Die wilde Jagd um den Bentel!
Die parlamentariſchen Weiſen nicht ſtimmen ein
In Salomo's: Alles iſt eitel!

Die Väter des Volks nichts wiſſen woll'n
Von Meyerbeer'ſchen Chimären;*)
Wie wenn Robert, der Teufel, trieb ſein Spiel
Mit ihnen, ſie brummen gleich Bären.

*) „Das Volk iſt nur Chimäre"
Robert der Teufel

Sie kämpfen, als gält's den Vernichtungskampf,
Die Köpfe gedankenſchwer wackeln;
Die käſeblaſſen Geſichter erglühn
Wie feurige Höllenfackeln.

Und das Volk auf den Tribünen ſperrt auf
Nußknackerartig die Mäuler;
Der Schleier ſinkt, und wanken es ſieht
Des Volkswohls eherne Pfeiler.

Es muſtert die Reihen der Edlen all
Aus allen Provinzen und Landen,
Die Hopfenmalzbrauenden Junker hier
Und die Fuſelbrennenden Grafen.

Daneben viel andre Geſtalten mit
Vorſündfluthlichen Geſichtern,
Urweltliche Staatspolitiker
Sammt Ketzer- und Hexenrichtern.

Syſteme aus Mammutholköpfen ſich ſtell'n,
Erweckt aus Siberiens Eiſe,
Entgegen dem Neuerungsideenſtrom,
Und bringen's hübſch wieder in's Gleiſe.

Die »Errungenſchaften« des »tollen Jahrs«
Sind ſpurlos auf immer verſchwunden;
Selbſt kein Hälmchen Gras auf den Straßen Berlin's
Wird irgendwo noch gefunden.

Es lebe die neue Ordnung der Ding'! —
Doch licht in Oſten es dämmert:
Ein eiſerner Keſſel umwandelt die Welt,
In Borſig's Werkſtätten gehämmert.

Achtzehntes Kapitel.

Gar Mancher der Sterblichen lieſt nicht mehr
H. Heine's unſterbliche Werke;
Der Tod gewaltig hat aufgeräumt,
Nahm Manchen zum Augenmerke.

Fehlt Mancher am Tiſch auch, doch Manchem noch ſchmeckt
Das »chriſtlich-germaniſche« Eſſen:
Schweinsohren mit duftigem Sauerkraut,
Drob ein Deutſcher kann Alles vergeſſen,

Den »Atta Troll« ſelbſt, mein „Buch le Grand,"
Das »Intermezzo« und »Romanzero«
Und meine zukünftigen Werke all
Von Numero Eins bis zum Zero.

O Pointe der Gourmandiſe und
Der vaterländiſchen Küche!
Du große Schüſſel mit Sauerkraut
Und deine holdſel'gen Gerüche!

O hochgebenedeites Mainz am Rhein,
Du Mutter der Lettern und Preſſen:
Der Juwel in deinem Strahlenkranz
Iſt ein Mainzer Sauerkrauteſſen.

Mein Lieblingsgericht; wie aß ich dich
Bei den ſchlechten Göttingerwürſten!
Wie konnt' ich nach deinem ſinn'gen Genuß
Recht con amore dürſten!

Die Bilder meiner Studentenzeit
Sie werden wieder lebendig;
Vergeſſen hab' ich keins, als wenn
Ich ſie alle gelernt auswendig.

Gleich Perückenbildern im Ahnenſaal
Sie ſchauen auf mich nieder:
Mir iſt, als wär' ich wiederum jung,
Schwänzt' Raumer's Collegien wieder;

Und ſchlenderte, die Mapp' unterm Arm.
Unter den Linden auf's neue im Flauſche,
Schlürft' Chokolade bei Stehely,
Schwelgt' im Zeitungsleſerrauſche.

Die Welt der Bilder der Jugendzeit
Erſtand aus dem Kirchhofsgrafe;
In permanenter Ausſtellung all
Sie hängen mir vor der Naſe,

In jugendlich friſchem Colorit,
In lachenden Perſpectiven
Ganz unumwandelt, als hörten ſie zu
Der Parthei der Conſervativen.

Sie würden ſtaunen Herr Gerlach und Stahl
Ob der Bilderausſtellung von Heine,
Bei deſſen Namen ſie ſtets nur gedacht
An Barrikaden und Pflaſterſteine;

Der eingeweiht in Guillotin's Kunſt,
Mit Sanſon wetteifre, dem Köpfer,
Der Menſchennacken durchſchneide wie Mohn,
Der radicalſte der Schröpfer,

Der lechze blutdurſtig, den Schakal gleich,
Und fletſche die biſſigen Zähne,
Bluthündiſch belle in jedem Buch,
Dem Marat gleich, der Hyäne.

Nicht ängſtlich, ihr Herrn! ein Deutſcher ich bin,
Wenn auch geboren am Rheine.
Meine Berliner Studentenbilder ich
Erkläre beim Lampenſcheine.

Neunzehntes Kapitel.

Als ich noch jung, ſtürmt' haſtiger'n Lauf's
Die Zeit als heut zu Tage:
Der »Kutſcher Europa's« Napoleon
Lenkt die ganze Weltequipage.

Nach ſeinem »Hett!« und nach ſeinem »Hui!«
Ging's fort im Galopp und im Trabe:
Was altersſchwach, zerfiel in Staub;
Es krächzte der Todesrabe.

Vor dem Sturmwind der Zeit zerknickten morſch
Wie Binſen die wurm'gen Stammbäume,
Die vergilbten Pergamente zerſtoben wie Spreu,
Es riſſen ſelbſt ſuchtene Zäume.

Die wurmzerfreſſenen Eſelshäut',
Mit wächſernen Siegeln behangen,
In den Rumpelkammern lagen ſie;
's trug Keiner darnach Verlangen.

Heraldik und Genealogie,
Die Wiſſenſchaften, die nobeln,
Vergeſſen waren, der Tiſchler that
Die Ahnenſchilder zerhobeln.

Die Ahnenportraits im Ritterſaal —
Sie trugen ſpinnwebene Schleier,
Und 16 Centimen galten mehr
Als 16 Ahnen heuer.

Woran Jahrtauſende geflickt,
In einer Nacht war verſchliſſen,
In Lumpen und Fetzen hing's herab,
Wie der Verhang im Tempel zerriſſen.

Das heilige römiſch-deutſche Reich
Mit ſeiner uralten Glorie
Urplötzlich wurde einrangirt.
In das Genre der Kinderhiſtorie.

Vom Erdenboden wie weggefegt
Schwanden alte Fürſtenhäuſer;
Es wurde geſetzt auf Wartegeld —
Wie Hanſemann jüngſt — der Kaiſer.

Aus dem Boden entſtieg ſchnell wie ein Pilz
Ein neues Königreiche;
Wo Hermann einſt Rom's Legionen ſchlug,
Da thronte Jerome, der bleiche,

In königlicher Majeſtät,
In funkelnagelneuer;
Er badete ſich in rothem Wein;
Drum wurde der Rothwein theuer.

Und in dem aromatiſchen Bad
Er ſchwamm wie eine Ratte;
Das war mir noch ein König — traun!
Der ſich gewaſchen hatte. —

Mit Donner und Blitz gewaltig fuhr
Seines Bruders Siegeswagen;
Die bisherigen Götter und Herren der Welt
Dem Brauſen der Zeit erlagen.

Und als Er ſelber der Zeit erlag,
War angekommen am Ziele,
Da rüſteten raſch die Söldlinge
Die feilen Gänſekiele.

Die alte Welt, die er penſionirt,
Trat wieder in Amt und Würden:
Der Eſel ging wieder in's Diſtelnfeld,
Das Schaaf in ſeine Hürden.

Der Junker Heldenthaten verübt'
Gegenüber dem Hasengeschlechte,
Und jagte und birschte wiederum
Kraft altherkömmlicher Rechte.

Das Junkerthum sei der Herr der Welt —
Bewies man — die Andern — Kanaille;
Es sei von beff'rem Mark und Blut,
Und hätt' eine knappere Taille.

Aus Noah's Kasten stamm' es direkt
In grader vollbürtiger Linie,
Und die hochadlige schöne Welt
Sei schlank wie eine Pinie.

Man liebte das »trauliche Du« und den Stock,
Womit Noah glücklich regierte,
Und keine Tochter, die Alte selbst nicht,
Dem Alten oppenirte.

Drum ward ihm ſo leicht das Hausregiment,
Manch Gläschen er leert bis zur Neige,
Und wenn er auch mal im — Haarbeutel erſchien,
Tanzt Alles nach ſeiner Geige.

Da ſehe man deutlich wie Sonnenlicht,
Wie trefflich bewähr' ſich der Bakel;
Durch Jahrtauſende er habe gethan
Mirakel über Mirakel.

Penſylvaniſche Haft, etwas Zelter dazu,
Das mache die Welt geſunder.
Es lebe der Stock, die Prügelſtraf' hoch
In unſerm Jahrhundert der Wunder!

Den Stock in der Fauſt, im Nacken der Zopf,
Den Schnurrbart unter der Naſe —
Begann im deutſchen Vaterland
Eine neue Lebensphaſe.

Das wiedererwachte Deutſchland ſtimmt'
Dankhymnen an und Pſalter;
Das ruſſiſche Hurrah dazwiſchen ſchallt',
Verkündend das gold'ne Zeitalter.

Wohl dem, der dieſes Jahrhundert erlebt',
Das neunzehnte Jahrhundert!
Das ſelbſt ſich anſtaunend verwundert ſich,
Und das die Nachwelt bewundert.

Ein großes Jahrhundert das neunzehnte iſt,
Vornehmlich für Schreier und Heuler;
Denn kein Jahrhundert zählte ſo viel
Als das jetzige — große Mäuler.

Zwanzigſtes Kapitel.

O Jugend, vieltheure Jugendzeit
Mit deinen Reminiscenzen!
Nicht trennen kann ich mich von dir
Und deinen Ex-Excellenzen!

Wie ein Mühlſtein hat die Zeit ſie zermalmt;
Saturn fraß Allerhöchſt ſeine Kinder;
Gefräßiger Herrſcher im Donnergewölk,
Du alter ergrauter Sünder!

Vom Frankenland her entzündet' der Blitz
Die Welt in Flammen und Feuer;
Die »gute alte Zeit« verſchlang
Das »erobernde Ungeheuer.«

Von ſeinen »treuen Heſſen« floh
Der Kurfürſt mit ſeinem Zopfe;
Er rettete ſich mit genauer Noth;
Sein Gold nahm Rothſchild beim Schopfe.

Und nimmerſatt hinunter er ſchlang
Das Geld, wie Küchlein der Marder;
Sein Säckel ſchwoll auf zum Sack, und bald
Wird der Millionair — Milliarder.

Derweil der Amſchel ſich arrondirt',
Einſchrumpften andere Leute:
Die fürſtlichen Adler und Falken und Leu'n
Sie wurden des Hahnes Beute.

Der krähte am Ufer der Seine laut,
Und rüttelte wach die Schläfer;
Sie hatten verträumt manch Stündchen, wie
Der Idylle verliebte Schäfer.

Vor meinem Blicke rollt ſich auf
Die ganze Weltgeſchichte;
Ich durchfliege ſie auf dem Pegaſus;
Doch iſt ſie kein Gedichte.

Dem deutſchen Reichsadler wurden gelähmt
Die Krallen, der Schnabel, die Fänge;
Italien's Stiefel ward neu verſohlt:
Nur Spanien ſchlug über die Stränge.

St. Petri Bannblitz machtlos war
Gleich Celepheniumsblitzen;
Er machte keinen Effect in der Welt
Gleich ſchlechten Berliner Witzen.

Und Bullen und Breven gehörten zu
Den ſchlechteſten Börſenpapieren;
Man machte damit kein halbes Procent,
Und konnte daran nur verlieren.

Der Ablaßzettel war längst außer Cours
Gleich der Revolution Assignaten;
In ganz Europa galten nur
Napoleon's Soldaten.

Und seine Kanonen hatten Klang
Wie seine Napoleond'ore;
Erloschen war jeder frühere Glanz
Gleich einem Meteore.

John Bull, dem Krämer jenseits des Canals,
Confiscirt' er den Kaffee und Zucker;
Das war ein verteufelt toller Streich,
Wie nie ihn gemacht Louis Drucker.

Lutetia-Paris im Avancement
Stieg bis zur Welt-Metropole,
Sie leuchtete mit strahlendem Glanz
Wie St. Petri Doms Girandole.

Doch wie ein feuriger Lavaſtrom
Sich vorwärts wälzten die Maſſen
Der großen Armee bis Moskau hin,
Da ſollte ſein Glücksſtern erblaſſen.

Und als er fern auf St. Helena weilt,
Erlegen ſeinem Geſchicke;
In St. Cloud ſchwerfällig promenirt
Der Bourbone Ludwig, der Dicke.

Als ich emigrirte über den Rhein,
Emigrirt waren die Bourbonen;
Louis Philipp die »große Nation« beglückt
Mit andren Verfaſſungsſchablonen.

Alsbald »die Birne« ward exilirt
Sie flüchtete nach London;
Chamäleonartig die Republik
Sich häutet' in wenigen Monden.

Von den letzten Häutungen finden ſich
Annoch nur winzige Spuren,
Im Budget ein niedliches Deficit
Und Sbirren und Creaturen.

Ich ſchließe dieſes Kapitelchen,
Meine Weltgeſchichte in nuce.
Herr Leo dickleib'ger ſie liefert dereinſt
In ſeinem Geſchmack und luce.

Von dieſer Löwengeſchichtsſchreibung
Unſre Enkel einſt profitiren.
„Signatura temporis“*) thät er bereits
Mit vollem Fiasco ediren.

Dieſer »wichtige Beitrag zur Tagesgeſchicht'«
Hat ein Publikum ſchon ſich erkoren;
Es ſtudiren beim Salzſeelſieden das Werk
Die Halliſchen Halloren.

*) Eine 1848 unter dieſem Titel anonym von Leo herausgegebene Broſchüre über die Berliner Märzvorgänge.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Nach düſteren Tagen endlich war
Der Tag licht angebrochen.
Aus den Gräbern Waterloo's holte John Bull
Die »Europa befreit habenden« Knochen,

Zerſtampfte ſie zu Knochenmehl
Und düngte damit ſeinen Kappes,
Durchwühlte die alten Schlachtfelder drauf
Von Mons und von Jemappes.

Und was nach Paris der Franzmann geſchleppt
Aus aller Herren Ländern,
Das führte man heim und ſtellt' es auf
Seinen früheren alten Ständern.

Des Dörfchens Sinzig »heilige Leich'«
Hinüberwandert zum Rheine;
Berlin's Siegsglorie wiederum ſtrahlt
Im märkiſchen Sonnenſcheine.

Das eherne Standbild auf Düſſeldorf's Markt
War unverſehrt ſtehen geblieben,
Der gute Landesvater aus Erz
Guckt wie immer hüben und drüben.

Die vaterländ'ſche Gemäldegallerie
War hinübergepilgert nach München;
Beſchafft ward mälig ein Remplaçant
Mit Farben, Alecſen und Tünchen.

O arme, geliebte Vaterſtadt,
Um den ſchönſten Schmuck biſt gekommen;
Von allen Schiffen bracht' keins ihn zurück,
Die den Rhein hinuntergeſchwommen.

Kaum kannt' ich dich wieder, Vaterſtadt,
Du Stadt meiner Jugend und Freude!
Du kommſt mir ſo fadenſcheinig vor,
Als hätteſt gehabt du die Räude.

Die nüchterne Proſa des Lebens hier
Nach Poeſie thut ringen;
Einförmig ſchleicht ſie Tag und Nacht
Trotz des »Malkaſtens« ſcurrilen Sprüngen.

Zwar ſpiegeln deine Thürme ſich noch
In den Fluthen des Rheingewäſſers,
Die Fiſche ſchwimmen noch luſtig drin,
Die »Seelen« aber — Gott beſſer's!

So lebe denn wohl, du gute Stadt
Von ſoviel tauſend Seelen!
Ich bin kein deutſcher Statiſtiker,
Verdammt zum Zahlenzählen.

Ein deutſcher Dichter bin ich, bekannt
»In ganz Europia« — nach Asmus,
Spottwohlfeil druckt New-York mich nach;
Mein Campe litt d'rum an Marasmus.

Drum liebt er ſo zärtlich die Eskimo's,
Samojeden und Tſcherkeſſen;
Dort gibt's keine ſchleudernden Buchhändler
Und keine Nachdruckerpreſſen.

Die Eskimo's wiſſen von Heine nichts
Im Stande der Patriarchen;
Geſichert vor eskimo'ſcher Cenſur
Kann Campe ruhig ſchnarchen.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Mein Bonner Freund und Commiliton
Sein Schäflein im Trocknen bald hatte:
Ein Tribunälchen der Inquiſition
Erbaut' er in ſeinem Blatte,

Mit Scheiterhaufen und Galgen und Rad,
Mit Henkerbeil und mit Pranger;
Die Ketzermeiſter drin halten Gericht,
Wie blühet der Henker-Anger!

Freund Hengſtenberg ochste gar fleißig in Bonn
Am Rhein in einſamer Klauſe;
Schweinslederne Kirchenväter ſchleppt'
Von der Bibliothek er zu Hauſe.

In Berlin ließ er wetzen Meſſer und Scheer'
Gar ſcharf vom Scheerenſchleifer,
Ging Göthe'n und Schiller damit zu Leib
In heil'gem theologiſchen Eifer.

Behaglich ſchmunzelnd die Hände reibt
Der Hebräer, der getaufte,
Der für Gebetſchnur und Talmud ſich
Den Conſiſtorialrath erkaufte.

Jeue-Rothſchild von ſeinem Comptoirſtuhl ſchaut
Hinab in's Gelehrtengewimmel,
Streicht »Moſes und die Propheten« ein —
O Sonne am Börſenhimmel!

Die Köhlergläubigen ſchaaren ſich
Um die Trias der Orthodoxen:
Sie üben im Ballen der Fäuſte ſich,
Die ganze Welt niederzuboxen.

Die chriſtlichen Trauerſpieldichter brüll'n
Im lamentabelſten Chorus.
Herr Redwitz pfeift auf dem letzten Loch,
Entbunden von Thomas Morus.

Der ſchlechten Poeten wimmelnd Geſchlecht,
Die ascetiſchen wie die profanen,
Im Mariengeſängen machen ſie
Und in endloſen Bandwurmsromanen.

Im germaniſchen Muſenhühnerkorb
Berühmte Poeten gackern:
Herr Heyſe, Herr Hölzle, Herr Kiekebuſch
Den deutſchen Parnaß beackern.

Und fügſam windet ſich die Kritik
Um Geld, die feile Dirne;
Ihr horizontales Handwerk treibt
Sie offen mit frecher Stirne.

In allen deutſchen Blättern fröhnt
Sie priapeiſchen Laſtern;
Kein Winkel iſt ſo klein, ſie buhlt
Darin mit den Kritikaſtern.

Nach Brod geht ihre — — — Kunſt;
Was kümmern ſie volle Lenden?
In Brunſt entbrennt ſie, wo ſie ſchaut
Nur klingende Münze in Händen.

Und um ein Bändchen im Knopfloch pfeift
Die Zunft der ſchlechten Poeten;
Um Dichterpfründen bettelt keck
Der Chor der Muſageten.

O Deutſchland, Aſyl der Gegenwart
Für poetiſche Reſinanten!
Du hehre Wittwenverpflegungsanſtalt
Für ſchlechte Muſikanten!

O kritische Verbellwirthschaft
In den deutschen Vaterländern!
O deutsche Kritik, du Bettelweib
Mit den rothen Augenrändern! —

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Mit der Muſe ſaß ich ſpät Abends allein
Auf dem Sopha behaglich im Stübchen:
Der gute Mond lugt neugierig herein,
Der Liebenden Freund und der Liebchen.

Wie Sekunden flogen die Stunden dahin
Unter Schäkern, Scherzen und Plaudern;
Entgegen meinem Verlangen ſie ſetzt
Nicht mädchenhaft ſprödes Zaudern.

Wähnt nicht, daß meine Frau zu Paris
Auf die Muſe ſei eiferſüchtig;
Sie iſt täglich gleichgültige Zuſchauerin;
Meine Muſencareſſen ſind züchtig.

Sie kennt nicht das deutſche Abc,
Doch kennt ſie die deutſchen Muſen
Anatomiſch genau vom Kopf bis zum Zeh',
Das Herz, den Steiß und den Buſen.

Sie vertraute mir, daß von Eis das Herz,
Gepocht kaum unter dem Kleide,
Der Steiß — — — —; der Buſen öd'
Wie die Lüneburger Haide.

„So ſind die Schönen des deutſchen Olymps —
Sprach ſie — im Sternengewande,
Frau Venus und Juno, o Götterwelt
Aus Buchenholz, bête allemande!“

So kritiſirte Mathilde, mein Weib,
Die Frau eines deutſchen Dichters,
Fürwahr eine würd'ge Genoſſin des
Deutſchen Kritikaſtergelichters!

Verzeih' ihr, anmuthige Leserin
Vom deutschen Rhein bis zum Memel,
Daß sie so ketzergerichtlichen Spruch
Gesprochen von ihrem Schemel!

Verzeih' mir, daß ich so abgeschweift!
Zum Schäferstündchen zurücke,
Das mir die deutsche Muse gewährt
Mit deutschem blauäugigen Blicke! —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Was geschehn ist, vertraute die Muse mir
Haarklein, thät nichts mir verhehlen;
Was geschehen würde in Zukunft noch,
Begann sie darauf zu erzählen.

Den Schicksalsfolianten schlug sie auf
In riesigem Eselhautbande,
An einer eisernen Kette er lag,
Messingbeschlagen am Rande.

Sie schlug das Buch der Zukunft auf,
Wie'n modernen Volkskalender
Mit retouchirtem Stahlplattendruck,
Ließ schauen mich Städt' und Länder.

Der Staub und die ſchlechten Witze — begann
Die hehre Göttin proſaiſch —
Sie bleiben die Landplagen Berlin's,
So lange der Wind und Kaliſch.

Von dem Erſten wird Herrn Deve's Genie
Die gute Stadt nicht befreien;
Der Knoblauch, die Würze des Kladderadatſch,
Wird ferner duftend gedeihen.

So bleibt denn die Luft voll witzigen Staubs
Und erfüllt von ſtaubigen Witzen;
's iſt Alles ſtaubig und witzig, ſelbſt
Die Kirchthürme haben Spitzen;

Auch die Pickelhaube, die ſpitzigſte
Erfindung in unſerm Jahrhundert,
Mit dem Schornſtein drauf, das ſcurrilſte Produkt,
Das Europa nachahmt und bewundert.

Hebräiſcher Witz und ewiger Staub,
Berlin's uralte Landplagen,
Aus dem Mumienlande vom Nil zur Spree,
Der duftigen, hingetragen.

Macht lächeln Der mit dem Mumiengeſicht,
Bringt der Andre das Auge zum Weinen.
So iſt Berlin — „Jean, qui rit“ anjetzt,
Um gleich — „Jean, qui pleure“ zu erſcheinen.

Der »Krakehler« iſt todt, die »ewige Lampe«
Ward ausgelöſcht und verboten:
Der hebräiſche Witzſchmied allein iſt nicht
Gewandert in's Reich der Todten.

Und hat er dich, Leſerin, heut' in's Geſicht
Geſchlagen mit ſtinkigen Fäuſten,
Mit mauſchlichem Grinſen er kokettirt
Mit dir Morgen und edlem Erdreiſten.

Den weiten Mantel weiß Kladderadatſch
Stets nach dem Winde zu tragen;
An ſeinem Schulz-Müllerſchen Weibergetratſch
Hat der deutſche Michel Behagen.

Da heckt der Biedre im Großvaterſtuhl,
Wenn er tüchtig zu Mittag gegeſſen,
Iſt über den Kladderadatſch eingenickt,
Hat Schweinsohren und Sauerkohl vergeſſen.

Und Sauerkraut und Knoblauchwurſt
Sind Freund Michel's Leibgerichte:
Eine neue Aera mit ihnen beginnt
In der deutſchen Culturgeſchichte.

Fern hinter ihm liegt die goldene Zeit,
Die bleierne hatte begonnen;
Jetzt iſt gekommen ganz unverhofft
Die demantene an die Sonnen.

Die Rothſchild'ſche Aera bricht heran:
Der Staatsſchatz füllt ſich mit Barren;
Es raucht jeder Proletarierlump
Die feinſten Havannacigarren.

Und — — — — wird Hofrheolog,
Und — — — — Staatsminiſter.
Auf dem Blocksberg tanzen ſie kreuz und quer
Mit dem Kuckuck und ſeinem Küſter.

Die Polizei wird penſionirt:
Sehe Jeder, wie er's treibe,
Unter ſtrenge Aufſicht allein wird geſtellt
Das Kind im Mutterleibe.

Die ungeber'nen Gedanken ſind
Schon vor der Empfängniß verboten;
Dem tiefſten Denker — dem Eſel — wird
Das Denken erlaubt nach Noten.

Man ſingt von der glückſeligen Zeit
An allen Straßenecken;
Hoſiannah jodelt die Gaſſenbrut
Und klappert dazu mit den Becken.

Damit nicht eine zeitfeindliche Brut
Erwachſ' — eine böſe Megäre,
Verboten wird jeglichem Weibe, daß
Es fernerhin noch gebäre.

Gleich den Säuen iſt kannibaliſch wohl
Den deutſchen Literaten;
Auf Honorargeldhaufen wälzen ſie ſich
Und reiben den Bauch auf Ducaten.

Erlegen die Induſtriellen ſind
Dem Actienſchwindel-Baale,
Und Smollis mit den Halloren trinkt
Der Löwe zu Hall' an der Saale.

Und Gerlach, der deutſche Gajus, ſchwitzt
Ein frommes preußiſches Landrecht,
Verhängt über jeden »Rundſchau«-Feind
Ein hexengerichtliches Standrecht.

Und Stahl bis zum jüngſten Tage verſchließt
Seine parlamentariſche Bude,
Hängt Peſſchen, Talar an den Mantelſtock,
Und wird, was geweſen er — Jude.

Verjüngt die glückliche Menſchheit ſteht
In jugendlich prangender Blüthe;
Das alte Mütterchen Gegenwart iſt
Eine vorbiluvianiſche Mythe.

Und ganz Berlin iſt neugeber'n,
Erfreut ſich der Auferſtehung,
Iſt jugendfriſch und leidet nur
An perpetueller Mähung. — —

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

So ſtand es im Buche der Zukunft mit
Diamantſchrift eingetragen.
Ich wollte — — da hat's Fräulein Muſe mir
Vor der Naſe zugeſchlagen.

Durch der Zukunft fernſte Gedanken thät
Ich gern mein Wiſſen erweitern;
Ein Prophet ich wäre unter den
Publiciſtiſchen Bärenhäutern.

Ich hätte mich trefflich qualificirt,
Gewonnen polit'ſche Bedeutung;
Mich engagirte zum Redakteur
Die „Neue Preußiſche Zeitung.“

Zum Voraus ein Landgut ſchenkte man mir
In der Lauſitz — im Geiſte mich ſäh' ich
In einem germaniſchen Ständeſaal,
Taubſtumm, doch landtagsfähig.

Und eine große compacte Parthei
Gleich Bienen mich würde umſummen,
Zahlreich an Köpfen, doch hektiſch an Geiſt —
Die Zahl der ſoliden Stummen.

Trau'n! von der »Parthei Heine«, des
Conſtitutionalismus Säule,
Unſre Enkel hätten geſprochen noch
Wie von der Kartoffelſäule.

Von den klaftertief weiſen Vätern des Volks,
Die nicht lernten ſtammeln, noch ſtottern,
Mit energiſchem Kirchhofeſchweigen getrotzt
Den demokratiſchen Ottern,

Die für ihre tägliche Sitzgebühr
Den Steiß ſich wund geſeſſen,
Und täglich zum Wohl des Vaterlands
Sich knüppeldick gefreſſen.

O Muſe, du tragſt allein die Schuld
Zu Niemand's Nutzen und Frommen,
Daß die Namen dieſer Edlen all
Nicht auf die Nachwelt kommen!

Doch Sorge für ihre Unſterblichkeit
Wird tragen Herr Adolf Henze
In der »Illuſtrirten Zeitung von Weber« gern
Weit über der Endlichkeit Grenze.

In Holzſchnitt verew'gen ſie alleſammt,
Die geſchwiegen, genickt und geſchlafen,
Erläutern ihres Geiſtes Schatz
Aus ihren höchſteigenen Autografen, —

Als Album laſſen in Eſelshaut
Dies Kleinod der Preſſe binden,
Damit die ſpäteſte Nachwelt es
In Bibliotheken kann finden.

O Autografen-Walhalla du
Der germaniſchen Landtagspagoden!
Du Menagerie von nickenden
Jabrüdern und Weibern mit Hoden!

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

So ſah ich dich wieder, vielltheures Berlin;
Wir entbehrten uns viele Jahre:
Wie kennen einander ſo fremd wir uns vor:
chtpreußiſch ward Bart und Haare,

chwarzweiß — man nennt es eigentlich grau
n der Umgangs- und Farbenſprache —
s läge darauf ein Puderthau;
ch das Herz liegt noch nicht in der Brache.

r drücken uns patriotiſch aus
e nennen's beim rechten Namen,
orene Patrioten — und Frau
uſſia ſagt ſalbungsvoll: Amen!

Iſt grau geworden auch vor der Zeit
Der Kopf von Sorgen und Pummeln,
So thut das Blut in den Adern noch
Wie früher wacker ſich tummeln.

Berlin, in ewiger Jugend du,
Wer wollte griesgramig auch altern?
Eine jede Tänz'rin, wattirt und geſchminkt,
Empfängſt du mit Oden und Pſaltern.

Spontini, die Sontag, der Goethe ſelbſt
Wofür du geſchwärmt enthuſiaſtiſch,
Sie Alle ſind Todes verblichen längſt;
Der »Freiſchütz« erhält ſich noch draſtiſch.

Im revolutionairen »Probejahr«
Ein ſchlechter »Max« biſt geweſen;
Den Geier ſcheß der »Caspar" für dich,
Du machteſt viel Federleſen.

Du pfuſchteſt in's Handwerk der Oekonomie,
Das Gras wuchs auf deinen Straßen;
Auf der Straßenkuhweide thäteſt du
Deine Ochſen grasen laſſen.

Die Zeit miniſtergefräßig war,
Man weiß kaum, wie Alle geheißen;
Doch löſte ſie nicht das große Problem —
Mit Verlaub! — vom Ducatenſcheißen.

Ein Sonderlingsleben führteſt du
Trugſt Sparren und Flirren im Kopfe,
Wirr' flattert' das Haar um Schläfe und Stirn
Das ſonſt ſteckt' geflechten im Zopfe.

Im duſelnden Schwindel bummelteſt du
Nach verrückten und wetterwend'ſchen
Ideen, die paßten für Bären, doch nicht
Für den Standpunkt Berliner Menſchen.

Du beſuchteſt deine Theater nicht mehr —
Entſetzlich-wahre Geſchichte!
Sie ſtanden wie deine Kirchen leer
Nach dem Kirchenzeitungsberichte.

So war es beſtellt in meinem Berlin
In jenen tollen Tagen.
Weh' über Wehe ſchrie der Prophet —
O Jeremiaden und Klagen!

Jetzt hat der Märzſturm längſt ausgerast
Mit ſeinen Schneeſchauerflocken.
So ſpinnt der Menſchen und Städte Geſchick
Der Parze Vacheſis Rocken.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Die „Metropole der Wiſſenſchaft“ iſt
Berlin im deutſchen Reiche,
Wie männiglich weiß, wie Schwaben der Sitz
Iſt aller Schwabenſtreiche.

Man weiß in Berlin, wie's im Himmel geht her,
Auf der Erde und unter der Erden,
Das klügelten 'raus die Gelehrten der Stadt
Trotz ihrer Hämorrhoidalbeſchwerden.

Auf einem Kirchhof iſt gebaut
Berlin — wer ſollte das denken!
Milliarden von Leichen thät die Zeit,
Die Todtengräb'rin, einſenken.

Dem Profeſſor Ehrenberg verdankt
Man des Leichenackers Entdeckung;
Milliarden Infuſorien harr'n
Allda der Wiedererweckung.

Drum iſt die preußiſche Reſidenz —
Zum Erſtaunen hab' ich's vernommen —
Sonſt Reſidenz der Intelligenz,
Anitzo die Stadt der Frommen.

Die Herzenszerknirſchung und Frömmigkeit
Und die Heiligenbilder, die bunten,
Von Schadow gemalt et Compagnie,
Sie kommen drum alle von unten.

Sie ſteigen auf aus dem Leichenſand,
Aus den Infuſorienlagern;
Drum gleichen die Heiligenfiguren auch
Den Kühen Egyptens, den magern.

— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — —

Man kennt hier Tempo und Tonart genau
Des Hallelujahs der Engel,
Und daß es pünktlich wird executirt
Sonder Detoniren und Mängel.

Nicht minder kennt man auch die Höll',
Noch beſſer, wie ſelbſt der Teufel;
Doch nimmt man am wirklichen Feuer darin
Gegen Pater Kleinkowſtröm Zweifel.

Und Hoftheolog und Jeſuit
Einhergehn in ſchwarzen Röcken:
Der lebt daheim mit Weib und Kind,
Der in Drohnen-Bienenſtöcken.

Feſt niſtet Jener ſich überall ein,
Doch Den thät man treiben und jagen;
Und warf man ihn eben zur Thür hinaus,
Kehrt er wieder in den nächſten Tagen.

Und Beide arbeiten für's Seelenheil
Der „ſündigen Menſchenkinder“,
Daß ſie nicht begehren des Nächſten Weib,
Magd, Ochs und Kalb und Rinder.

Die nehmen die Jeſuiten für ſich,
Sie füllen die leeren Zellen;
Doch ſäculariſirt man von Zeit zu Zeit
Sie trotz allem Widerbellen.

Indeß iſt die fromme Wirthſchaft längſt
In Berlin auf den Hund gekommen:
Ein jeder Mucker den andren will
Aus Zwecken überfrommen.

Und auf Milliarden Leichen hüpft
Man Polka und Varſovienne,
Trinkt Thee im weißen Cravattenhalsband
Und ſchwatzt von Paris und Cayenne,

Und Kladderadatſch und Hengſtenberg
Allwöchentlich drucken gar wacker;
Ihre Blätter vorſündfluthlich durchweht
Der Dunſt vom Leichenacker.

Drum iſt ſo eigenthümlicher Art
Der Geruch aus Beider Küchen;
Hier duftet's nach Kirchenbußkerzenqualm,
Dort nach foſſilen Judengerüchen.

Und ganz Berlin die Nüſtern ſchwellt'
Und ſchlürfet ein das Aroma,
Dazu der Duft des Champagners von Petſch,
Das Geſchenk der Göttin Pomona.

O Kaliſch, Hengſtenberg und Petſch!
Du reſidenzſtädtiſches Kleeblatt!
Durch Witz und Salbung und Apfelwein
Wird ein Jeder curirt, der Weh' hat.

Die Charité umwandeln man wird
In ein Lazareth für Kanonen,
In ein Tanzlocal für Embryo's
Und 'ne Akademie für Huronen.

Aus der Stadt verweiſt man die Aerzte all,
Die Sanitätsräthe ſelber;
Hebammen und Thierärzte duldet man,
Weil ſie nöthig für Kinder und Kälber.

Weg Latwerg, Mixturen und Pillendreck!
Man ſchließt die Hofapotheken;
Die ganze Weisheit des Aeskulaps
Wird ausgerodet wie Queken.

Das Ehlereferm nur in Ehren bleibt,
Daß, wenn Einer will machen ſein Schnittchen,
Der Andre nicht merk', ob Jud' oder Chriſt
Will machen an ihm ſein Proſitchen.

Doch trotz Berliner Salbung und Witz
Und Berliner Apfelburgunder
Wird dennoch die gute Reſidenz
Wie andere Städt' nicht geſunder.

Trotz alledem wird leiden man
An Blödſinn und andren Gebreſten,
Und es ſterben am Ende wie überall
Die Schlechteſten und die Beſten.

Und muß es denn geſtorben ſein,
Will an der Spree ich nicht ſterben:
An der Seine wird wohl ein Plätzchen ſein,
Wenn ich tot und wenn lachen die Erben.

Dann ſchau' ich hoch vom Himmel hinab
In's wimmelnde Menſchengetümmel,
Und portraitire ganz genau
Den Faſchionable und Lümmel.

St. Petrus, der Glatzkopf, will mir wohl,
Erſchließt mir das Himmelsfenſter,
Daß ich ſchaue des buckligten Jammerthals
Lebendige Menſchengeſpenſter.

Die zanken, wie Hund und Katze ſich
Um den Knochen, egoiſtiſch,
Doch wie David und Jonathan ſitzen ſie
Verträglich am Thee- und am Whiſttiſch.

Am brüderlichſten aber leben zuſamm'n
Die Literaten, die deutſchen;
Sie conjugiren: ich lob' dich, du mich,
Statt nach Verdienſt ſich zu peitſchen.

Drum iſt ſo geſegnet das Vaterland jetzt
Mit großen Geiſtern in Maſſen,
Wohin man blickt, ſtolzirt einher
Ein ſolcher Hans Narr in den Gaſſen.

Den Schücking lobt Prutz, und Prutz lobt ihn,
Und Hans Narr den Hans Beck um die Wette;
Durch alle Journale Deutſchland's zieht
Sich die Lobes- und Lobqualms-Kette.

Drum weiß' man auch nicht, ob S. oder P.
Der größte iſt unter den Dichtern,
Ob der Münſterer, ob der Stettiner iſt,
Was der A.... unter den Geſichtern.

O ſchöne Zeit, wenn in Livreen
Einhergehn die kritiſchen Lakaien,
Und man verſilbert die Schnäbel all
Der lobhudelnden Papagaien!

Wo den Gedanken-Kindermord
Nicht befiehlt ein Ober-Herodes,
Doch Jeder, der der Kritik pfuſcht
In's Handwerk, iſt des Todes.

Epilog zum Herbſtmährchen.

Das Mährchen verhallt. Ich ſetze beiſeit
Das Dintenfaß und die Feder;
Und hab' ich auf meinen Lorbeern geruht,
So zieh' ich auf's neue vom Leder.

Unendlichen Stoff, mein liebes Berlin,
Haſt immerdar du geboten!
Die Berliner tadle Niemand mir,
Die lebendigen nicht wie die todten!

Geſchrieben in Flammenzügen ſtehn
In Reih' und Glied ihre Thaten
Von Urweltszeiten her bis auf Petſch,
Den Apfelweinopathen.

Der curirt mit Wein die Seuchen all
Ganz angenehm und bequeme.
Auch ich begann bereits die Kur
Nach ſeinem radicalen Syſteme.

Ich wechſle mit Medoc und St. Julien,
Doch Rouſſillon ſchmeckt mir noch beſſer.
Schon ſpür' ich Beſſerung und beſſer auch
Schon ſchneidet mein Federmeſſer.

Heil dir, unſterblicher Pietſch oder Petſch,
Oder wie ſonſt dein werther Name!
Ich laſſe die Wahl dir aus meinem wohl-
Aſſortirten Gedankenkrame.

Ich weihe dir mein unſterblichſtes Werk,
Woran iſt falſch kein Härchen.
Wohlmeinend rath' ich dir, großer Geiſt,
Wähl' „Berlin“, mein neues Herbſtmährchen!

Deinen leuchtenden Namen an der Stirn,
Mit Birch-Kaliſch'ſchen Standbildſchmucke,
Erſcheint es — ein glänzendes Meteor —
Bei Gebrüder Binger im Drucke.

Und das Opus aere perennius geht ab
Wie friſche Semmelwaare;
Vergriffen in einer Woche ſind
100,000 Exemplare!

Wie rennt's und ſtürmt's zum Verleger hin!
Wie raſſeln die Droſchken und Kutſchen!
Und manche Jungfer im Gedräng'
Muß — fallen und glitſchen und rutſchen.

Die Straßenordnung iſt ſuſpendirt
Mit allen ihren Artikeln,
Das Straßenpflaſter iſt ruinirt
Von allen Bewegungsvehikeln.

Die Schutzmannſchaft ſteht rathlos da;
Sie kann nicht die Straßen erweitern,
Und alle Kunſtgriffe der Polizei
An der Völkerwanderung ſcheitern.

So ſtürmt's zum Haus des Verlegers hin,
Bei Gott! noch nie dageweſen.
Die Reſidenz der Intelligenz,
Ganz Berlin — »Berlin« will leſen.

Denn was ich geſehen in Berlin,
Erlebte, dachte, träumte,
Das ſchrieb ich auf gewiſſenhaft,
Das Gereimte und Ungereimte.

Drauf ſchnürt' ich meinen Ranzen zu,
Und kehrte der Guten den Rücken,
Gedachte ihrer auf dem Weg
Mit innigem Entzücken.

Und zur Erinnerung nahm ich mit
Eine Hand voll Heu von dem Graſe,
Das Vater Wrangel einſt wachſen ſah
Auf einer Berliner Straße.

Und vor der Rückkehr betet' ich
Andächtig im Reiſekittel:
Behüt' mich vor allem Ungemach,
Vor der Krätz' und dem Rechnungsrathstitel!

Und thät ein Gelübde, ernſt und feſt,
Ein feierliches und lautes,
Zu errichten ein Denkmal von Maculatur
Dem Erfinder des Sauerkrautes.

Herbei, ihr Poeten Schücking und Prutz,
Schleppt eure verlegenen Schriften
An Gottes freie Luft hinaus
Aus den dumpfigen Lagergrüften!

Ihr bietet unendliches Material
Allein, ihr Poetencumpane!
Brockhaus macht ſchier ein ganzes Buch
Aus den Titeln eurer Romane.

Und wenn mein Project iſt Wirklichkeit,
Das Denkmal daſteht bewundert,
Als Schiboleth, daß begonnen hat
Das glückſeligſte Jahrhundert;

Dann ſtimmt das Tedeum man überall an
In Kirche, Kapell' und Tempel:
Die „Kirchenfürſten" dem Volke gehn
Voran mit lojalem Exempel.

In Richard Wagner's Zukunftsgalopp
Das Weltballet übt ſeine Sprünge;
Großmütterchen hüpfen in Tricots,
Damit ſich die Welt verjünge.

O daß ich erlebe die ſchöne Zeit,
Wenn vom Himmel träufelt das Manna,
Im niederrheiniſchen Pfingſtconcert
Die Englein ſingen Hoſianna!

Dazwiſchen erklingt märzkatzenhaft
Als obligate Begleitung
Das Zähnengeklapper und Geheul
Der Kirchen- und Galgenzeitung.

Mit Weihrauch und Kirchenklingelgeläut
Singt Leo in Halle das Gloria,
Und Stahl und Conſorten beſchließen zuletzt
Mit Amen die ganze Hiſteria.

Und Hengſtenberg verläßt ſeinen Sitz
Von Kirchenväterfolianten,
Hält ſeinen Auszug aus Berlin
Mit allen ſeinen Glaubensverwandten. —

Zu Ende iſt meine Herbſtmährchenwelt
Mit ihren ſcurrilen Geſtalten.
Ich habe ſie alle euch vorgeführt;
Und — es bleibt Alles beim Alten.

Und ſtrahlt zu Zeiten von Sternen hell
Auch über uns freundlich der Himmel,
Deckt rabenſchwarze Wolkennacht
Bald wieder das Erdengetümmel.

Doch eins bleibt ewig ſchön und gut;
Dich, deutſches Sauerkraut, mein' ich.
Du erfüllſt mit deinem holdſel'gen Geruch
Ganz Deutſchland, ſo lieb und einig!

Zu Einigkeit und Sauerkraut
War Deutſchland ſtets verbunden;
Nur zankt's um einen Wurſtzipfel ſich oft,
Den Katzen gleich und Hunden.

Und wenn die große Wurſtzipfelſchlacht
Ward immer blut'ger und heißer,
Dann gingen durch mit der ganzen Wurſt
Stets fremde Tullenbeißer.

Stets holt' man den Braten vom deutſchen Spieß,
Und ließ dem Michel die Knochen;
Und obenein hat man dem armen Kumpan
Die eigenen Knochen zerbrochen.

Ein ſolches germaniſches Knochenmagout
Bereitet die Weltgeſchichte,
Die große Köchin der Zeit, ſo oft
Ihr's gelüſtet und ſitzt zu Gerichte.

Drum iſt Leo in Halle der glühendſte
Feind aller Revolutionen,
Die er hinwünſcht, wo der Pfeffer wächſt,
Wo die Menſchenfreſſer wohnen; —

Fiasco mit ſeinem Dogma er macht
Des hiſtoriſchen Beſtandes,
Widerlegt durch das Metamorphoſeen
Des deutſchen Vaterlandes.

Man ſieht ihn der Menſchenfreſſer Geſchicht'
Zu ſchreiben — ſein Hauptwerk — ſich rüſten,
Aus purer Erkenntlichkeit, weil ſie
Nach ſeinem Fleiſch nicht gelüſten.

Sie lieben nicht »conſervatives« Fleiſch
Aus dem Pökelfaß und dem Rauche;
Recht friſches, geſundes, noch dunſtendes
Iſt nach ihrem Geſchmack und Brauche.

Drum freut Euch, ihr Herren allzumal,
Pfaff', Junker und Bureaukraten,
Daß Euch die Kannibalen verſchmähn
Als leckeren Sonntagsbraten.

's wär' mißlich, wenn beim Kannibalenmahl
Würd' aufgetiſcht in Schüſſeln
Ein deutſches Profeſſorenmaul
In Hachè von Schweinerüſſeln;

Wenn man ein feiſtes Beefſtück ſervirt'
Von Vollblutsjunkerlenden,
Von Clerikerwaden ein Ragout
Und Bureaumenſchlichen Händen;

Und fette Miniſterlebern zerhackt
Zu Gänſeleberpaſtete;
Einen dürren Rechnungsrath verpackt
In Butterteiggeknete;

Wenn aufgeſchüſſelt als Boeuf à la Mode
Ein ſtädtiſcher Bürgermeiſter,
Als »arme Ritter« gebacken in Ei
Staatsfinanzkundige Geiſter;

Als Schaafskopf mit Trüffeln ſchmückten den Tiſch
Hochgelahrte Hoftheologen,
Als gewäſſerte Stockfiſch' in Waſſer gekocht
Die populären Geologen;

Der Pietiſten erleſenſte Crême
Als Sauwild mit Sauce à la Diable,
Unbeſchnitt'ne Hebräer mit ihrem Dreck
Als Schnepfen, im After den Schnabel;

Die Judenfreſſer, ſchwimmend in
Gar beizenden Knoblauchſaucen,
In Cayenne gepfeffertem Gelée
Die Verſchlinger der Franzoſen;

Zu ſchäumendem Rührei aufgequirlt
Das Corps der Diplomaten,
Und als Kapaune, mit Schnepfendreck
Gefüllt, gewiſſe Prälaten;

Ein lucullisch Gericht – nicht von Nachtigallzung' –
Von deutschen Poetenzungen,
Mit grüner Sauce von Milz und Gall'
Von Zeitungskritischen Jungen;

In Schweinemastdarm festgestopft
Der Mönche feiste Bäuche,
Als Fricassee der Hintertheil
Von Nonnen, der Taubenfleischgleiche;

Und Westfälisches Junker-Knochenmehl
Geknetet zu Pumpernickel,
Und Thusnelden's hochadliche Nichtenschaft
Gebraten als junge Zickel;

Und Hengstenberg als Wetterscher,*)
Sonntäglicher Puter in Butter,
Und Stahl als Gotha'sche Schweinsleberwurst –
Ein kannibalisches Götterfutter;

*) Als ich mit Hengstenberg in Bonn studirte, cursirten dort mehrere Anekdoten über die einträgliche Pfründe seines Vaters als Pfarrers zu Wetter u. a. von einem, ihm sonntäglich von seinen Gemeindegliedern zu präsentirenden fetten Puter.

Der Schücking aus dem Hairſchnuckenland
Als Hammelscarbonade,
Das ſchärfſte Kannibalengebiß
Auf's Korn nimmt die Schöpsenkopfsfaçade;

Als fette, geräucherte Gänſebruſt
Die Elite der Pommerſchen Granden;
Das civiliſirte Europa hat
Nicht alſo die Kochkunſt verſtanden.

O Preis und Ruhm der Gourmandiſe,
Raffinirte Kannibalenküche!
Welch reiche Schüſſeln bieteſt du
Und welche penetrante Gerüche!

Die Menſchenfreſſer vor Allen ſind
Der Kochkunſt eherne Pfeiler.
Verſchreibet ſie und nehmt ſie in Dienſt,
Ihr Berliner Leckermäuler!

Es lebe die Kochkunſt — — — —
Der — — — — Kannibalen.
— — — Scheiterhaufen — —
Die Füße in goldnen Sandalen. — — —

Geſtorben war ich; im Himmel befand
Ich mich kannibaliſch munter;
Ich guckte durch mein Opernglas
In's Erdengewirre hinunter.

Derweil mir verſchafft einen Ohrenſchmaus
Das Halleluja der Engel,
Gewährte mir einen Augengenuß
Die Welt voll tauſend Mängel.

Wie winzig ſpazierte das Menſchengeſchlecht
Da drunten zu meinen Füßen;
Käſemilbengleich die haute volée
Sich erging, den Lenz zu genießen.

Wie mühte im Schweiß des Angeſichts
Sich ab die blaſſe Canaille,
Derweil auf Sopha und Canapee
Schnarcht liederlich — — —

Die Damen zur Heerſchau ſind ausgerückt,
Friſirt à la Wörſinn die Köpfe;
Die jungen Bengel machten Cour,
Und hinten hingen die Zöpfe.

Die Leihbibliotheken waren gefüllt
Mit Büchern, Broſchüren und Schriften;
Nach meinen Werken verlangt man zumeiſt,
Obwohl ſie »die Herzen vergiften.«

Von Atta Troll im Bärenpelz
Man wollte nicht viel wiſſen;
Die Uebrigen aber waren all
Zerfetzt, zerleſen, zerriſſen.

Da kam ein Geſell in Uniform,
Am Rock einen rothen Kragen;
Der packte all meine Schriften ein,
Hatt' einen gefräßigen Magen.

Ich ſah, wie mein Verleger ſich
Sub Firma: Hoffmann und Campe
Auszerrte verzweiflungsvoll Haar um Haar,
Und ſich ſchlug auf die volle Wampe.

„Schon wiederum verboten hat
Man deine Bücher" — ſo dacht' ich.
Es wurde m'r wieder wirr im Gehirn,
Und meinem Auge ward nachtig.

Man verfolgt dich wie ein wildes Thier,
Wie Tiger und Hyäne,
Obwohl du nicht einmal gefletſcht
Wie jene Beſtien die Zähne.

Du ſaßeſt doch ſtill im Kämmerlein,
In der Hand allein die Feder,
Papier und Tintenfaß vor dir
Und Blei im Holze der Ceder.

Bleiſtift und Gänſefederkiel
Sind doch nicht vergiftete Waffen,
Wie ſie der Botocude trägt
Und damit ſchießt nach Affen.

War's doch gedruckt zu Altona
Im deutſchen Bundesſtaate,
Und was drin ſtand, war ſonnenweit
Hochverrätheriſchem Attentate,

Weßhalb, rothkragiger Geſell —
Rief ich hinab aus der Höhe —
Du ſäuberſt die Leihbibliothek
Von meinen Werken wie Flöhe?

Er hörte meine Donnerſtimm',
Denn er glotzte gleich einem Mucker
Urplötzlich himmelan; ich ſah's
Genau durch den Operngucker.

Drauf ſchritt er fürbaß, wie er war
So eben herangekommen,
Und meine ſämmtlichen Werke hat
Sans gêne er mit ſich genommen.

Die Wahrheit nicht gern zu hören gehört
Zu der Zeit modernen Schwächen,
Mit der Feder die Wahrheit ſagen iſt
Ein ſchwerverpöntes Verbrechen.

Doch lügen darf man wie gedruckt;
Drum huldigt dieſer Mode!
Dann macht ihr »ſehr guten Eindruck« ſtets; —
Es iſt nicht meine Methode. —

Für's Kannibalenmahl, das ich oben beſchrieb,
Die feilen Lügenliteraten
Lebendig wie Aale geſchunden werd'n
Und drauf in der Pfanne gebraten;

Die filzigen Verleger en passant
Gezwängt in Auſterſchaalen,
Vitriolbeträufelt, lebendig geſchlürft
Von den Mäulern der Kannibalen.

Mein Verleger Campe bei Leibe! gehört
Nicht zu einer der Categorieen;
Drum wird er auch nicht geſotten, geſchmort
Nach kannibaliſchen Kochtheorieen;

Nach Henriette Davidis erſcheint
Er als Schaudert' reich überzückert,
Sein Name in ſüßen Sonetten gefei'rt
Vom Reimzuckerpoeten Fritz Rückert.

Wenn die Kannibalenmäuler ſie All'
Verſchlungen mit Kopf und Kragen,
Und wenn ſie Alle ſind gut verdaut
Von Kannibalenmagen,

Die Elite des deutſchen Vaterland's,
Die ſchlechten Handſchuhmacher und Dichter
Und Alle, woran der Zahn der Zeit
Genagt, das faulige Gelichter,

Dann feiert die ganze Geneſſenſchaft
Im Vergange mancher Bläſung
Aus Kannibalenmaſtdarm die
Materialiſtiſche Auferſtehung.

Und Vogt und Büchner und Moleſchott
Ausſpielen die beſten Trümpfe,
Der Materialismus, der ganz in Verſchiß,
Kommt glänzend auf die Strümpfe!